

Inv. čis.: 122

Sign: 65

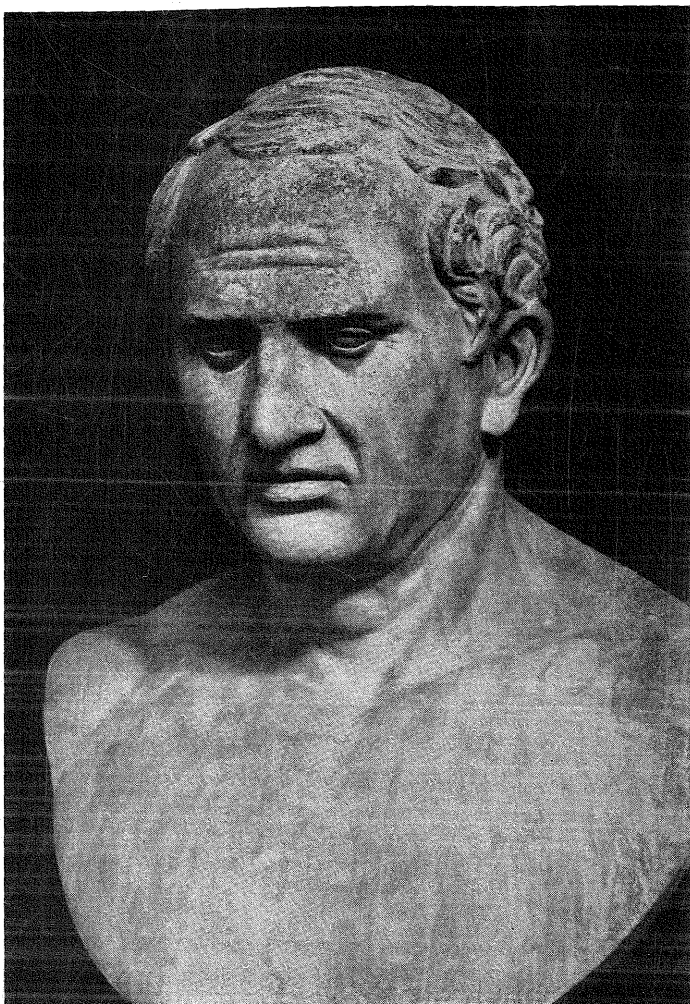
# CICERO

DER RECHTSANWALT, REDNER, DENKER  
UND STAATSMANN

SEIN LEBEN UND WESEN

VON

HERBERT EULENBERG



*I. dd 15.*

*4.837.*

1932

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN

*1855/3*

*3*

Das Titelbild ist die Reproduktion der antiken Büste  
Ciceros aus dem Vatikanischen Museum in Rom

## INHALT

	Seite
1. Jugend und Werden . . . . .	1
2. Beginn seiner Beamtenlaufbahn . . . . .	22
3. Das Konsulat und der Kampf mit Catilina . . . . .	37
4. Der schöne Clodius und Ciceros Verbannung . . . . .	51
5. Ciceros Wiederaufbau . . . . .	69
6. Das dreiköpfige Ungeheuer . . . . .	84
7. Cicero zwischen zwei Feuern . . . . .	115
8. Cäsar setzt sich in Rom durch . . . . .	136
9. Der tragische Endkampf . . . . .	156
10. In die Unsterblichkeit . . . . .	198

ÚSTŘEDNÍ KNIHOVNA  
PRÁVNICKÉ FAKULTY UJEP  
STARÝ FOND  
C. inv.: 04263

## 1. Jugend und Werden

Um das Jahr 97 v. Chr. kam der Knabe Cicero zuerst nach Rom. Kam dorthin geleitet von seinem Vater und begleitet von seinem um vier Jahre jüngeren Bruder Quintus Cicero, der Name leitet sich her von dem römischen cicer, das auf deutsch „Erbse“ bedeutet. Und der Urgroßvater Ciceros, ein fleißiger, tugendharter alter Bauer soll diesen Beinamen von dem Anbau der Kichererbse auf seinem ländlichen Gut bekommen haben. Denn daß er ihm infolge einer erbsenähnlichen Warze an der Nase verliehen worden sei, wie hier und da behauptet worden ist, erscheint höchst unglaubwürdig. Ebenso unglaubwürdig, wie das Märchen, das Cicero selber uns einmal aufbinden will, daß der Geschlechtsname der „Tullier“ mit dem sagenhaften König Servius Tullius in Verbindung stände. Im Deutschen würde also Cicero „Erbslein“ oder „Erbsloh“ heißen. Im Französischen „Poiseau“. Und im Englischen etwa „Peaow“.

Der Vater des größten römischen Redners, ein Gutsbesitzer, war nicht ganz unbemittelt. Man schätzte sein Barvermögen auf siebzigtausend Mark. Infolgedessen wurde er auch in den Ritterstand erhoben, falls diese Standeserhöhung nicht schon seinem Vater gelungen ist. Zu seinem Geld besaß Vater Cicero noch zwei Häuser. Das eine in Arpinum, das andere hatte er sich in Rom käuflich erworben. Im Gegensatz zu seinem mehr dem Ackerbau als den Wissenschaften ergebenden sittenstrengen bäuerlichen Erzeuger, der von den Griechen, ihrer Sprache und dem ganzen „modernen Geist“ wenig wissen wollte, war der Vater Ciceros schon ein einsichtsvoller und recht gebildeter Mann, der sich gerne mit geistigen Dingen befaßte. Dazu gehörte

für ihn auch die Erziehung seiner beiden, weit über das durchschnittliche Maß begabten Söhne.

Das Landhaus in Arpinum, dem heutigen Arpino, einem alten, volkreichen Bergstädtchen, etwa hundertsechzig Kilometer südöstlich von Rom, in dem Cicero und sein Bruder zur Welt kamen, ist sehr reizvoll gelegen. An dem Einfluß eines Bächleins in den Liris, einem Fließchen, das sich durch starkes, freilich meist schmutziges Wasser, aber auch durch viele Fische, besonders Aale, bis in unsere Zeit auszeichnet. Arpinum konnte sich bereits als die Geburtsstätte eines berühmten Mannes, des Marius, des Besiegers der Cimbern und Teutonen, rühmen, der gleichfalls ein Bauernsohn gewesen und hernach einer der ersten Feldherrn Roms geworden war. Cicero hat oft und gern an das hübsche Städtchen, in dem er seine Kindheit verbrachte, zurückgedacht, und sich noch in Eingaben und Fürbitten später für seine Heimat verwendet, wie er auch den Schauplatz des Gesprächs über die Gesetze, einer seiner besten philosophischen Schriften, hierhin verlegt hat. Vor allem hat er sich stets gerührt der Jugendjahre erinnert, die er in jenem freundlichen Landhause verbracht hat, in dem er geboren war. Seine Mutter Helvia, die aus einem römischen Beamtenengeschlecht stammte, muß sehr zart gewesen und früh gestorben sein. Als kleines Kind von einer Amme aufgezogen, erregte der Knabe bald durch sein aufgewecktes Wesen die Freude seines Vaters. Ciceros spätere Liebe zum Landleben und zur Schöpfung rührt von jener Zeit her, da er auf der väterlichen Scholle zwischen einfachen, rechtschaffenen Bauern, von Wasser und Bäumen umgeben, aufgewachsen ist. Und seine Neigung für seine Heimat hat Cicero, der im Grunde seines Wesens ein treuer Mensch war, auch dadurch bewiesen, daß er sich, solange er konnte, sein Landhaus bei Arpinum erhielt: Dort, wo seine väterlichen Berge waren und die Wiege seiner Kindheit gestanden hatte. Von seinen hervorragenden Leistungen, die er schon auf der ländlichen Schule verbracht haben soll, wußten seine Mitschüler, unter denen auch ein Sohn des Marius war, manches zu berichten. Beim Verlassen des Unterrichtes soll er als frühzeitiger Pri-

mus stets mit Stolz von seinen Mitschülern in die Mitte genommen worden sein. Jedenfalls regte sich sein Ehrgeiz schon bald. Erklärt er doch selbst einmal, daß sein Lieblingsvers aus dem Homer von seiner Knabenzeit an dieser gewesen sei:

„Immer der Beste zu sein und vorzustreben vor allen“. Ein Vers, den sich nach ihm so mancher Primus noch als Lebensregel auserwählen sollte.

Das römische Stadthaus des alten Cicero lag in dem Viertel, das man die „carinae“ nannte. Auf der Westseite des esquilinischen Hügels. Zwischen dem Kolosseum und der heutigen Kirche San Pietro in vincoli, in der Michelangelos Riesenmarmorbild des Moses prangt. Es war durchaus keine unvornehme Gegend. Auch der große Pompejus führte hier sein vielgerühmtes reiches Haus. Der Vater Cicero bewies wiederum seine hohe Einsicht, daß er seine Söhne sehr früh aus der ländlichen Umgebung in die Hauptstadt brachte. Er merkte bald, daß er, der mehr aus sich selbst als von anderen gelernt hatte, der Erziehung seiner beiden hochgeschickten Knaben nicht gewachsen war. Und opferte darum seine eigene Behaglichkeit und die Pflege seiner Gesundheit. Um seine Söhne zu ganzen, vielseitig unterrichteten Männern ausbilden zu lassen, ertrug er geduldig den Lärm der kostspieligen Weltstadt, der ihm sehr wenig zuträglich war. Ein Bruder des alten Cicero hauste schon in Rom und konnte den neu angekommenen Verwandten die Aufnahme in die dortige bessere Gesellschaft wesentlich erleichtern. War er doch ein guter Freund des Antonius, des bedeutendsten römischen Redners vor Cicero, den er auch auf einer Reise nach Kleinasien begleitet hatte. Vater Cicero, für sich selber ohne Ehrgeiz, fühlte sich denn auch bald auf dem römischen Pflaster leidlich behaglich. Und seine Söhne desgleichen. Gleichwohl blieb sein berühmter Ältester, der hier in Rom schon mit sechzehn Jahren die Toga virilis, das Obergewand des römischen Bürgers, anlegte, für die am Tiberstrand geborenen Leute ein Hinzugekommener. Ein Grünhorn. Ein homo novus und Neuling. Blieb es auch darum, weil er ja nicht aus einem bekannten, alteingesessenen Geschlecht

stammte, sondern aus einem nicht unangesehenen, nicht unvermögenden, aber doch immerhin heraufgekommenen ländlichen Hause. Auch auf der Höhe seiner Erfolge war Cicero in den Augen der vornehmen, der altadligen Römer nur der Emporkömmling, der neugebackene Ritter. Der Herr „Erbsloh“ vom Lande, der bäurische Mensch aus Arpinum. Selbst seine etwas harte Stimme verriet trotz aller Übung und Durchbildung, die er ihr angedeihen ließ, seine Herkunft aus diesem ländlichen Bergnest. Und erreichte nie ganz jenen Wohlklang, jene Tonfärbung und Schmiegsamkeit, deren sich die am Tiber Geborenen gerne vor allen andern Italienern rühmten und noch heute zu rühmen pflegen. Eine Zeitlang, als er sich von Stufe zu Stufe hinaufstreben mußte, legte man ihm nahe, seinen etwas lächerlich klingenden Vatersnamen abzulegen und mit einem schöneren zu vertauschen. Worauf er die stolze und ansprechende Antwort gegeben haben soll: Er gedenke diesen drolligen Namen berühmter als den der ältesten und geehrtesten Familien Roms zu machen. Ja, er verachtete die Leute, die wenig stolz auf ihren Namen und ihr Geschlecht, sich entadelten wie sein Feind Clodius und in den Stand der Plebejer aufnehmen ließen, aus Herzensgrund. — Ursprünglich hatte der Knabe Cicero wohl seinem weichen Wesen folgend daran gedacht, Dichter zu werden. Besonders auf der Schule seines Heimatstädtchens muß er sich in manchen dichterischen Übungen ergangen haben. Ein kleines Gedicht in achtfüßigen Versen, das er in jenen Jahren unter einem Künstlernamen verfaßt hat, war noch zur Zeit des Plutarch wohlbekannt: Er hat ja auch als gereifter Mann zuweilen noch die Musen aufgestört und vor allem seine eigenen Ruhmestaten gern besungen. In diesem Punkt weit mehr von seiner Eitelkeit abhängig als etwa Friedrich der Große, der ja auch mit Vorliebe in seinen Mußestunden Verse schmiedete, aber nur selten zur Mehrung seines eigenen Ansehens als Kriegsherr oder König die Leier rührte und nicht übermäßig stolz auf seine Poesien war. Cicero muß ähnlich wie Voltaire, einem seiner stärksten späteren Bewunderer, eine große Leichtigkeit, Verse herzustellen, gehabt

haben. Rühmt er sich doch einmal, in einer einzigen schlaflosen Nacht an die fünfhundert Verse verfertigt zu haben. Meistens lehnte er sich an griechische Vorbilder an, die er frei ins Lateinische übertrug. Seine dichterischen Versuche fanden schon zu seinen Lebzeiten das Los, das sie verdienten, nicht weiter beachtet zu werden. Sie brauchten darum auch späterhin nicht vergessen zu werden, weil sie von niemanden außer von Cicero selber und seinen nächsten Freunden gekannt und geschätzt wurden. Und der bissige Spottdichter der Trajanszeit Juvenal bemerkt sehr witzig und richtig von ihnen, daß, wenn Cicero alles in Versen gesprochen hätte, so wäre er vor den Dolchen der Meuchelmörder zeitlebens sicher gewesen.

Etwas dichterisch stärker veranlagt als Cicero scheint sein Bruder Quintus gewesen zu sein, der ja auch mehr Muße für seine poetischen Spielereien hatte als sein großer Bruder. Er hat das Flügelpferd besser und länger geritten und nach griechischen Vorbildern eine Reihe von Trauerspielen geschrieben, die freilich auch bald der Vergessenheit verfallen sind. Besonders auf die Schnelligkeit, mit der er seine Tragödien — eine von ihnen in nur sechzehn Tagen! — zusammenstoppelte, scheint der jüngere Cicero sich sehr viel zugute getan zu haben. Sein einziger Bewunderer auf dichterischem Gebiete ist sein berühmter Bruder gewesen, der auch das Kunststück fertig brachte, ihn stundenlang vorlesen zu hören, ohne dabei einzuschlafen.

Rom machte aus dem Landkind Cicero das, was er einzig werden konnte: Einen Redner, wie es vor ihm und nach ihm bisher noch keinen ähnlichen gegeben hat. Denn Demosthenes, mit dem man ihn oft verglichen hat, mit dem er selber sich gerne maß, ist von ihm so verschieden wie Athen von Rom. Hier in der Hauptstadt der damaligen Welt sah und hörte Cicero früh die damals bekanntesten Redner. Hier erhielt er auch die ersten Rechtsbelehrungen durch die Mucier. Das war ein altes und berühmtes römisches Geschlecht, das ehemals jenen Heldenjüngling hervorgebracht hatte, der seine rechte Hand über ein Kohlenbecken hielt und wortlos rösten ließ, um dem fremden König Porsena.

in dessen Gefangenschaft er war, zu zeigen, wie wenig er die Folter und den Tod fürchtete. Späterhin erwachsen aus dieser Familie eine Reihe ausgezeichnete Rechtsgelehrter. So Mucius mit dem Beinamen Augur, nach seinem Stande und auch ein anderer Mucius, der ebenfalls nach seinem Amt Pontifex Maximus zubenannt wurde. Bei beiden rechtskundigen Staatsmännern wurde Cicero von seinem Oheim eingeführt, und hat auch dann Unterricht bei ihnen genommen. Das heißt, er ging zusammen mit anderen Jünglingen in dem Haus dieser Rechtskenner ein und aus und hörte sich ihre Belehrungen an.

Die Beschäftigung mit den Rechtswissenschaften wurde von den jungen Leuten damals noch ziemlich zwang- und planlos betrieben und beschränkte sich in der Hauptsache auf das Erlernen der Bestimmungen der zwölf Tafeln, diesem alten Gesetzesbuch Roms, und mit seiner Auslegung im Gerichtsleben. Das prätorische oder prätorialische Recht, eine Sammlung richterlicher Urteile, ähnlich unsern Reichsgerichtsentscheidungen, ging einem erst bei der Ausübung des Rechtsanwaltsberufes recht ein. Auch die Auslegung der alten „formulae“, wie z. B. „Aufs beste und billigste“ oder: „Wie es zwischen ehrlichen Leuten ehrlich zugehen muß, erlernte sich erst in und mit der Praxis. Zweck dieser formulae wie des ganzen prätorialischen Rechtes war, die Handhabung der strengen alten Zwölftafelgesetze zu mildern und für den Tagesgebrauch abzuschwächen. Es gab zu Ciceros Zeit weder hohe Schulen, auf denen einem die Rechtslehrsamkeit vorgetragen und eingetrichtert wurde, noch Einpauker („Repetitoren“), die das all dort verabsäumte oder nur oberflächlich Beigebrachte nachträglich noch in die jungen Schädel hämmerten. Auch mußten die künftigen Staatsbeamten oder Rechtsanwälte Roms noch nicht durch das Joch mehrerer schwerer Prüfungen kriechen, ehe sie für ihren Beruf reif erklärt wurden. Man sammelte sich seine Kenntnisse, wo man sie fand. In den Wohnungen rechtserfahrener Männer oder den Gerichtsverhandlungen oder Versammlungen auf dem Forum. Das Forum, der Marktplatz, war für die alten Römer das, was

die „piazza“ für den heutigen Italiener bedeutet. Auf ihm standen sie herum, wie man es noch jetzt auf den Plätzen in allen Städten Italiens beobachten kann, und plauderten stundenlang über die Geschäfte des einzelnen wie über die des Staates. Hier auf dem Forum, wo meist unter freiem Himmel die Gerichtshöfe tagten, hat der äußerst empfängliche und gelehrige Cicero sehr viel von dem aufgeschnappt, was er später als Anwalt so geschickt zu verwenden wußte. Hier sammelte er seine Lebensweisheit und seine Menschenkenntnis, soweit er sie besaß. Hier auch vernahm er zuerst seinen ehemaligen Mitschüler den großen Redner Hortensius, den berühmtesten Roms vor ihm, der acht Jahre älter als Cicero war und als dieser sich noch als Paraphenlehrling herumtummelte, bereits in hohem Ansehen stand. Das war ein sehr fleißiger Mann, dessen wohlvorbe-reiteter Vortrag, unterstützt durch ein ausgezeichnetes Gedächtnis, ein wenig durch zu kunstvolle Handbewegungen und eine zu lebhaftes Mienensprache beeinträchtigt wurde. Später gab Hortensius den Wettlauf mit Cicero, der ihn überflügelte, gutmütig auf. Er war ein steinreicher Mann geworden. Wodurch sich sein Hang zur Behaglichkeit und zu einer üppigen Lebensführung noch verstärkte. Ein Schlemmer und heimlicher Wollüstling, dessen schlüpfrige Gedichte selbst einem nicht grade zimperlichen Poeten wie Catull widerstanden, hielt Hortensius stets ein offenes Haus. Seine Gelage waren stadtbekannt. Besonders seine Wildschweine, die er in besondern Gehegen mästete, und die Fische, die es bei ihm zu essen gab, erfreuten sich allgemeiner Anerkennung. Auch soll er der erste Römer gewesen sein, der sich und seinen Gästen Pfauenfleisch auftragen ließ. Daß er andere bestach und sich selbst verkaufte und bestechen ließ, wo es sich lohnte, versteht sich bei einem vielbeschäftigten Rechtsanwalt zu jener Zeit am Rande. Zu seinem Glück geriet Hortensius nicht mehr in die letzten Wirren der Bürgerkriege Roms, in denen er vermutlich wie die meisten irgendwie hervorragenden Männer ein trauriges Ende gefunden hätte. Denn als ein gesuchter Rechtsanwalt und Strafverteidiger hatte er sich natürlicherweise

auch manche Gegner in den einflußreichen Kreisen Roms gemacht. Er starb infolge seines beständigen Wohllebens an einem Leberleiden.

Cicero hat diesem Manne, mit dem und gegen den er später oftmals auftreten sollte, in seiner Jugend manches abgesehen. Zwar behauptet er selber, er habe von Hortensius, dessen glänzende Vortragsweise häufig ins Schwülstige ausglitt, mehr gelernt, was man als Redner vermeiden sollte und müsse. Aber daß ihm dieser erfolgreiche Rechtsanwalt, dessen Stärke sowohl in der Einteilung seiner Rede lag wie in der schließlichen Zusammenfassung all seiner Beweisgründe, in jungen Jahren einen großen Eindruck gemacht hat, das beweisen die zahlreichen Stellen in seinen Schriften, in denen Cicero noch dieses Berufsbruders auf das anerkannteste Erwähnung tut. Beweist auch die bewegliche Klage, die er beim Ableben dieses seines Kollegen erhebt.

Schon in seiner Jugend begegnen wir dem schönsten Zug im Wesen Ciceros, seiner Neigung für die Königin der Wissenschaften, für die Weltweisheit. Der Umgang mit ihr ist es ja vornehmlich, der ihn aus der Reihe der bekannten Redner und Rechtsanwälte seiner Zeit um Haupteslänge heraushebt. Dem Würfel- oder Ballspiel obzuliegen, wie die meisten seiner Kollegen es liebten, verschmähte Cicero, der körperlich Schwächliche und gern Grübelnde. Schöne Kunstschatze, Standbilder und Gemälde sammeln, und ein wenig mit den Musen herumschäkern, das konnten Männer wie Hortensius, wie das Leckermaul Lukullus oder wie der reiche geizige Crassus auch. Aber sich ernsthaft mit Fragen der Erkenntnis, der Weltanschauung und der Lebensrichtung zu befassen, das war ihre Sache nicht. Darin überragt Cicero fast alle seine Zeitgenossen, daß er sich ein festes Bild von der Welt zu machen sucht und zugleich in der Lebenskunst umsieht, um vor seinem inneren Gewissen als ein weiser und guter Mensch bestehen zu können. So sehen wir ihn, kaum dem Knabenalter entwachsen, schon die Vorträge des Philon besuchen: Eines weniger bedeutenden wie lebenswürdigen griechischen Philosophen, der von Athen nach Rom geflüchtet war und sich dort durch sein ange-

nehmes Wesen einen Kreis von Schülern und Anhängern erworben hatte. Ein planmäßiges geordnetes Denken scheint seine Hauptstärke gewesen zu sein, eine gute Eigenschaft, die er auch Cicero vermittelt hat. Auch über seine eigene Kunst, die Rednergabe, stellte Cicero früh schon seine Untersuchungen an und verfaßte in jungen Jahren eine erste Schrift über den Redner, deren Herkunft von ihm man freilich im ganzen später bestritten hat, von der aber sicher einzelne wichtige Abschnitte aus seinem Geiste stammen.

Mit weit geringerem Glück versuchte der junge Rechtsgelehrte sich nun auf einem Gebiet, auf dem ihm sein Leben lang nie viele Lorbeern erwachsen sind, obwohl er sie sich selber auch hier zeitweise des reichlichen zugesprochen hat: Als Kriegsheld. Er diente in dem sogenannten bellum marsicum oder Bundesgenossenkrieg, jener blutigen Auseinandersetzung zwischen Rom und dem übrigen Italien, dessen alte Völkerschaften, allen voran die Marser sich gegen die neue übermächtige und hochmütige Herrin erhoben hatten. Der Feldherr Sulla, der sich während dieser Kämpfe den Namen: „Der Bluthund“ verdiente, schlug diesen letzten Aufstand der italischen Bundesgenossen gegen die Römer mit einer unerhörten Grausamkeit nieder. Allerdings schließlich mit dem Endergebnis, daß das über Trümmern siegreiche Rom den Besiegten das gewähren mußte, um das man bis zu hunderttausend Opfern erbittert gestritten hatte — das römische Bürgerrecht. Cicero selber, der in einer Heeresabteilung unter dem Oberbefehl des recht anrühigen, habgierigen Vaters des großen Pompejus stand, tat sich nicht gerade besonders in diesem Kriege hervor, wie er überhaupt ebensowenig wie sein großes attisches Vorbild Demosthenes stark in den Waffen war. Er, dem schon die schwere Bewaffnung höchst lästig wurde, war heilfroh, als die Schlachtereie beendet wurde. Und ließ es auch später nicht an mehrfachen Verwünschungen über das ihm unleidliche öde unmusische Lagerleben fehlen.

Der römische Freistaat, der seit den Unruhen der beiden Gracchen ins Wanken geraten war, sollte nie mehr ganz zur alten Festigkeit kommen. Diese beiden Volksmänner, die das

Wohl der breiten Masse durch eine allgemeine Acker- und Getreideverteilung fördern wollten, Sozialisten oder gar schon Kommunisten, wenn man die heutigen Schlagwörter auf sie anwenden mag, verursachten mit ihren grundstürzenden Plänen die ersten Unruhen und einen Riß in der römischen Republik, der sich nicht wieder schließen konnte. Die Optimaten, die Partei der Besten, der Alten und Gutgesinnten, standen seitdem in schroffem Gegensatz zu den popularen, den Schmeichlern und Liebedienern des Volkes. Und dadurch wurde das Gefüge des Staates bröcklig, und kam ein Schaukeln in das Schiff, dessen Führerschaft uneins geworden war. Die Macht des Senates, des Urbestandes des römischen Staatswesens, hatte schon dadurch gelitten, daß der jüngere der Gracchen ihm die ständigen Geschworenengerichte genommen und ihre Besetzung dem Ritterstande übertragen hatte. Das waren reich gewordene Bürgersleute Roms, zu denen sich Banker, Großkaufleute, Steuerpächter und Werkbesitzer aus der Provinz gesellten. Rom wuchs als Stadt und als Staat mehr und mehr und sprengte damit zwangsläufig die alte Verfassung. Einzelne Gewaltmenschen, Abenteurer und Eroberer drängten sich vor und wagten es schon, was in den strengen Anfangszeiten der römischen Republik unmöglich gewesen wäre, die Weisungen des Senats außer acht zu lassen oder hochmütig und selbstherrlich zu überhören. Marius, der Sieger über die aus Germanien vorgestoßenen Cimbern und Teutonen, umbuhlte schon offensichtlich die Volkspartei und wütete im Bunde mit Cinna, einem ausgesprochenen Gegner der Senatoren, am Schluß seines Lebens gegen seine Feinde mit einer Grausamkeit, die alles in Schrecken setzte. Aber seine Bluttaten, die dem römischen Freistaat den ersten Todesstoß versetzten, waren nur eine Kleinigkeit gegen die Proskriptionen, die nach dem Tode des greisen Marius von dem siegreichen Sulla eingeführt wurden. Durch diese Proskriptionen, zu deutsch Achterklärungen, wurden die von ihr Betroffenen für vogelfrei erklärt, ihre sämtlichen Güter eingezogen und sie selber meist auf der Flucht niedergestochen oder zusammengeknüttelt. Sulla hauste eine Weile wie ein Wüterich in der

von ihm eroberten Hauptstadt. Und der Senat sah dem Treiben dieses adligen Teufels, der zu den Optimaten hielt, schauernd, aber widerspruchslos zu. Selbst das Grab des Marius wurde nicht geschont. Und was man von ihm noch vorfand, wurde in den Anio geschleudert, in jenes Flößchen, das bei Tivoli den anmutigsten Wasserfall der Welt bildet.

Solange Sulla als Diktator über Rom herrschte, war der römische Freistaat nur ein Schatten. Und das, was ihn groß gemacht hatte, die hohen Gedanken der Freiheit, der Verantwortlichkeit und der Unterordnung einzig und allein unter den Staat, sie waren nur mehr Schall und Rauch und Träume von gestern.

Nur im Heere galt noch Manneszucht und Strenge und Pflichterfüllung. Und das alte Rom und seine Tugend lebte noch in seinem Lager, wie die heute entschlafene österreichische Monarchie weiland unter Radetzky's Fahnen. Diese Straffheit seiner Soldaten ermöglichte es dem späteren römischen Kaiserreich seine Weltherrschaft noch jahrhundertlang aufrecht zu erhalten. Als die römische Republik schon längst erloschen war, glühte ihr Geist, ihre Aufopferungsfähigkeit für das Gemeinwesen noch in den tapfern Truppen, die an den Grenzen des Reiches ihre Hauptstadt und ihren Staat vor den Feinden schützten. Auf diesen schwankenden sumpfigen Boden des römischen Freistaates, der schon im Verscheiden war, geriet nun der aufstrebende, der schwärmerische Jüngling, den das Schicksal zum letzten geistigen Verfechter altrömischer republikanischer Anschauungen aufsparen sollte.

Die Ruhe des Grabes, die nach dem letzten entsetzlichen sullianischen Blutvergießen sich über Rom ausbreitete, bot den Rechtsanwälten wieder mehr Gelegenheit sich auszuzeichnen. Jetzt, wo die alles übertönende Kriegsposaune wieder schwieg, flackerten aufs neue die kleinen Streitigkeiten unter den Menschen auf. Und auch für Cicero, der eben fünfundzwanzig Jahre alt geworden war, schlug die Stunde, wo er zum erstenmal in einer größeren Sache aufzutreten, und wenn auch nicht seine Jungferrede halten konnte — denn er hatte schon einige Prozesse geführt —



aber doch plötzlich als aufsteigende juristische Größe sich allgemeine Beachtung erzwingen sollte. Es war ein ziemlich verwickelter Privatrechtsstreit um eine verjährte Schuld, ein noch heute für Juristen bemerkenswerter Fall, den er für einen aus dem römischen Patriziergeschlechte der Quinctier zu führen hatte. Noch dazu gegen den ihm damals offenbar noch weit überlegenen Hortensius als Gegenanwalt.

Der Tatbestand der Klage, deren Entscheidung man noch jetzt bei Prüfungen jungen, der Rechtsgelehrsamkeit beflissenen Männern vorlegen könnte, ist kurz erzählt, folgender:

Ein Bruder des besagten Angeklagten Quinctius war mit einem gewissen Naevius, einem früheren Ausrufer in Rom, in einen Gewerbsverein zum Verschleiß von Landeserzeugnissen Galliens getreten. Dort hatten sie nämlich gemeinsam Ländereien. Dieser Bruder des Angeklagten war nun verstorben. Und unser Quinctius war in seine Rechte eingetreten. Geraume Zeit hatte er mit Naevius, der noch dazu ein Verwandter von ihm war, zusammengelebt, ohne daß dieser Herr irgendeine Silbe von seinen besonderen Forderungen an die Handelsgenossenschaft verlauten ließ. Als aber der Angeklagte, um noch ausstehende Schulden seines Bruders zu decken, eine Versteigerung des brüderlichen Vermögens veranstalten wollte, meinte der schlaue Naevius: „Wozu das? Ich kann Dir meine Börse anbieten.“ Da Quinctius nach einiger Zeit darauf eingehen will, rückt Naevius aber mit seinen alten Forderungen an die Vereinskasse heraus: „Halloh! Freundschaft! So haben wir nicht gewettet!“ Quinctius erklärt höchst erstaunt, er wolle die Sache untersuchen. Da aber Naevius ganz ungewöhnlich hohe Forderungen an ihn stellt, kommt es zum Prozeß und es werden Fristen anberaumt. Während der Angeklagte nun nach Gallien reist, dort nähere Erkundigungen einzuziehen, erklärt Naevius, er habe sich inzwischen durch einen Verkauf in Gallien bezahlt gemacht. Beantragt aber weiter, da Quinctius eine gerichtliche Frist verabsäumt habe und offenbar entwichen sei, der Richter möge seine Güter öffentlich

feilbieten. Ein Verwandter von beiden Gegnern sucht nun zu vermitteln und wendet sich an die Volkstribunen. Daraufhin wird dem Quinctius eine neue Frist gesetzt. Zu diesem Termin erscheint er. Aber nun läßt sein Gegner Naevius die Sache wiederum für längere Zeit vertagen und verschleppen. Erst als der vermittelnde Verwandte unter der Herrschaft des Sulla geächtet worden ist, erst da erneuert er seine Klage vor Gericht. Dieses fällt zu seinen Gunsten den Spruch: Quinctius soll eine Summe niederlegen und angeloben, diese dem Naevius zu überlassen, falls er nicht beweisen könne, daß Naevius seine, des Quinctius Güter, nicht nach dem eben erwähnten Spruch des Prätors besessen habe. Infolgedessen ist der brave, der ernste und einfach strenge Quinctius, — so wird er von seinem Anwalt geschildert — in die Verteidigerstellung gedrängt worden, aus der ihn nun Cicero herauszupauken sucht. Aber es scheint ihm bei dieser seiner Antrittsrolle, die er spielte, ebenso wie vielen später in ihrem Fach sehr tüchtigen Männern bei ihrem ersten Versuch ergangen zu sein. Er scheint diesen Rechtsstreit verloren zu haben. Denn im andern Fall wäre er, der auf seine Erfolge so stolze Mann, hinterdrein sicher gelegentlich noch auf diesen ersten Sieg zurückgekommen. Aber er tut seiner nicht weiter Erwähnung. Und das will bei Cicero genug heißen. Die Vermutung, die später hie und da geäußert worden ist, daß Quinctius infolge der Rede Ciceros zu seinem Recht gekommen sei, läßt sich in Wahrheit nicht erweisen. Immerhin ist diese besonders für einen Rechtskundigen fesselnde Rede, die sich größtenteils erhalten hat, als die eines Anfängers recht bemerkenswert. Wenn Cicero in ihr nur erst seine Krallen wetzt, wie es junge Kater zu tun pflegen, so merkt man doch an mehreren Stellen, daß einmal ein Löwe aus diesem Herrchen werden kann. Man merkt es an dem höhnischen Titel: „Ein ehrenwerter Mann!“, den er wiederholt seinem ränkevollen Gegner verleiht: Ein Kunstgriff, den Shakespeare seinen Mark Anton in der berühmten Ansprache ans Volk bei der Leiche Cäsars meisterlich anwenden läßt. Und man merkt es an der verschmitzten Weise, wie der junge Anwalt seinem älteren angesehenen

Kollegen Schmeicheleien zuzutragen weiß und Wind, den er ihm dann selber hernach wieder aus den Segeln holt und für sich in Anspruch nimmt. Indessen es war kein voller Triumph für Cicero, dies Debut.

Um so ehrenvoller hieb er sich dann freilich bei seinem zweiten Rechtshandel heraus: Als er sich in einer öffentlichen Sache einer *causa publica* für einen jungen Mann, Namens Sextus Roscius aus Umbrien einsetzte. Der arme Teufel, beileibe nicht mit dem in Rom berühmten Schauspieler des gleichen Namens zu verwechseln, war keines geringeren Vergehens als des Vaternordes bezichtigt worden. Und zwar von Leuten, die unbedingt einen großen Vorteil von seiner Verurteilung gehabt hätten. Ihr Haupthahn und Rädelsführer, ein gewisser Chrysogonus, hatte nämlich die eingezogenen Güter des anscheinend von anderen Verwandten ermordeten wohlhabenden Vaters Roscius für ein Spottgeld aufgekauft. Und dieser in Rom sehr einflußreiche Chrysogonus war noch dazu ein Günstling des allmächtigen Sulla, der allerdings schon der Alleinherrschaft müde wurde und seinen Rückzug auf seinen Alterssitz in Pozzuoli vorbereitete. Aber immerhin gehörte ein ganz ungewöhnlicher Mut dazu, die nicht völlig durchsichtige Sache des gänzlich verarmten und unbeholfenen Roscius zu führen. Noch dazu als Neuling, der keinen großen Anhang hinter sich hatte. Die Rede, die Cicero für Roscius gehalten hat, ist eine Meisterleistung und sollte jedem Anfänger in der Redekunst wie in der Rechtsanwaltschaftslaufbahn als Fibel in die Hand gelegt werden. Wie gewandt sticht er einen jeden seiner Gegner ab! Von dem gewissenlosen Lebemann Chrysogonus bis zu dessen plumpen Vertreter Erucius, der als handwerksmäßiger Ankläger in dieser Sache auftrat und sich als „Antoniaster“, als stümperhafter Nachahmer des Antonius abtun lassen muß, jenes angesehensten Redner Roms vor Cicero, dessen Enkel Mark Anton dazu ausersehen sein sollte, den lauten Bewunderer und Verherrlicher seines Großvaters, der Cicero zeitlebens war, dem Tode zu überliefern.

Wie schlaue ist in dieser Rede für Roscius ein Angriff, ja nur ein unsanftes Wort gegen Sulla vermieden! Wie ge-

schickt wird dieser vielmehr umschmeichelt! Und wie eindringlich wird dabei doch das Gewissen und die Würde der Richter angerufen. Der Redner weiß ihnen so fein und schlaue honigsüße Worte zu geben. Und selten hat ein Anfänger die Bescheidenheit, die ihm daraus erwächst, daß er noch nicht geübt und voll beschlagen ist, so mannigfach auszunützen gewußt wie der junge Cicero. Er hat in der Behandlung dieser Sache ein Gesellenstück abgelegt, das ihn mit einem Schlag unter die ersten in seinem Fach erhebt.

Kein Wunder, daß Vater Cicero von dieser Verteidigungsrede seines Sohnes sagte, daß sie den Anfang seines Welt Ruhms bedeuten werde. Sie ist so frisch geblieben und sprudelt noch heute so voll Leben, daß man gleich in Spannung gerät, wenn man sie nur anschmeckt und daß einem die Personen, die in ihr aufgerufen werden, etwa so nahe treten wie die Figuren, die uns Beaumarchais in den Aufzeichnungen seiner Prozeßgeschichten aufleben läßt.

Gleichwohl verläßt der junge Anwalt nach diesem seinem ersten Erfolg noch einmal den Schauplatz seines so schön anbegonnenen Ruhmes, sein schon jetzt von ihm heiß geliebtes Rom. Die Gründe, warum er dies getan hat, liegen nicht ganz klar zutage. Leute, die ihm übel wollten, haben gemeint, es sei die Furcht vor Sulla gewesen, die ihn aus Rom weggetrieben habe. Die Furcht, daß der alte schon kranke Tiger doch noch einmal mit seiner Pranke nach dem ausholen würde, der sich unterstanden hätte, einen Menschen, der bei ihm einen Stein im Brett hatte, wie Chrysogonus derartig scharf vor Gericht zu Leibe zu rücken. Vielleicht bekam Cicero nach Art mancher zartbesaiteter Menschen hinterher selber Angst vor der eigenen Kurasche. Und schauderte nachträglich wie der Reiter über den Bodensee, daß ihn sein jugendlicher Ehrgeiz zu einem so tollen Ritt und Ausfall gegen einen großmächtigen Herrn veranlaßt hatte. Er selbst hat vorgegeben, daß es nur die Besorgnis um seine angegriffene Gesundheit gewesen sei, die ihn zu einer längeren Ausspannung veranlaßt habe. Und in der Tat mag er, der von seinen Eltern einen leicht anfälligen Körper geerbt hatte und nie ein sehr kräftiger

widerstandsfähiger Mensch gewesen ist, durch die Anstrengungen seiner Ausbildung und die Aufregungen dieses Rechtsstreites recht geschwächt gewesen sein. Sein Magen bereitete ihm ja zeitlebens Schwierigkeiten. Und wenn er ihn wie einmal bei einem Priesterstuhl, einer Hauptgelegenheit im alten Rom, tüchtig zu schlemmen und sich den Leib vollzuladen, nicht beachtet hatte, so regte sich dieser sein beständiger Störenfried auf der Stelle und rächte sich wie in diesem Falle durch einen tagelangen Durchfall: Ein Übel, das ihn dann sich selbst beklagen ließ: „Warum mußte ich auch solch eine Unmenge Champignons zu mir nehmen? So viele Morcheln und Trüffeln herunter-schlingen!“

Aber auch seine Stimme machte ihm bei nicht sehr festen Lungen in jungen Jahren allerlei zu schaffen. Und das flöbte ihm, der fast wie ein Sänger auf sie angewiesen war, größere Bedenken ein. Sie war zwar gut und stark. Aber sie verlief sich bei einem feurigen und leidenschaftlichen Vortrag immer in die höheren Töne, wie es Plutarch noch wohlmeinend ausdrückt. Andere haben behauptet, daß Cicero in der Aufregung der Rede leicht kreischend und heiser geworden sei. Und er selbst hat später eingestanden, daß er bei der Rede für den Roscius in ruheloser Hast alles gleich gewaltsam hervorgestoßen habe, so daß seine noch schmale Brust kaum dieser Anstrengung gewachsen gewesen sei. Hortensius verglich den hageren Jüngling mit dem bleichen schwindsüchtigen Aussehen und dem langen schmalen Hals, der ihm da ins Gehege kam, zuerst stets mit einem schnatternden Enterich. Jedenfalls mußte Cicero auch mit diesem für ihn wichtigsten Lebensteil, mit seiner Stimme, behutsam umgehen. Und das mag ihn gleichfalls bestimmt haben, Rom zu verlassen und Athen als die Stätte aufzusuchen, wo sich ehemals Demosthenes trotz völlig unzureichender Stimmittel zum ersten und besten Redner Griechenlands ausgebildet hatte. Er hatte sich in einer seiner romantischen Jugendlaunen in Rom die Stelle zeigen lassen, von der der Redner Crassus, der beste nach Antonius, zuletzt gesprochen hatte. Und ebendort sich geschworen, diesen seinen beiden

großen Vorgängern gleich zu werden. Dies Gelöbnis hieß es nun erfüllen.

Ein Aufenthalt im alten Attika galt ja überhaupt für die Vornehmeren und Wohlhabenderen jungen Männer des damaligen Rom ebenso notwendig, wie es die Kavaliereise für die Ausbildung der jungen Edelleute im achtzehnten Jahrhundert war. Wie es damals insbesondere für die deutschen Fürstensöhne für unerläßlich erachtet wurde, nach Paris zu gehen, um dort den letzten Schliff zu bekommen, so nahm man es in Rom für eine Pflicht der jüngeren höheren Staatsbeamten und derer, die es werden wollten, sich in Attika die Abrundung ihrer rhetorischen Schulung geben zu lassen. Man mußte einfach einmal in Athen gewesen sein und die dortigen Lehrmeister in der Redekunst angehört haben, wenn man in Rom von der Rostra mitsprechen wollte. Ein volles halbes Jahr hat Cicero in Athen gewieilt und fleißig, wie er sein Leben lang gewesen ist, die Zeit, die er dort war, gut angelegt. Insbesondere die Vorträge des Antiochus von Askalon, der selber ein Schüler des von Cicero schon in Rom genossenen Philon war, haben den jungen Römer angeregt. Und die mühevollen Versuche dieses Lehrers, die Weisheiten der stoischen Schule mit denen der Akademie in Einklang zu bringen, fanden in Cicero einen höchst aufmerksamen Zuhörer. Das schönste, was er für sich aus Athen mitbrachte, war eine Freundschaft. War der Bund fürs Leben, den er dort mit dem ungefähr gleichaltrigen römischen Rittersohn Titus Pomponius schloß, der unter seinem Beinamen Attikus, der Attiker, in das Gedächtnis der Menschheit übergegangen ist. Diesen Beinamen verdankte er nicht nur der Tatsache, daß er sich jahrelang in Athen aufgehalten hatte, weshalb er denn auch den besten Führer durch diese Stadt für Cicero abgeben konnte, sondern auch dem Umstand, daß er sich in Sprache und Wesen vollkommen den Bewohnern der Stadt des Perikles angeähnelt hatte. Seine anmutige Art sich zu unterhalten und zu bewegen machte ihn dort ebenso beliebt, wie die großmütige Unterstützung, die er den Armen und Notleidenden Athens gewährte. Seit dem jungen Alci-

biades war kaum einer hier so volkstümlich gewesen wie dieser reiche römische Jüngling, dem sogar Standsäulen zu seinen Ehren errichtet wurden. Als er infolge einer großen Erbschaft, die ihm zu seinen ausgedehnten Landgütern in Epirus noch ein wucherischer und filziger Oheim hinterließ, später nach Rom zurückkehren mußte, um dort Bänker und hinterher auch großer Verleger zu werden, da wehklagte ganz Athen um den Verlust seines Attikus. Wie verträglich und geschickt dieser Mensch, der sich nebenbei auch vortrefflich auf das Geschäftemachen und Geldausleihen verstand, gewesen sein muß, das beweist dies, daß er es fertig gebracht hat, mit dem jüngeren Marius gut zu stehen, ohne dadurch den Sulla zu verletzen und daß er der Busenfreund Ciceros war und dabei sich der Gunst des Mark Anton zu erfreuen wußte. Die stete Liebenswürdigkeit des Attikus, seine hohe Bildung, sein geringer Ehrgeiz, der ihn nie hastig nach Ämtern haschen noch sie lange bekleiden ließ, diese drei Eigenschaften haben ihn denn auch glücklich all die wilden Stürme der Zeit, die er erleben mußte, bestehen und ihn zu hohen Jahren kommen lassen. Er hat die meisten seiner Zeitgenossen überlebt und ist erst als ein Siebenund-siebenzigjähriger elf Jahre nach Cicero gestorben.

Die zwei, die einander schon als Mitschüler von Rom kannten, sind sich in Athen sehr rasch nahe gerückt. Beide, damals in der vollen Blüte ihrer Jugend, haben diese Jahre ihres vertraulichen, freundschaftlichen Verkehrs später oft als die glücklichste, sorgenloseste Zeit ihres Lebens erklärt. Cicero besonders kommt in manchen Anspielungen oft noch auf jene späten, freien Studentenjahre zurück, die sie unter der Akropolis genossen haben. Meist mit dem sentimentalen Seufzer: „Et ego in Arcadia!“, der in künftigen Jahrhunderten noch so oft wiederholt werden sollte.

Beide jungen Leute genossen aus vollen Zügen den Zauber der damals schon stark ausgeraubten, aber doch nur erst teilweise zerstörten einzigen Stadt und die reizvolle, durch geschichtliche Erinnerungen geweihte Umgebung Athens. Zwar mahnten noch die ausgeplünderten Tempel, die verwüsteten Hafenanlagen des Piräus und die abge-

hauenen Bäume in der berühmten Akademie grauenhaft an die Schreckenstage der Belagerung der Stadt durch Sulla. Aber die junge Römergesellschaft — denn zu Attikus und Cicero hatten sich noch Ciceros Bruder und Vetter Lucius und der junge Piso gesellt — empfand doch noch stark die Weihe, die auf den Plätzen und Stätten in und um Athen ruhte. Auch in die Mysterien von Eleusis und den dortigen Geheimkult ließen sie sich einweihen als in Dinge, die man damals schon mit der verständigen Überlegenheit betrachtete, mit der die Einsichtsvollen sich heute in den Freimaurerorden aufnehmen lassen. Wie es sich bei Cicero, dem stets Lernbegierigen, von selbst verstand, wurde auch die Beschäftigung mit der Weltweisheit dort an ihrer Wiege nicht vernachlässigt. Er erfreute sich gemeinsam mit seinem Attikus an den Belehrungen des Phaidros, der als Häuptling der Schule der Epikuräer in Athen galt. Dessen Werk über die Götter hat Cicero, wie vor hundert Jahren aus herkulanischen Rollen herausgefunden worden ist, in seiner Schrift: „Über das Wesen der Götter“ späterhin ziemlich unbedenklich ausgeschrieben. Auch einen andern Anhänger Epikurs, Zenon, mit dem ihn gleichfalls Attikus bekannt machte, hörte Cicero gerne sprechen, wiewohl er ihn später einmal einen kleinen verwachsenen Zänker genannt hat. In der Redekunst übte er sich bei dem Syrer Demetrios. Doch weckte diese Beschäftigung auf dem dialektischen Fechtboden in ihm das Verlangen nach einer noch feineren und geschliffeneren Ausbildung in dieser Kunst, und er ging daraufhin noch bei verschiedenen anderen bedeutenden Rednern in Kleinasien, der Heimat der damals berühmtesten Rhetoriker, sowie auf der Insel Rhodus in die Schule. Hier genoß er auch des vertrauten Umgangs mit dem Denker Poseidonios, einem Anhänger der stoischen Schule, für den sich unter andern auch Pompejus begeistert hat. Und hier suchte er sich in einigen Lehrstunden, die er bei Molon, einem höchst berühmten Redner, zu dem nach ihm noch der junge Cäsar gereist ist, den asiatischen Schwulst wieder abzugewöhnen. Er hatte sich und seinen Beruf inzwischen voll erkannt: „Es gibt nur zweierlei Tätigkeiten, durch die man

sich zur erhabensten Stufe der Würde erheben kann: Einmal die eines guten Feldherrn, dann die eines guten Redners. Von dem ersteren, dem Feldherrn, werden die Gefahren des Krieges abgewehrt. Von dem letzteren, dem Redner, werden die Segnungen des Friedens geschützt.“ Diese Ansicht, die er später in einer Rede einmal aussprechen wird, gibt seinem Leben fortan seine Richtung.

Erst als er sich sagen konnte, daß er alles getan habe, sich so vortrefflich wie möglich auf seinen Beruf als Redner vorbereitet zu haben, kehrte Cicero nach Rom zurück. Seine Lehrmeister selber billigten ihm jetzt das Zeugnis der Reife für seine künftige Tätigkeit zu. Und einer von ihnen, derselbe, der ihn von der Überfülle und Weitschweifigkeit der asiatischen oder asianischen Beredsamkeit wieder mehr zur Einfachheit und Schlichtheit zurückführte, soll nach dem Vortrag einer Rede, die Cicero noch dazu in griechischer Sprache gehalten habe, bewegt in die Worte ausgebrochen sein: „Dieser Römer raubt unserm Volk nun auch den letzten Vorzug, den wir vor ihnen hatten: „Die Beredsamkeit“.

Er war neunundzwanzig Jahre alt geworden, als er nach Rom zurückkehrte, dieser künftige größte Redner Italiens. Befand sich also in einem Alter, in dem die meisten Männer schon verheiratet zu sein pflegen. Auch Cicero begab sich nun alsbald auf die Brautschau und seine Wahl fiel auf die Terentia, eine Dame aus einem recht angesehenen römischen Geschlecht sabinischen Ursprungs. Es war wohl von vornherein mehr Vernunft als Liebe hierbei im Spiel. Denn Terentia war kein schönes, aber ein recht wohlhabendes Mädchen, die zunächst eine große Mitgift mitbekam und noch eine beträchtliche Erbschaft zu erwarten hatte. Aus den Mietskasernen allein, die sie in den inneren Vierteln Roms besaß, zog Cicero eine jährliche Rente von etwa achtzehntausend Mark. Es ist keine sehr glückliche Ehe geworden, wiewohl ihm seine Terentia bald eine Tochter Tullia schenkte, an der der Vater später mehr und zärtlicher als an der Gattin Terentia selber hing. Auch ein Sohn wurde ihm von ihr, freilich erst nach zwölfjähriger Ehe, be-

schert. Aber trotzdem war es kein recht einträchtiger Bund, der die beiden zusammenschloß: Ihn, den gefühlvollen, zuweilen sogar etwas wehmutweichen Mann und sie ein herbes und sprödes Geschöpf, dessen Härte und seelische Kargheit den Anlehnungsbedürftigen manchmal abgestoßen haben mag. Im Punkt der Treue hat ihr Cicero, der in jungen Jahren für Halkyone, eines der Muster der Treue in der altgriechischen Sagenwelt, schwärmte, wohl nie einen Vorwurf zu machen brauchen. Diese Eigenschaft, die er, von dem das rührende Schicksal der Halkyone auch noch in einem Jugendtrauerspiel besungen worden ist, bei einem Weibe ganz besonders schätzte, die Treue, hat Terentia ihren Mann nicht vermissen lassen. Dahingegen ist sie in seinen Augen nie eine gute Hausfrau gewesen und geworden. Er hat sie des öfteren einer ungeschickten Wirtschaftsführung, schließlich sogar auf der einen Seite der Verschwendung, auf der andern der Knauserei bezichtigt und sich nach einer dreißigjährigen Ehe noch von ihr getrennt und scheiden lassen.

## 2. Beginn seiner Beamtenlaufbahn

Auf der Stufenleiter zur höchstenerreichbaren Staatswürde, auf diesem mühseligen Ochsentrab, von dem ihm der beschauliche Freund Attikus so dringend abgeraten hatte, erreichte nun Cicero ein Jahr nach seiner Verheiratung die Stellung eines Quästors oder Staatszahlmeisters, wie man diesen Titel und seine Tätigkeit wohl am besten verdeutscht. In dieser Eigenschaft mußte er sich einem Proprätor, einem stellvertretenden Oberregierungspräsidenten oder Statthalter, anschließen: Diesen Herrschaften, die meist in Rom ein Jahr als oberste Gerichtsbeamte tätig gewesen waren und dann zum Entgelt auf ein Jahr zur Verwaltung in die Provinzen geschickt wurden. Infolgedessen kam Cicero als Finanzbeirat an einen gewissen Peducaeus, einen sehr bedächtigen und unbescholtenen Mann, in dessen Begleitung er nach Sizilien ging. Er hatte das letzte Jahr als junger Ehemann in Rom recht zurückgezogen verbracht. Sehr zum Kummer seines Vaters, der die stolzesten Pläne mit diesem seinem Ältesten gehabt hatte und nun mit Betrübnis sah, daß dieser Sohn, der noch immer sehnsuchtsvoll von Athen sprach und schwärmte, womöglich ein „Griechling“ werden könnte: Einer jener schöngeistigen Müßiggänger Roms, die sich als Privatgelehrte aufspielten und nichts anderes taten, wie sich für die schönen Künste und die Bildung Attikas zu begeistern. „Er solle seiner Gemütsart folgen und sich nicht durch das Urteil des Pöbels bestimmen lassen“, hatte ihm die schlaue Behörde, die das Orakel in Delphi jetzt geschäftlich verwaltete, als Ausspruch der Seherin auf die Frage, wie er sein Leben führen solle, mitgeteilt. Cicero hatte es nämlich nicht unterlassen können, während seines Aufent-

haltes in Griechenland das Gutachten der Pythia, dieser alten Jungfer, wie der schnödere Cäsar über sie spöttelte, einzuholen und auf solches Befragen diesen wie meistens nicht sehr vielsagenden Bescheid von ihr bekommen.

Aber sein eigener Tatendrang und das Zureden seines auf ihn nicht umsonst eingebildeten Vaters und einiger Freunde veranlaßten nun Cicero, sich der Zurückgezogenheit mit seiner Terentia zu entreißen. Es trieb ihn unaufhaltsam auf jene Laufbahn, auf der er freilich manche Lorbeern, aber schließlich auch den mörderischen Tod finden sollte. Sein Ehrgeiz überwand das bittere Trennungsweg, das ihn wiederum beim Abschied von Rom überkommen wollte. Insbesondere mochte er die mimischen Darstellungen in den römischen Theatern schwer entbehren, die er in dieser Zeit besonders gern aufgesucht hatte. Schon aus dem Grunde, um von den damals bekanntesten Schauspielern in Rom, dem Komiker Roscius und dem ernstesten Darsteller Aesop, der zeitlebens ebenso ungern mit dem griechischen Fabeldichter Aisopos verwechselt werden wollte wie der Dichter Hebel mit Hebel, die Gebärdensprache zu erlernen. Die Aktion, wie es unsere Übersetzer des Plutarch genannt haben. Mit beiden Löwen des Tages, die sich in die Gunst der Menge teilten, ist Cicero gut befreundet gewesen. Den einen von ihnen, den Roscius, der auch die angesehenste Schauspielschule in Rom leitete, verteidigte Cicero in jener Zeit mit der gleichen Geschicklichkeit, mit der er sich ehemals seines armen Namensvetters, des Sextus Roscius angenommen hatte. Verteidigte ihn in einem Rechtsstreit um eine Bezahlung für den Unterricht, den er einem begabten Sklaven erteilt hatte: Ein Prozeß, der ebensogut heute und morgen spielen könnte, wie vor fast zweitausend Jahren. Auch einen seiner frühesten Klienten, den Publius Quinctius, hatte Cicero ja schon dem vertrauten Umgang mit dem berühmten Mimen zu verdanken gehabt. Denn Quinctius war ein Schwager des Schauspielers Roscius und hatte auf dessen Empfehlung den Beistand des damals noch jungen Anwalts nachgesucht. Cicero hat später erklärt, daß er sich überhaupt nur erst auf das inständige Auffordern und Bitten

des Schauspielers bereit gefunden habe, die Verteidigung des Mannes der Schwester des Roscius, eben jenes Quinctius, zu übernehmen. Und zwar gegen einen so gewieften Gegner wie den Hortensius, gegen den aufzutreten ebenso vermessen sei, wie wenn einer sich vor einem Schauspieler wie Roscius im Gebärdenspiel hervortun wollte.

Inwieweit Cicero sich als Redner der malenden Hand- und Armbewegungen beim Sprechen bedient hat, läßt sich nicht genau feststellen. Seinem innersten Wesen, das etwas Zurückhaltendes hatte, entsprach es wohl nicht, sich allzu lebhaft äußerlichen Rednergebärden hinzugeben. Daß er im Wirkungsfall, wie jeder Italiener es heute noch tut, auch zu ihnen griff, und besonders gern den Zeigefinger beim Reden handhabte, ist überliefert. Ist aber auch bei einem immer auf einen Erfolg bedachten Mann wie ihm selbstverständlich. Aber man möchte meinen, daß er, der das Schreien, ja selbst das allzu laute Sprechen hatte, auch einer wilden Gestikulation abhold gewesen sei. Seine Stärke beruhte vielmehr auf einer Eindringlichkeit, die gern Behauptungen wiederholt und steigert und damit Nagel auf Nagel einschlägt, und daneben auf einem feinen, aber scharfen Witz, den er selber nicht gern unterstreicht, sondern lieber durch den Beifall oder das Gelächter der Zuhörer unterstreichen läßt.

In Sizilien hat sich der einstimmig gewählte römische Staatszahlmeister Cicero nach seinem eigenen lobenden Zeugnis sehr mit Ruhm bedeckt. Er wirkte dort in Lilybaeum, einer heute größtenteils versunkenen Stadt an der untersten Westspitze Siziliens. Marsala, eine durch ihre Weinherstellung bekannt gewordene, völlig neuzeitliche Stadt steht heute an der Stelle dieser uralten, weiland phönizischen Niederlassung. Die Karthager hatten diese Stadt zu ihrer Hauptveste in Sizilien ausgebaut. Unter der Römerherrschaft mußte einer ihrer beiden Quästoren hier seinen Sitz haben. Dessen Hauptaufgabe bestand für diesmal darin, möglichst viel Getreide aufzukaufen, um es, Teuerungen zu beheben, nach Rom zu schicken, von dem damals schon beständig der Ruf nach Brot erscholl. Cicero hat in einer Rede, die er später einmal für einen wegen unerlaubter Wahl-

manöver Angeklagten, einen ihm befreundeten Volkstribunen gehalten hat, von sich gerühmt: Er habe sich als Staatszahlmeister und Verwalter in Sizilien bei den dortigen Großhändlern den Ruf der Gefälligkeit erworben, bei den Kaufleuten den der Gerechtigkeitsliebe, bei den Pächtern den der Freigebigkeit, bei den sizilischen Bundesgenossen den der Uneigennützigkeit und bei allen den Ruf der Gewissenhaftigkeit in sämtlichen Amtshandlungen. Sicherlich mag diese Anerkennung, die er sich da spendet, zum größten Teil mit der Wahrheit übereinstimmen.

Aber weit hübscher ist das Geschichtchen, das er in dieser sonst nicht sehr bedeutenden Rede für den ehemaligen Volkstribunen Plancius an dies Eigenlob anhängt. Es beweist die ganze Überlegenheit über sich selbst, die ihm sonst nicht immer zur Verfügung steht, und schildert mit einer horazisch heitern Laune folgendes: Er sei ruhmgeschwollen nach solchen Heldentaten, die er in Lilybaeum verbracht habe, nach Rom zurückgefahren. Bei welcher Gelegenheit er übrigens, nebenbei bemerkt, in Syrakus auch nach dem Grabe des Archimedes forschte. Aber keiner wußte dort mehr, wo die letzte Ruhestätte dieses erst vor hundertundsiebenunddreißig Jahren verstorbenen bedeutenden Erfinders und Rechenmeisters sich befinden mochte. Bis Cicero, wißbegierig auch in Dingen, die die Toten betrafen, diese mit merkwürdigen geometrischen Gebilden nach Angaben des großen Meßkünstlers gezierte Gruft unter Dornengestrüpp mühsam entdeckte. Was ihm Anlaß bot, die Vergänglichkeit des Ruhmes zu besinnen. Unterwegs, auf der Heimreise habe er, so erzählt er dann launisch weiter, in Pozzuoli Rast gemacht, einem damaligen Modeseebad der Römer, in dem vor kurzem Sulla auf seiner fürstlichen Besitzung eines rätselhaften Todes verblichen war. „Nun! Wie schaut es in Rom aus? Und was gibt es Neues dort?“ fragte ihn da einer jener Leute, die den großen Ton in der Welt anzugeben pflegen. Cicero sank beinahe in Ohnmacht über diese Frage. „Aber ich komme doch aus der Provinz, die ich verwaltet habe!“ ruft er entsetzt aus, in der Meinung, alle Römer hätten sich eingehend mit seiner verdienstvollen dortigen Tätigkeit

beschäftigt. „So! Aus Afrika?“ fragt man ihn darauf höchst unbeteiligt und ahnungslos. Das war ihm denn doch zu arg. „Nein! Aus Sizilien!“ ruft er entrüstet. „Weißt du das nicht?“ mischt sich nun ein anderer von der Sorte Menschen, die sich das Ansehen geben als wüßten sie alles, wie Cicero solche Leute beschreibt, obenhin ins Gespräch ein: „Er ist doch als Staatsschatzmeister in Syrakus angestellt gewesen.“ Dies war freilich die allerunangenehmste Bemerkung für Cicero. Denn in Syrakus hatte gerade der andere, der zweite Finanzmann Roms gewirkt.

Jedenfalls zog er als jugendlicher Beamter aus diesem ernstlustigen Erlebnis die kluge Lehre, daß man sich in Rom tagtäglich sehen lassen müsse, um bekannt und genannt zu werden. Alldieweil das römische Volk etwas stumpfe Ohren, aber scharfe und hellsehende Augen habe, wie er spöttisch hinzufügte. Er sorgte also dafür, daß fernerhin seines Bleibens in Rom war. Ließ sich ständig auf dem Forum sehen. Und weder sein Türsteher noch der Schlaf verwehrten irgend jemandem den Zutritt zu ihm. Ja, er war wirklich in der nächsten Zeit Hans Dampf auf allen Gassen und suchte in seinem Beruf als Rechtsanwalt möglichst viele Rechtsstreitigkeiten an sich zu reißen, so daß er während der nächsten drei Jahre ununterbrochen als Verteidiger tätig war. Jedem zu jeder Stunde zugänglich setzte Cicero nun alles daran, so volkstümlich und beliebt wie sein reicher Berufsbruder Hortensius zu werden. Er übernahm aber auch jede Sache, die man ihm zur Verteidigung übertrug. Selbst jene anrühige für den Freigelassenen Scamander, der des Giftmordes beschuldigt wurde und den er nicht frei bekam, weil angeblich die Richter bestochen gewesen seien. Unter seiner Rechtskundschaft befanden sich jetzt auch viele adlige Herrschaften Roms wie Fonteius, Matrinius, Caecina und andere uns gleichgültig gewordene Namen, die er sich durch seinen Beistand zu verbinden wußte.

Mit Geschick vermied es Cicero sich damals um die Würde eines Volkstribunen zu bewerben, weil er sich damit auf eine bestimmte Partei festlegen mußte. Und das scheute er noch. Er war in den Senat, Roms erste Ratsversammlung,

eingetreten, die damals etwa fünfhundert Senatoren umfaßte und tat sich auch dort als viel beachteter Redner hervor. Aber noch wußte er seine Leidenschaftlichkeit zu dämpfen. Vielleicht mitbestimmt durch die Rücksicht auf seinen im Alter behutsamer gewordenen Vater, der ihm riet, nicht gleich offen Farbe zu bekennen und es dadurch mit irgendwelchen andersgesinnten mächtigen Kreisen zu verderben. Dahingegen hatte der Alte nichts einzuwenden, daß der Sohn sich alsbald bemühte, den ungefährlichen Posten eines Aedilen zu bekommen. Was ihm denn auch wiederum in einstimmiger Wahl zu seinen Gunsten gelang. Aedilen, so nannte man die höheren Polizeibeamten in Rom, denen alles mögliche wie Marktschutz, Straßenbau, Feuerwehr und Verkehr, Erhaltung der Bauwerke, Obhut über die Staatskassen und die Pflege der öffentlichen Spiele unterstellt war. In der letzteren Eigenschaft zeigte sich der junge Ädil durch eine strenge Sparsamkeit aus, indem er nur drei Spiele veranstalten ließ. Im Gegensatz zu dem verschwenderischen Cäsar, der sich durch seinen Aufwand, seine Freigebigkeit freilich die Gunst des Volkes eroberte. Kaum im Besitz dieser neuen Würde glückte es Cicero, einen ganz fetten Prozeß zu ergattern: Den fettesten während seiner ganzen Tätigkeit als Rechtsanwalt. Weniger in bezug auf die Einkünfte als auf den großen Ruf, den er ihm einbrachte: Der Prozeß gegen Verres.

Das war ein noch weit gewissenloserer Geselle als jener Chrysogonus, den Cicero in der Sache des armen Roscius aus Umbrien hatte aufs Korn nehmen müssen. Ein Kerl, der den Grundsatz „Bereichert Euch!“, der von einem großen Teil der römischen Beamtschaft, die man zur Verwaltung in die Provinzen schickte, gelehrt und befolgt wurde, in der schamlosesten Weise ausübte. Schon in Gallien hatte Verres öffentliche Staatsgelder unterschlagen. In Kleinasien war er in der Gefolgschaft eines gewinnsüchtigen Konsuls wie ein Räuber vorgegangen und hatte diese seine Provinz, wie er nur konnte, ausgesogen und ausgequetscht. Das tollste aber hatte er sich schließlich in Sizilien geleistet, wo er als Statthalter allein in zwei Jahren über sieben Millionen



Goldmark herausgepreßt hatte. Von den zahlreichen Kunstschätzen, die seiner Raffgier zum Opfer fielen, ganz zu schweigen. Die geplagten Sizilianer wandten sich nun um Beistand an Cicero, den ein Teil von ihnen als einen sehr gerechten Herrn während seiner Quästorenzeit in Lilybaeum kennen gelernt hatte.

Im Verlauf der Verhandlungen gegen diesen Blutsauger verfaßte Cicero nun seine berühmt gewordenen verrinischen Reden. Die erste war zunächst nicht gegen Verres selber gerichtet, sondern gegen einen von ihm gewonnenen und bestochenen Strohmann. Quintus Caecilius hieß dieser saubere Herr, ein Freigelassener, noch dazu von jüdischer Abstammung, wie es vorwurfsvoll im damals noch leidlich rassereinen Rom verlautete. Dieser Bursche wollte sich im Einvernehmen mit Verres als ein milder Ankläger gegen ihn aufspielen, um den Angeschuldigten dann nach einem kurzem Scheinverhör glatt freizusprechen. In einer sehr scharfen Rede gegen diesen Quintus Caecilius entwand ihm Cicero als öffentlicher Ankläger die Rolle, die dieser Freigelassene sich anzumaßen suchte. Cicero wurde als Ankläger des Verres förmlich vom Gericht anerkannt und sammelte nun auf einer Reise durch Sizilien dank seiner guten Beziehungen, die er noch auf der Insel hatte, in fünfzig Tagen den ganzen Anklagestoff gegen Verres. Man hatte ihm hundertundzehn Tage dafür eingeräumt. Aber Cicero wollte die Gegner diesmal durch seine Schnelligkeit überraschen. Er schaffte das nötige Material sowie die wichtigsten erforderlichen Zeugen in weniger als der Hälfte der ihm zubilligten Frist heran und wußte auch die Zeugen in richtiger Weise aufzustellen und abzurichten. Dadurch überumpelt und verwirrt legte zunächst Kollege Hortensius, der die Verteidigung des Verres führen wollte, sein Mandat nieder. Hortensius hütete sich wohlweislich im letzten Augenblick, sich durch sein Eintreten für einen Verbrecher, wie es Verres nun offensichtlich zu sein schien, eine Blöße zu geben. Zumal er sich gerade um die höchste Würde des Konsulats bewarb, die er denn auch im nächsten Jahre neunundsechzig, sechs Jahre vor Cicero, erlangte. Nun,

seines besten Verteidigers und seiner Hauptstütze beraubt, entschloß sich auch Verres klein beizugeben und freiwillig in die Verbannung zu gehen. Er wartete das Urteil, das über ihn gefällt werden sollte, nicht ab, sondern zog sich, nachdem er vorher einen großen Teil seiner Beute in Sicherheit gebracht hatte, am vierzehnten Tag der Verhandlung gegen ihn, in ein stilles Dasein als Sammler und Genießer zurück. Merkwürdigerweise fand er hernach im gleichen Jahr wie sein großer Gegner Cicero und von dem nämlichen Feind wie dieser, nämlich von Mark Anton, verfolgt und geächtet, ein gewaltsames Ende. Und zwar aus dem Grunde, weil er sich weigerte, dem Mark Anton seine schönsten Kunstschätze auszuliefern, die er aus Sizilien zusammengestohlen hatte. Woraus hervorgeht, daß zum mindesten sein Schwarm für die Werke der Maler und Bildhauer, den er mit dem Tod bezahlte, ein echter war. Cicero hat wohl überhaupt die Umbildung des Verres, der immerhin ein Senatorensohn war und in den vornehmen Häusern Roms verkehrte, stark übertrieben, um damit noch mehr Stimmung gegen ihn als einen kunstunverständigen Strauchdieb zu machen. Verres erlebte noch die Ermordung seines großen früheren Widersachers, um ihm dann bald nachzufolgen. Die zweite verrinische Rede Ciceros, die längste, die uns von ihm erhalten ist, hat Cicero also niemals gesprochen, sondern nur nachträglich ausgearbeitet und zur Vergrößerung seines Rednerruhms veröffentlicht. Sie ist lange Zeit eine Fundgrube für die Altertumsforscher gewesen, weil in ihr von Cicero eine Unmenge von Standbildern, Gemälden und anderen Kunstgegenständen, die Verres zusammengeräubert hatte, beschrieben worden ist.

Cicero hat den Namen Verres, als den eines verbrecherischen Fronvogtes, Tempelschänders und Plünderers für ewige Zeiten gebrandmarkt. In gerechtem jugendlichem Zorn weidet er diesen Schnapphahn in seinen Reden in aller Ausführlichkeit aus. Er schildert ihn als einen gewissenlosen Verbrecher von Jugend an. Als einen Kerl, dessen Leben keine Stunde frei von Diebstahl, Grausamkeit und Schandtaten aller Art gewesen sei. Als einen Wollüstling

niedrigster Art und bittet dabei noch die Richter, seinem Anstandsgefühl zu bewilligen, daß er einen Teil der schamlosen Sünden des Verres, mit denen er schon seine Jünglingsjahre befleckt habe, verschweigen dürfe. Die gewissenlose Gier dieses Stehlers, der nichts glänzen sehen kann, ohne es sich aneignen zu wollen, wird ebenso angeprangert wie die Grausamkeit dieses Lumpen und Leuteschinders, der mit Wollust arme Menschen vor seinen Augen peitschen und römische Bürger in die berüchtigten Felsengefängnisse von Syrakus einsperren ließ. Viele gingen dort, wo bereits so und so viele Athener nach ihrer Niederlage in Sizilien eines elenden Todes gestorben waren, kläglich zugrunde oder wurden auf Befehl des Verres heimlich hingerichtet, damit er sich wie ein Aasgeier über ihre herrenlos gewordenen Schiffsladungen stürzen konnte. Weder die Szylla noch die Charybdis, die Ungeheuer, die in der Meerenge zwischen Sizilien und dem Festlande gehaust hätten, so klagt Cicero ihn an, wären so gefräßig, so immer wieder erpicht auf neue Opfer gewesen, wie der Höllenhund Verres. Die Rachegeister der römischen Bürger würden ihn dem Abgrund zutreiben, die Geister aller jener, die er teils mit dem Beile morden, teils im Kerker töten oder teils schließlich ungeachtet ihres Bürgerrechtes ans Kreuz hinaufziehen ließ.

Man muß noch heutigen Tages die Wucht bewundern, mit der Cicero sich wie ein junger Löwe über diesen Schädling hergestürzt hat. Wie er den manchmal eintönigen Stoff, die Aufzählung all der von Verres entwendeten Kunstgegenstände immer wieder mit einer homerischen Frische zu beschreiben, zu beleben weiß. Und wie er die düstere Färbung, in die er seinen Gegner taucht, stets noch zu schwärzen weiß, bis jeder sich angeekelt von diesem Scheusal abwenden muß. Erhebend ist die Stelle, wo der Redner erklärt, alle Feindschaften, die ihm aus diesem Handel erwachsen, wolle er gelassen auf sich nehmen, er, der nicht aus adligem Geschlecht entsprossene, dem nicht alle Vergünstigungen des römischen Volkes im Schlafe zugefallen seien. Ergreifend wirkt es, wie er den Hortensius in ehrlicher Entrüstung ermahnt, einen solchen Unhold wie Verres nicht weiter zu

verteidigen. Und erschütternd bleibt es, wenn Cicero am Ende seiner Reden die allmächtigen Götter sämtlich mit Namen aufruft, deren Bildwerke Verres zusammengestohlen hat und sie angeht und anfleht, sich an diesem Erzbösewicht zu rächen für den Schimpf, der ihnen durch solchen Frevler angetan worden sei.

Der ganze Handel gegen diesen gemeinen Menschen, der nach Ciceros Ausspruch sich mehr dazu eignete, ein Lastträger als ein Besitzer von wertvollen Bildwerken zu sein, trug in der Hauptsache nur zur Mehrung des Ansehens von Cicero bei. Denn Verres selber zog mit dem besten und teuersten Teil seines Raubes ab. Und die enttäuschten und eingeschücherteten Bewohner Siziliens mögen recht saure Gesichter dazu geschnitten haben. Alldieweil die edelsten Kunstwerke, mit denen die attischen Kolonisten ihre Insel, dies Großgriechenland, wie sie es nannten, geschmückt hatten, für immer verschwunden waren. Und der Frevler, der die Bürgerhäuser Siziliens bis auf das Silbergerät und die Zierpflanzen ausgeplündert hatte, sich ungestört in der Stille an den geraubten Schätzen weiter erfreuen konnte.

Aber Ciceros Ruf als der eines uneigennütigen, rechtschaffen denkenden Mannes, eines echten römischen Republikanners, hatte durch diesen abgebrochenen Rechtsstreit sehr gewonnen. Zwar meldeten sich einige ihm abgeneigte Stimmen, die behaupteten, er habe sich doch am Ende nicht ganz tadellos in dieser Sache gehalten. Denn die Entschädigungssumme, die er auf den Beschluß des Gerichts für den Verres als Buße vorgeschlagen habe, sei viel zu niedrig gewesen. So daß die Vermutung naheliege, daß er schließlich doch den Bestechungsbemühungen des Verres, der an Zusteckereien gewöhnt war, nachgegeben habe. Einen schlagenden Beweis für diese Anschuldigung haben die Gegner Ciceros indessen nicht erbringen können. Und es erscheint ziemlich ausgeschlossen, daß er sich auf einen so schmutzigen Handel eingelassen hätte. Damit wäre der Triumph, den er jetzt in vollen Zügen auskostete, von ihm selber entwertet worden.

Die Sicilier erwiesen sich übrigens dankbarer, als der für sie etwas flauere Ausgang der Sache es verdient hatte, gegen ihren tatkräftigen Anwalt. Sie beschenkten ihn in freigebiger Weise und lieferten ihm insbesondere viel Getreide, das Cicero als sparsamer Aedil in geschickter Weise unter dem Volk brachte. Denn er war im Begriff, sich um die nächst höhere Amtsstelle, um die Prätur zu bewerben. Er erlangte diese Würde des obersten Richters in Rom denn auch nach einer wiederum einstimmig für ihn ausgefallenen Wahl. Er war in dieser Zeit als Rechtsanwalt sehr stark beschäftigt und hatte eine Menge meist lohnender Prozesse zu führen. Sein elterliches Haus in den Carinen hatte er nach dem Tode des Vaters seinem Bruder Quintus überlassen. Das Verhältnis zu seinem alten Herrn muß in dieser letzten Zeit nicht mehr allzu innig gewesen sein. Denn Cicero vermeldet das Ableben des Vaters gegen seinen Freund Attikus, mit dem um diese Zeit der uns erhaltene regelmäßige Briefwechsel einsetzt, ziemlich trocken, kurz und herzlos. Er bezog nunmehr als einer der angesehensten Anwälte Roms ein prächtiges Haus auf dem Palatin, das früher im Besitz des Livius Drusus gewesen war, eines gewissenlosen, reichgewordenen Volksführers, der den beiden Gracchen bei ihren wirtschaftlichen Umbildungsversuchen für den römischen Staat in den Rücken gefallen war. Der palazzo stand nicht weit von der protzigen Wohnung seines Nebenbuhlers Hortensius und dicht neben dem Palast der Familie des Clodius, seines späteren erbitterten Gegners. Rund sechshunderttausend Goldmark hat ihn dies Haus gekostet. Woraus man Rückschlüsse auf sein bereits vorhandenes Vermögen ziehen kann. Diese Gegend am Palatin wurde von den Rechtsanwälten Roms auch darum bevorzugt, weil ihre Kunden es von den Gerichten auf dem Forum nicht zu weit zu ihnen hatten. Auch als Kunstsammler beginnt Cicero, vielleicht mit dazu angeregt durch den verrinischen Handel, sich jetzt zu betätigen. Zumal er sich noch ein Landhaus, sein Tuskulaneum, bei dem heutigen Fraskati zugelegt hat, auf dessen Trümmern sitzend man den herrlichen Blick auf die Albanerberge und das ferne Meer bewundern kann, den er hier so oft genossen hat.

Bei der Prätur, dieser Staffel in seiner Beamtenlaufbahn angelangt, sah sich Cicero veranlaßt, sich zur Erreichung seiner weiteren Ziele auf eine bestimmte Partei zu stützen. Bisher war er unter den Senatoren und mit ihrem Stande mitgelaufen, ohne recht Farbe zu bekennen. Nun, wo er sich sachte schon nach der höchsten Würde Roms, nach dem Konsulat streckte, hieß es sich an eine größere Gemeinschaft anzuschließen. Von dem römischen Stadtadel hatte Cicero nicht viel zu erwarten. Ihm galt er nach wie vor als der Emporkömmling vom Lande, der zweitklassige Mensch, der sich langsam hinaufgestrebert, aber eigentlich in diesen höheren Stellungen, wie überhaupt in Rom, nichts zu schaffen hatte. Auch hatte er sich grade in diesen Kreisen durch eine Eigenschaft, die er in hohem Maße besaß, durch seinen bösen Witz recht viele Gegner gemacht. Cicero gehörte ja wie vor ihm Alcibiades und nach ihm Voltaire, nur diese zwei zu nennen, zu jenen Männern, die tausendmal einen Freund verschmerzen als sich einen Witz verkneifen können. Es sind uns noch eine ganze Reihe von Scherzen erhalten, die diese „alte Schandschnauze“, wie Mark Anton gern von ihm sprach, auf Kosten anderer verbrochen hat. Unzählige andere waren noch lange nach seinem Tode während der Kaiserzeit von ihm in Rom in Umlauf. Ja, sein Freund Trebatius, ein junger, schöngestiger Rechtsgelehrter und Gelegenheitsschriftsteller, veröffentlichte noch zu Ciceros Lebzeiten ein Büchlein, in dem die meisten Scherze des größten römischen Redners gesammelt erschienen sind. Es waren vielfach Auslassungen einer etwas trockenen Rechtsanwaltschaftlichkeit und harmlose Spitzen, wie jener Witz, mit dem er seinen von Verres heimlich mit einer Sphinx aus Elfenbein beschenkten Berufsgenossen Hortensius anödete, als dieser bei der Abschätzung des von Verres angerichteten Schadens erklärte: „Ich verstehe den Kollegen nicht. Er redet in Rätseln für mich.“ „Das wundert mich!“ war die schlagfertige Entgegnung Ciceros: „Ich dachte, die Sphinx, die du im Hause hast, hätte dich gelehrt, Rätsel zu lösen.“ Aber in den meisten Fällen waren Ciceros Scherze boshafter Art und verstimmten die Leute heftig, die er damit

bedachte. Die Gunst des steinreichen und mächtigen Crassus, dessen Empfindlichkeit und Ingrimms über seine Späße den Cicero zu immer neuen Anpflaumungen gegen ihn und seinen Kahlkopf reizte, verdarb er sich durch solche wiederholten Witze aufs gründlichste. Aber auch manche andere fühlten sich durch diese „Dreckschleuder“ Cicero, der keine Bosheit auslassen konnte, verärgert. Auch mit Cato, dem nüchternen Republikaner und Freiheitsschwärmer verschütete er es eine Zeitlang durch seine ewigen Sticheleien oder Kalauer. Aber es war ihm eben ganz unmöglich, eine Schnurre oder ein Witzwort zu verschlucken, von dem er sich bei irgendwem, und wenn es auch nur bei sich selber gewesen wäre, ein Lachen oder Lächeln versprach. Das gute Verhältnis mit dem Protzen Crassus setzte er auch noch dadurch aufs Spiel, daß er als Prätor einen Verwandten und Freund dieses reichsten Römers, einen gewissen Licinius Macer wegen Erpressungen und Unterschleife, die dieser als Proprätor begangen haben sollte, zum Tode verurteilte. Was dieser sich derartig zu Herzen nahm, daß er auf die Nachricht von diesem Spruch auf der Stelle starb oder nach einer anderen Lesart sich selber das Leben nahm.

Freilich gewann Cicero als Prätor durch derartige gestrengen Maßregeln und sein entschlossenes Vorgehen gegen alle Übeltäter, auch wenn sie aus den höchsten Ständen kamen, einen immer größeren Anhang bei jener Partei, an die er sich um diese Zeit enger anschließen mußte, bei der plebejischen Volkspartei. Dadurch kam er nun auch mit jenem Mann in engere Berührung, der mit den Optimaten der Adelsklasse, die ihn groß gemacht hatte, uneins geworden, neuerdings gleichfalls seinen Anhalt bei den Plebejern, den Popularen, suchte, mit Pompejus. Dieser bedeutende Feldherr, aber schwache Staatsmann, wurde insofern für Cicero zum Verhängnis, weil er, geblendet durch die großen kriegerischen Erfolge, die Pompejus immer wieder einheimste, sich ihm nach und nach mit Kopf und Kragen verschrieb, bis er schließlich ganz zu ihm übergehen mußte. Zusammen mit Pompejus den römischen Freistaat zu verwalten und zu leiten, das war das große Wunschbild,

das dem Cicero jahrelang vorgeschwebt hat. Pompejus das Schwert Roms, er selber Roms Zunge und Feder! So etwas sann sich Cicero in seinen schönsten Träumen aus. Wie unzuverlässig und schwankend der große Pompejus sein konnte, wenn er nicht an der Spitze eines Heeres stand und seine Soldaten hinter sich hatte, das sollte Cicero noch des öfteren zu seinem Schmerz in seinem Leben erfahren. Vorläufig gefiel er sich in einem schwachen Schwarm für das Soldatische höchlichst in der Gefolgschaft und Freundschaft dieses Mannes, auf den er namentlich zu Beginn ihrer Beziehungen noch blind vertraute.

Er hielt zugunsten des Pompejus jene unter seinen Reden gesammelte Ansprache für den Gesetzesvorschlag des Manilius, der darauf hinauslief, dem Pompejus den Oberbefehl zur Bezwingung des großen Mithridates, des erbittertsten Feindes der Römer nach Hannibal, zu verschaffen. In schwungvoller meisterlicher Weise setzte sich Cicero für den sieggewohnten General ein, von dessen späterer Dankbarkeit er sich noch große Stücke erhoffte. Und sein zündender Vortrag, der dem Pompejus wegen seiner bereits begangenen Heldentaten reichlich Weihrauch schwenkte und für das, was er nun in Asien ausrichten würde, schöne Vorschußlorbeern streute, verschaffte in der Tat dem Gesetzesvorschlag des Manilius die allgemeine Zustimmung des Volkes.

Dieser Manilius ist ein etwas dunkler unruhiger Ehrenmann gewesen. Und daß Cicero sich seiner so nachdrücklich angenommen und ihn und seine Sachen verteidigt hat, wirft nicht grade ein sehr vorteilhaftes Licht auf den großen Redner, der sich stets nicht wenig auf seine Sittlichkeit und sein ehrbares Wesen zugute tat. Denn Cicero hatte schon vor dieser seiner ersten Staatsrede, in der er den Antrag des Manilius zu seinem eigenen machte, sich für diesen Herrn in die Schanze geschlagen. Und tat es nun mit Rücksicht auf den Pompejus, den starken Schirmherrn und Gönner des Manilius erneut, indem er ihn in einer höchst zweideutigen Sache verteidigte. Als Volkstribun hatte sich Manilius der Unterschlagung öffentlicher Gelder schuldig gemacht. Und Cicero nahm sich, um sich bei dem mächtigen Pompejus

lieb Kind zu machen, seiner an. Durch einen Kniff gelang es ihm in Verbindung mit Freunden des Manilius, den verurteilten spitzbübischen Herrn frei zu bekommen, der allerdings mit einer recht unsauber gewordenen Toga aus dem niedergeschlagenen Prozeß hervorging. Auch die Verteidigung eines der Vergiftung seines Vaters angeschuldigten Jünglings, Namens Cluentius, gegen den in dieser Zeit verhandelt wurde, war trotz seiner glänzenden Rede kein Ruhmesblatt für Cicero. Denn im Gegensatz zum jungen Roscius aus Umbrien war dieser Cluentius der Tat, der man ihn bezichtigte, leicht verdächtig. Und sein Anwalt hat wohl nur der Gebühren wegen, die ihm winkten, die Vertretung dieses Galgenstricks übernommen. Zwar war durch das Gesetz eines Volkstribunen Namens Cincius den Anwälten die Annahme von Vergütungen verboten. Aber an solche starren altertümlichen Vorschriften hielt sich niemand mehr gebunden.

### 3. Das Konsulat und der Kampf mit Catilina

Denn Cicero brauchte Geld und nochmals Geld. Nahte sich doch der große Zeitpunkt in seinem Leben, an dem er sich rüstete, die höchste Würde zu erklimmen, die es nun für ihn zu erreichen galt: das Konsulat. Er hatte das oberste Richteramt Roms, die Prätur, glücklich und erfolgreich hinter sich gebracht. Und spannte nun all seine Tatkraft und Entschlossenheit auf das nächste Ziel, die oberste Rangstufe der Beamtschaft. Wir besitzen aus dieser Zeit eine längere schriftlich niedergelegte Abhandlung seines Bruders Quintus an ihn. Dieser Bruder langweilte sich damals als Proprätor in Kleinasien und benutzte seine zahlreichen Mußbestunden zum Dichten oder zum Briefschreiben. Eine dieser seiner Episteln wendet sich nun an den älteren Bruder und erteilt ihm Verhaltensmaßregeln, wie er sich bei der Bewerbung um das Konsulat benehmen solle. Ähnlich wie in späteren Zeitläuften wohl der jüngere Napoleon seinem Bruder Joseph vorschreibt, wie er als König aufzutreten habe. Die Anleitung des Quintus, über die der überlegene und geriebenere Bruder sicher heimlich gekichert haben mag, ist nun nichts weiter als eine Unterweisung und Aufforderung, sich durch Schmeicheleien und durch Versprechungen möglichst viele Freunde zu erwerben: Freunde, die nur auf die nächste Gelegenheit warten, sich ihm erkenntlich zu zeigen oder ihn sich zu verpflichten. Manches läuft in dieser langatmigen Ermahnung zur Streberei auch auf den einfachen Rat hinaus, den Shakespeare vielsagend in den kurzen Satz zusammenfaßt: „Tu Geld in deinen Beutel!“ Anderes wieder rät zur baren Heuchelei und mahnt: „Selbst deine Stirne, die Türe deines Gemütes,

muß zu jeder Zeit wie deine Haustüre offen stehen.“ Dazwischen stehen in diesem weitschweifigen Erguß Warnungen an den Bruder, nur ja vorsichtig mit seinem Vertrauen zu sein und nach Möglichkeit die Wohlwollenden von den Falschen zu unterscheiden. Schmerzlich klingt in diesem Brief immer wieder die Klage des Bruders um ihre Ahnenlosigkeit nach, die selbst die ungewöhnlichen Fähigkeiten des Älteren nicht ganz ausgleichen können.

Cicero hatte diese wohlgemeinten weisen Ratschläge von Quintus, aus denen bei all ihrer Überflüssigkeit soviel echte und wahre brüderliche Liebe spricht, durch einen langen Schreibebrief hervorgerufen, den er dem Bruder nach Kleinasien geschickt hatte. Die Statthalterschaft, die Quintus dort führte, dehnte sich nämlich auf drei Jahre aus. Und die mannigfachen Klagen, die während dieser Zeit über seine Amtsführung nach Rom drangen, gaben dem älteren Bruder Gelegenheit, dem jungen ins Gewissen zu reden. In diesem Brief vom Anfang des Jahres 60 ermahnt Cicero den Bruder, sich des einflußreichen Postens würdig zu erweisen, auf den man ihn gestellt habe. Zwar brauche er zum Glück dem Bruder keine Vorwürfe zu machen, daß er sich, wie dies unter den damaligen römischen Statthaltern gang und gäbe war, an seiner Provinz bereichert und sie nach Art des Verres und anderer Fronvögte ausgeplündert habe. Im Gegenteil! In diesem Punkte herrsche nur eine Stimme des Lobes über ihn. Aber es seien wiederholt Klagen über den Jähzorn des Quintus nach Rom gekommen und über törichte Handlungen, die er in solcher Aufwallung seines Gemütes begangen habe. Gegen diese Leidenschaftlichkeit seines Wesens möge er mit all seiner sittlichen Kraft angehen, um sich des Ehrennamens „Vater von Asien“, den ihm seine Anhänger geben wollten, recht wert zu zeigen.

Auch dieser lange Brief des Cicero ist trotz des lehrmeisterlichen Tons, in dem er hier und da gehalten ist, von einer edlen Liebe für den Bruder getragen und hinterläßt einen schönen wohlthuenden Eindruck. Quintus muß nach allem, was wir aus seiner eignen Feder wie aus Urteilen anderer über ihn kennen, ein durchaus tüchtiger, ehrenhafter und

über den Durchschnitt begabter Mensch gewesen sein. Nicht allzu ehrgeizig, — „ein bedeutender Redner und Staatsmann genügt für die Familie“, pflegte er zu scherzen, — aber auch nicht teilnahmslos und träge. Leicht aufbrausend, wie dies Cicero mit Recht in jenem Schreiben tadelt, war er auch wieder schnell versöhnt und nicht nachtragend. Leider teilte seine Gattin Pomponia diese letzte Eigenschaft nicht mit ihm. Sie war eine recht grillige und reizbare Dame, die jähzornige Worte und Unartigkeiten, die ihrem Gemahl in der Erregung seines Geblüts entfahren waren, nicht so rasch wieder vergessen konnte. Infolgedessen war die Ehe zwischen diesen beiden unstimmigen Menschen noch eine viel unglücklichere als die zwischen Cicero und seiner Terentia, und verlief unter fortwährenden Zwistigkeiten. Auch der Sohn aus ihrer Verbindung war zuerst ein rechter Tunichtgut und trug nicht dazu bei, das Verhältnis zwischen den Eltern schöner und verträglicher zu machen. Da Pomponia eine Schwester des Attikus war und dieser ihr ebenso die Stange hielt, wie Cicero regelmäßig die Partei des Bruders bei größeren Zänkereien nahm, wäre beinahe manchmal die Lebensfreundschaft zwischen Cicero und Attikus über diesen ewigen Händeln der beiden feindlichen Eheleute in die Brüche gegangen. Denn auch die beiden Damen, Ciceros Terentia und des Bruders Pomponia, waren einander spinnefeind.

Es wäre dem Cicero vielleicht trotz aller klugen Vorschriften, die ihm sein Bruder zu diesem Anlaß erteilt hatte und bei all seiner Gewandtheit und rednerischen Begabung nicht gelungen, Konsul zu werden. Denn die Abneigung der Adelskreise Roms gegen diesen ahnenlosen Emporkömmling vom Lande war noch eine zu starke. Aber da kam ihm derjenige zu Hilfe, der bis dahin als sein gefährlichster Mitbewerber um die erste Würde im Staate aufgetreten war: Sergius Catilina. Er kam ihm freilich gegen seinen eignen Willen und nur dadurch zu Hilfe, daß er sich bei der Adelpartei mißliebzig und bei dem Senatorenstand bedrohlich gemacht hatte. Er, Catilina, verfügte über die Ahnen, deren Fehlen man seinem Nebenbuhler Cicero ständig vorwarf.

Stammte aus einem weiland sehr angesehenen Patriziergeschlecht der Stadt. Hatte sich aber durch eine ausschweifende Jugend und einen wüsten Lebenswandel ebenso geschadet, wie sich Cicero durch seine Strebsamkeit und im allgemeinen untadelige Führung das Vertrauen des Volkes verdient hatte. Ein paar Morde in der nächsten Familie hatte Catilina noch so ganz nebenbei auf dem Gewissen. Derlei Untaten drückten ihn aber wenig, da er die Erinnerung an sie in einer Unmenge anderer Scheußlichkeiten und Grausamkeiten erstickte. Er war schon ein Ausbund von Gemeinheit und dabei von einem ungewöhnlichen Ehrgeiz. War überhaupt, wie sein Gegner Cicero ihn einmal gezeichnet hat, das widerspruchsvollste Wesen, das man sich denken konnte. Die Furcht vor diesem Kerl, der heimlich wie offen darauf ausging, die römische Staatsverfassung zu stürzen, der dahinsiechenden, freien Republik ein Ende zu machen und sich und andere Gewalthaber an ihre Spitze zu stellen, veranlaßte den Adel und Senat Roms statt seiner den Cicero zum Konsul zu erwählen, als Catilina sich im Jahre 64 zum zweitenmal zu dieser Würde drängte. Mit dreiundvierzig Jahren kam also Cicero als Nichtsenator zu dieser höchsten Würde, die Rom zu vergeben hatte. Und die Fluren und Berge seiner Heimat freuten sich über dies große Ereignis mit, meldet er frohlockend dem Bruder. Die beiden mächtigsten Hintermänner seines unheimlichen Nebenbuhlers waren, wie ganz Rom halb und halb wußte, der reiche Crassus und der junge Julius Cäsar. Beide waren aber besonnen genug, sich für diesen ruchlosen kecken Menschen nicht zu weit vorzuwagen. Sondern schützten ihn nur unter der Hand und warteten schlauerweise ab, wie sein Unternehmen auslaufen würde, um dann aus der neuen Lage der Dinge ihren Vorteil zu ziehen.

Daß der Anschlag des Catilina auf das römische Gemeinwesen mißlang, zum zweitenmal mißlang, ist das große Verdienst des Cicero gewesen, das er mit Recht als eine republikanische Ruhmestat für sich in Anspruch genommen hat. Denn nun war das Jahr 63 gekommen, das ruhmreichste, das größte Jahr nach Ciceros eigener selbstbe-

wußter Zeitrechnung. Und er hatte zusammen mit einem gewissen Antonius das Konsulat angetreten: Das höchste Amt der Republik, um das sich Catilina für das nächste Jahr wiederum vergeblich beworben hatte. Dieser Gaius Antonius mit dem Beinamen „Hybrida“, der Bastard oder der Blendling, war ein Sohn des großen Redners und ein Oheim des jungen Mark Anton. Er hatte sich als Statthalter in Asien und Griechenland einen sehr schlechten Ruf erworben. Heimlicherweise lag dieser Schädling mit Catilina unter einer Decke. Traute sich aber, solange die Verschwörung unsicher war, nicht hervor. Und wurde von Cicero durch das Versprechen, ihm für das nächste Jahr das reiche Mazedonien zur Verwaltung zuzuschancen, im stillen geködert und kirre gemacht. Wieder wie bei einem ersten, früheren Versuch, die Konsuln zu töten und den Staat zu stürzen, den Catilina im Jahre 65 unternommen hatte, waren es Verräter und Überläufer, die seinen neuen Anschlag vorzeitig ausplauderten. Diesmal war es eine gewisse Fulvia, eine Dame höchst zweifelhafter Art, die Catilinas Pläne durch einen ihrer mehreren Freunde dem Cicero hinterbringen ließ. So daß einige boshafte Witzbolde nachher versicherten, der Staat habe teils seinem ruhmredigen Konsul, teils aber einem Allerweltsliebchen seine Rettung zu verdanken. Cicero, der in diesen für ihn bedrohlichen Tagen niemals unbewaffnet und ungepanzert und ohne ihn deckende Gefolgschaft sein Haus verließ, konnte nun, genau über alles unterrichtet, seine Trümpfe gegen Catilina ausspielen. Das tat er denn auch am Morgen des 7. November 63 im Senat, den er, um der Sache einen feierlichen Rahmen zu geben, in den Tempel Jupiters des Erhalters berufen hatte. Tat es in einer seiner berühmtesten Reden, der ersten catilinarischen, in der er mit dem ganzen Aufwand seiner berechtigten Entrüstung so lange und heftig auf den schon von allen Guten gemiedenen Catilina losdonnerte, bis dieser sich entschloß, den Senat und die Stadt zu verlassen und sich offen als Empörer zu bekennen. Dem letzten Mordanschlag auf sein Leben, zu dem zwei Genossen Catilinas sich bereit erklärt hatten, war Cicero wiederum glücklich entgangen: Er hatte die

beiden, die am Morgen bei ihm vorgesprochen waren, um ihn noch im Halbschlaf auf seinem Ruhebett meuchlings umzubringen, einfach nicht vorgelassen. Rechtzeitig wiederum vor ihnen durch seine scharfen Spürhunde gewarnt. Auch umgab er sich seitdem mit doppelten Wachen zu seinem Schutz. Die folgenden drei der catilinarischen Reden, die sich nicht nur zu einer Qual für Catilina, sondern auch zu einer Crux für die Schüler der oberen Klassen in den höheren Lehranstalten aller Völker ausgewachsen haben, weil man die Scholaren an diesen Ansprachen Ciceros in das mustergültige Latein des republikanischen alten Roms einzuführen pflegt, also diese drei späteren Reden Ciceros sind nur ein schwächerer Aufguß jener flammenden ersten, die wirklich eine Tat war und das erreichte, was sie wollte: Die Ausscheidung Catilinas aus der Stadt.

Dieser Erfolg ist der Höhepunkt in Ciceros ganzem staatsmännischen Wirken gewesen. Und er hätte die günstigsten Folgen für ihn gehabt, wenn er ihn sich nicht selber dadurch verdorben hätte, daß er ständig auf diese seine Ruhmestadt hinwies. Durch diese fortwährende Selbstbeweihräucherung, die sich von Rede zu Rede gegen Catilina noch steigert, schadete sich Cicero, wie dies ihm Plutarch schon nachgerechnet hat, so sehr, daß ihn seine blindesten Anhänger nicht mehr von dem Vorwurf einer lächerlichen Eitelkeit retten konnten. Uns selber, die wir nun fast schon durch zwei Jahrtausende von ihm getrennt sind, kann noch heute diese Selbstgefälligkeit verdrießen, mit der sich ein so gescheiter Mann immerzu wieder Lorbeern streut. Er verglich sich geradezu mit Romulus, dem Begründer der Stadt, deren Erhalter er nun geworden sei. Und hätte sich kaum verwundert, wenn seine Mitbürger ihn zum Dank für die Errettung gleich jenem unter die Götter versetzt hätten. Auch ein Dankfest ließ er sich vom Senat bewilligen, obwohl solch eine Ehrung sonst nur dann angeordnet wurde, wenn ein Feldherr einen ausgezeichneten Sieg erfochten hatte. Cicero war also der erste seit der Erbauung Roms, dem eine solche Ehrung im Friedenskleide zuteil wurde. Und zwar deshalb, weil er die Stadt vom Brande, die Bürger vom Morde, Italien

vom Kriege gerettet hätte. Und er war schließlich so „bescheiden“, dafür von den Römern keine Belohnung, kein Ehrenzeichen, kein Denkmal seines Verdienstes zu verlangen, sondern nur ein immerwährendes Andenken an diesen Tag und an ihn als den Konsul, der nicht weniger als die Scipionen, als Aemilius Paulus, als Marius und Pompejus für Rom geleistet hatte. Dabei trug dieser Hauptstreich, diese Großtat seines Lebens, schon den Keim zu seinem Verderben und späteren Untergang in sich. Denn nun überhob sich, geschwellt von seinem Sieg, den er über den verrotteten Adelspröbbling davongetragen hatte, der bürgerliche Emporkömmling, der eingewanderte Fremdling Cicero, in der weiteren Verfolgung seines Rettungsunternehmens an dem morsch gewordenen römischen Freistaat. Den Catilina, mit seinem leichenblassen Gesicht, seinem unheimlichen Blick und seinem bald hastigen, bald langsamen Gang, wie er beschrieben wird, den hatte der beredte Konsul glücklich hinausgedrängt. Nun galt es die anderen Häupter der Verschwörung, die in Rom zurückgeblieben waren, unschädlich zu machen oder gar zu vernichten. Unter ihnen befanden sich mehrere Jünglinge, sowie auch ältere Brüder Liederlich aus weiland geachteten adligen Geschlechtern Roms. Diese faßten nun, ihres geistigen Führers Catilina beraubt und aus der Ferne nur notdürftig und bruchstückweise von ihm beraten, alle möglichen Pläne, um den mächtig gewordenen Konsul zu stürzen und die Herrschaft an sich zu reißen. Unter andern tollen Anschlägen zur Vernichtung des bestehenden Staates und seines Führers knüpften sie auch Verhandlungen mit den Gesandten eines gallischen Volksstammes, der Allobroger an, die am Genfer See und im heutigen Savoyen hausten. Deren Gesandte hielten sich zwecks irgendwelcher Verhandlungen in Rom auf. Und die Catilinarier wollten nun versuchen mit ihrer Hilfe, ganz Gallien gegen das von Cicero verwaltete Rom aufzuwiegeln. Der unermüdlich herumhorchende Konsul, dem in diesen aufgeregten Tagen seine als Aufpasserin höchst bewährte Gattin Terentia hilfreich zur Seite stand, kam aber hinter diese Listen. Man entdeckte verschiedene heimliche



Waffenlager, wie dies in solch unruhigen Zeiten stets zu geschehen pflegt. Auch die beiden gallischen Gesandten hielten nicht dicht. Sie wurden beim Abziehen aus der Stadt an der mulvischen Brücke aufgegriffen: An der heutigen Ponte molle, an jener Stelle, wo jahrhundertlang die nordischen Fremdlinge die ewige Stadt betreten und auch wieder verlassen sollten, und von wo aus jetzt auch diese schlaun Savoyarden das Weite aufsuchen wollten. Ins Verhör genommen wurden sie auf Grund von Briefschaften, die man bei ihnen beschlagnahmte, überführt und deckten nun, um sich zu salvieren, alles auf. Den Verschwörern, die man, soweit man sie erwischen konnte, verhaftete, blieb nichts anderes übrig, wie teils offen, teils versteckt zu bekennen, was sie im Schilde führten. Und so konnte Cicero die jungen adligen Bürschchen und auch die älteren unter ihnen offenkundig des Hochverrats am Vaterlande anklagen. Er trug den Fall im Senat vor und verlangte von den dort versammelten Vätern die Köpfe der überführten und geständigen Empörer.

Bei diesem Anlaß hielt der damals siebenunddreißigjährige Cäsar eine uns glücklicherweise erhaltene, wenn auch von Sallust etwas zurechtgekämmte Rede, in der er den Konsul wie den Senat davor warnte, das Todesurteil an den des Aufruhrs überführten Männern zu vollstrecken, sondern ihnen riet, die Schuldigen in die Landstädte zu verbannen und dort in Haft zu halten. Mit anderen neuzeitlichen Worten also: Lebenslängliches Zuchthaus statt der Todesstrafe. Aber der siegesstolze Konsul hörte nicht auf diese warnende Stimme. Er lauschte nebst den meisten Senatoren mit größerer Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit der Rede, die nun das Tugendbündel, der sittenstrenge Marcus Porcius Cato, um seine Meinung befragt, vernehmen ließ. Der stimmte voll Entrüstung für den möglichst schnellen Tod dieser Meuterer und katilinarischen Existenzen, die geplant hätten, Rom in Brand zu stecken und entschlossen gewesen wären, die Gallier, die Todfeinde der Römer, zum Kriege aufzustacheln und herbeizurufen. In der gespannten Lage, in der sich der Staat befand, wurde der Antrag des edlen.

aber unduldsamen Eiferers Cato mit großer Mehrheit angenommen. Und nun zögerte Cicero nicht länger, die Hochverräter zum Tode zu führen. Er ließ die adligen Rädelführer gefesselt auf der heiligen Straße über den römischen Marktplatz treiben und in den Kerker stoßen: In ein früheres Brunnenhaus oder auch Carcer Mamertinus genannt, der jetzt noch genau in dem moderigen, feuchten und finstern Zustand, wie ihn das Altertum beschrieben hat, erhalten ist, und in dem die fromme Sage auch den Apostel Petrus schmachten läßt.

Dort wurden die Hochverräter im Dunkeln bei flackerndem Fackellicht wie Schlachtvieh kurzerhand erdrosselt. Und Cicero verkündete darauf laut vom Kapitol herunter: „Sie haben gelebt.“ Nicht etwa: „Sie sind tot“, wie es falsch bei Mommsen heißt. Er kam sich auf dem Gipfel seiner Macht vor, als er dies verhängnisvoll Großartige vollführt hatte. Und geriet, als man ihn nun, da es dunkel geworden war, mit Lampen und unter Beifallklatschen und Jauchzen des Straßenpöbels in sein Haus geleitete und ihm allseitig den Namen „Vater des Vaterlandes“ gab, den ihm Cato als erster verliehen hatte, in einen derartigen Rausch der Selbstvergötterung, daß er noch tage-, nein jahrelang, wie trunken von diesem Erfolg herumwandelte. Er teilte alsbald seinen großartigen Sieg über die Empörung, der ihm ewigen Nachruhm sichern würde, allen Statthaltern und Befehlshabern im ganzen Reiche mit. Insbesondere dem Pompejus, der im fernen Asien die äußern Grenzen des Vaterlandes schützte, während Cicero die Sicherheit im Innern verteidigt hatte. In Wirklichkeit hat ihm dieser Tag, da er seinen größten Wurf und seinen Meisterstreich vollführt zu haben glaubte, nur Unheil gebracht, wie dies von dem ihm staatsmännisch weit überlegenen Cäsar schon vorausgesagt wurde, und wie er selber es zuweilen dunkel ahnte. Der römische Adel hat es diesem Emporkömmling aus bäurischem Blut niemals verziehen, daß er verschiedene der ihrigen, darunter einen aus einem der angesehensten Geschlechter der Stadt, aus dem der Cornelier, mit Handschellen gefesselt wie Diebsgesindel, über den Marktplatz geführt hatte. Und die Rache

für diesen Frevel, den er an dem Stadtadel begangen hatte, sollte ihn nur zu bald ereilen. Auch die heftige Abneigung, die Mark Anton später gegen Cicero empfunden hat, soll durch die Hinrichtung eines der Catilinarier, des Lentulus, zuerst entfacht worden sein: Dieser Lentulus, zu deutsch etwa „Linsereich“, dessen Geschlecht seinen Namen vom Linsenbau erhielt, wie die Familie Ciceros den ihrigen von der Erbsenzucht bekommen hatte, war nämlich der Stiefvater Mark Antons, dessen Mutter Julia ihn in zweiter Ehe geheiratet hatte. Catilina hatte besagten Lentulus mit der Ermordung des ihnen feindseligen Konsuls beauftragt. Doch diesem etwas schläfrigen, bequemen Mann hatte es an Mut zu solch einer Tat gefehlt. Aber auch die Verbitterung des jungen Mark Anton gegen den Blutrichter seines Stiefvaters zog nun wie ein drohendes schwarzes Wölkchen am Himmelsrand der Zukunft für Cicero auf.

Einstweilen badete sich dieser freilich noch ganz im Auskosten seines Siegesgefühls. „O du 5. Dezember meines Konsulatsjahres, den ich wahrheitsgemäß als Geburtstag dieser Stadt begrüßen kann!“ prahlte er. Er hatte die Schlange des offenen Aufstandes in Rom zertreten, bevor sie weiteren Schaden angerichtet hatte. Und sein Mitkonsul Antonius sorgte nun auch dafür, daß jener Heereshaufen, den Catilina draußen gegen Rom gesammelt hatte, vernichtet wurde. Das heißt, der doppelzüngige Herr Antonius, der es insgeheim noch immer mit dem Catilina hielt, übertrug diese Aufgabe seinem tüchtigen Unterfeldherrn Petrejus, der die Scharen des Catilina beim heutigen Pistoja, nördlich von Florenz, niederwarf. Sie wehrten sich unter der Anführung von Catilina, der auch im Kriegswesen durchaus nicht ungeschickt und im Feld ausdauernd war, höchst tapfer ihrer Haut. Und Catilina selbst, der „Abschaum der Menschheit“, wie ihn Cicero bezeichnete, erwies sich in dieser offenen Feldschlacht seiner edlen adligen Herkunft durchaus würdig. Er fiel im dichtesten Haufen seiner Feinde, bis zum Schluß kämpfend. Und erlosch also heldenmütig auf dem Schlachtfeld, um noch in manchem Räuberstück jugendlicher Bühnendichter, Stürmer und Dränger wie er, hernach

wieder aufzuleuchten. Alle seine Anhänger, von denen sich nicht ein einziger lebend gefangen nehmen ließ, endeten nach zäher Gegenwehr mit Wunden auf der Brust, wie selbst der Bericht ihrer Gegner zugeben mußte.

Ciceros schlauer Mitkonsul, der seine Gicht vorgeschützt hatte, um nicht den Kampf gegen Catilina führen zu müssen und es damit mit diesem zu verderben, eignete sich nun nach dem Siege seines Unterfeldherrn dessen Erfolg stracks selber zu und nannte sich voll Stolz „Imperator“: Ein Ehrentitel, der ihm nach dem „Kneifen“, das er vorgezogen hatte, am wenigsten gebührte. Der Ausgang des Catilina allein beweist, daß man es mit ihm nicht mit einem niedrigen Menschen, einem gemeinen Verbrecher zu tun hatte. Ein Mann, dem es gelungen war, die Zuneigung eines so besonnenen Geldmannes wie des Crassus und die eines so begabten und behutsamen Staatsmannes, wie des jungen Cäsar zu erwerben, kann gar nicht der leibhaftige Teufel in Menschengestalt gewesen sein, als den ihn Cicero für die Nachwelt aufgemalt hat. Er selber stutzt ja an mehr als einer Stelle, wenn er bemüht ist, den Catilina anzuschwärzen vor den Widersprüchen und vor der guten Kehrseite, die dieser seltsame Mensch, den alle Laster verunziert haben sollen, bei näherer Betrachtung aufweist. Mit der Keuschheit und Sittlichkeit nahm man es in jenen Zeitläuften, die Cicero mit seinem berüchtigt gewordenen: „O tempora, o mores!“ beklagt, allgemein nicht sehr genau. Und dem jugendlichen Cäsar wurden fast dieselben Unzüchtigkeiten wie dem Catilina nachgesagt. Hieß es doch in Rom von ihm, der einer der größten Feldherrn und Staatslenker der Weltgeschichte werden sollte, daß er der Mann aller Weiber und das Weib aller Männer in Rom gewesen sei. Und man darf niemals vergessen, daß die Liebe zum gleichen Geschlecht, die der heutigen englischen Gesellschaft Anlaß und Berechtigung gab, einen Oskar Wilde aus ihrer Mitte und ins Zuchthaus zu stoßen, im damaligen Rom, wie im alten Hellas, überhaupt nichts Entehrendes, noch gar Strafwürdiges an sich hatte. Wenn dem Catilina der Enderfolg beschieden worden wäre, den ein Cäsar erlangte, so hätte sein Bild, das Cicero

so gräulich verdunkelt hat, sicherlich später manche ausbessernde und verschönende Züge bekommen. Schon die treue Gefolgschaft, die ihm zahlreiche Anhänger bis in den Tod bewiesen haben, rät uns, etwas vorsichtiger in der Verdammung dieses „Scheusals und Schandflecks der Menschheit“ umzugehen. Catilina war genau solch ein Abenteurer wie Sulla, wie Cinna und Cäsar, und strebte wie diese zur Alleinherrschaft. Ihn darum als den niederträchtigsten Staatsfeind und gewissenlosesten Landesverräter abzustempeln, wie dies Cicero beliebt hat, ist eine etwas törichte advokatorische Übertreibung. Übrigens wird der Überschwang der sittlichen Entrüstung eines Cicero gegen diesen Frevler, die aus seinen Reden wider dies „Scheusal“ atmet, für uns Nachgeborene und Überschauende etwas gedämpft, wenn wir erfahren, daß derselbe Cicero, der als Konsul diesen Catilina in die tiefste Hölle hinunterredet, denselben Erzbösewicht, diesen „so veränderlichen und vielseitigen Charakter“, als Rechtsanwalt früher gradezu verteidigt hat. Jedenfalls hat er dies in einem seiner frühesten uns erhaltenen Briefe an Attikus, seinen vertrautesten Freund, diesem vermeldet. Wobei er hinzufügt: „Gelingt es mir, Catilinas Lossprechung zu bewirken, so hoffe ich, daß er sich bei der Bewerbung um das Konsulat um so eher mit mir verständigen wird.“ So wechselte in diesem ewig beweglichen und unbeständigen Geist Zuneigung und Abneigung ununterbrochen. Auch hat Cicero sich infolge einer sehr hohen Vergütung später nicht gescheut, den Publius Sulla, einen höchst begüterten Neffen des verstorbenen Machthabers, zu verteidigen, als dieser junge Mann, wohl nicht ganz unbegründet, der Teilnahme an der catilinarischen Verschwörung verdächtigt wurde. Wie denn überhaupt außerdem die Sache mancher andern Catilinarier hinterdrein von ihm vor Gericht geführt worden ist.

Die Geschichtsbeschreibung hat sich, mitbestimmt durch die Sittenpredigten des Cicero, durch den ein Catilina als Ausbund aller Schlechtigkeit angeprangert worden ist, zu Unrecht an einem Aufwiegler vergangen, der in dieser Zeit des Zusammenbruchs des altrömischen Freistaats nicht viel an-

ders wie die übrigen Empörer und Streber zur Macht drängte. Er war vielleicht nur unvorsichtiger, offenerherziger und „tumber“ als die andern. Was man auch aus den mehreren unversteckten und fast harmlosen Äußerungen schließen möchte, die uns von ihm erhalten sind und in denen er unumwunden zugibt, daß er damit umgehe, den schwach gewordenen römischen Staat umzustoßen und ihm ein kräftiges neues Haupt, wie das seinige, aufzusetzen. Cicero selber sollte später noch einsehen und zugeben müssen, daß dieser von ihm zur Strecke gebrachte Empörer Catilina bei weitem nicht sein schlimmster Widersacher noch auch der stärkste Staatsfeind war, der ihm im Leben begegnen und Roms Freiheit bedrohen würde.

Vorläufig weidete sich Cicero auch in den mancherlei Rechtsstreitigkeiten, deren Führung er nun wieder übernahm, immerfort noch in dem Nachglanz des denkwürdigen und großartigen Jahres und seines ruhmreichen Konsulats. Er verteidigte noch während seiner Amtszeit den Murena, einen bereits vorbezeichneten Bewerber um die Würde des Konsulats, den man der Bestechung angeschuldigt hatte. Verteidigte ihn mit Glück gemeinsam mit Hortensius, der sich jetzt häufig in die Plädoyers und die Vergütungen mit ihm teilte. Mit Glück insofern, als es ihm im Bunde mit dem anderen gelang, den Murena frei zu bekommen. In Wirklichkeit soll seine Rede, die er zudem nach einer schlaflosen Nacht noch schlecht vorgetragen hätte, gegen die seines Kollegen Hortensius stark abgefallen sein. Vermutlich, weil er auch hier wieder viel zu lange bei seiner eigenen Person verweilte. Cicero benutzte nämlich seine Ansprache, die zeitlich zwischen die zweite und dritte catilinarische Rede fällt, um seine Verdienste für das Vaterland erneut ins richtige Licht zu setzen und denen, die es etwa noch nicht wissen wollten, wiederum zu bedeuten, welch einen Konsul Rom an ihm hätte. Er rieb sich bei der Verteidigung Murenas ein wenig mit den Stoikern und mit dem tugendhaften Cato, der auf seiten des gegnerischen Anklägers von Murena stand. Rieb sich aber so sänftiglich und zugleich immer wieder

mit dem Ausdruck seiner unterstrichenen Hochachtung an dem Hort der Republik, dem gestrengen Cato, daß dieser hinterher nur seine schmalen Lippen zu einem trocknen Lächeln über die vielen Bonmots von Cicero verzog und bemerkte: „Was für einen Scherzbold von Konsul haben wir doch!“

#### 4. Der schöne Clodius und Ciceros Verbannung

Indessen nahte sich der Zeitpunkt, an dem Pompejus von seinem großen Feldzug in Asien, zu dem ihm Cicero durch seine Rede für den Gesetzesvorschlag des Manilius den Oberbefehl erwirkt hatte, zurückkehren sollte. Pompejus hatte sich durch seine Siegestaten den Beinamen: „Der Große“, den man ihm gegeben hatte, wahrhaft verdient. Und es war verlorene Mühe, wenn der hämische Bänker Crassus nun noch mit Bemerkungen wie: „Ich verstehe nicht, was an dem Mann groß ist“, ihm seinen Ruhm streitig zu machen suchte. Pompejus hatte den Mithridates nicht nur besiegt. Das war vor ihm dem entmenschten Sulla, wie dem tüchtigen Kriegskünstler Lukullus auch schon geglückt. Pompejus hatte die Macht dieses schärfsten Gegners von Rom, den man häufig mit Alexander dem Großen verglichen hat, völlig gebrochen und diesen unheimlichen asiatischen Herrscher zum Selbstmord getrieben. Und er feierte nun einen Triumph, wie ihn die Stadt noch nicht gesehen hatte: Seinen dritten Triumph, den über Asien. Sogar die Privatsteuern kamen nach solchen gewaltigen Erfolgen in Wegfall. Erst unter den Verschwendern Cäsar und Mark Anton mußten sie später in Rom wieder eingeführt werden. Doch das, worauf der siegreiche Feldherr sich besonders gefreut hatte, seine alten verdienten Soldaten, die von ihm gleich nach der Ankunft in Italien entlassen worden waren, ähnlich wie ehemals Sulla reich entlohnen zu können, das wurde ihm im Senat gründlich versalzen. Und zwar durch Lukullus, der noch einen starken Groll gegen ihn hegte, weil er durch Pompejus vom Oberkommando in Asien weggedrängt und sogar sein Triumph ihm durch diesen seinen Nebenbuhler

verhindert worden war. Im Bunde mit seinem damaligen Schwager Cato setzte Lukull es durch, daß dem Pompejus weder die besonderen Zulagen für seine Veteranen bewilligt, noch seine Anordnungen in Asien, die denen des Lukullus zuwiderliefen, nachträglich bestätigt wurden.

Hierdurch sah sich nun auch Cicero nach dem Ablauf seines Konsulats mehr und mehr veranlaßt, sich von der Senatspartei abzuwenden und seinen Kurs zu wechseln. Denn der entrüstete Pompejus, dessen Gefolgsmann Cicero immer mehr wurde, warf nun das Steuer seiner politischen Haltung völlig um. Kehrete der Adelpartei und den Senatoren ganz seinen steifen Rücken und schloß sich bedingungslos an die Volkspartei an, deren Führer Cäsar war, der seinerseits wiederum zum Handlanger den jungen Clodius hatte. Dieser aus altem römischem Adel stammende Jüngling, der sich zum erbittertsten Widersacher Ciceros ausgewachsen sollte, hatte schon allerlei auf dem Kerbholz. Unter anderem hatte Clodius die Truppen des Lukull, seines eigenen Schwagers, in Asien gegen diesen ihren Anführer aufgewiegelt und dadurch dem vornehmen Lukull den Endsieg aus der Hand gewunden. Dann war er bei dem nächtlichen Frauenfest, das die Römerinnen unter Teilnahme der Vestalinnen zu Winter Anfang zu feiern pflegten, in Weiberkleidung in das Haus des Cäsar als des damaligen Oberpriesters geschlichen, um dessen Gattin zu verführen. Schon dies, daß ein Mann sich dazu hergab, sich vor dem Spiegel mit bänderumwirkten Füßen, Schleiern auf dem Haupt und mit eng anschließendem Mieder als Weib herauszuputzen, galt den Römern von alten Schrot und Korn für eine erbärmliche Schimpflichkeit. Aber das ganze Vorkommnis überhaupt wurde bald zur cause célèbre, zu dem berüchtigtsten Ärgernis des ganzen alten Rom aufgebauscht. Dabei war dieser bisher in Rom unerhörte Anschlag — denn jeder Mannsperson war der Zutritt zu diesem Frauenfest streng verboten — schließlich noch vereitelt worden, da Clodius sich selbst durch seine Stimme einer Sklavin gegenüber verriet und das Haus schleunigst verlassen mußte. Jedoch Cäsar ließ sich daraufhin sofort von seiner Gattin Pompeja

scheiden, mit der er sich ohnedem nicht mehr gut stand. Unter der stolzen Begründung, auf der Gattin Cäsars dürfe auch nicht der Schatten eines Verdachts ruhen. Bei den Verhandlungen, die nun gegen Clodius stattfanden und denen er schließlich durch freilich für ihn sehr kostspielige Bestechungen die Spitze abzubrechen wußte, hatte der verführerische Jüngling, der unter vielen anderen Buhlschaften auch mit seinen eigenen Schwestern, insbesondere mit der jüngsten unter ihnen, mit Clodia, verliebte Beziehungen hatte, auf das Zeugnis des Cicero gerechnet. Der sollte ihm den Gefallen tun, auszusagen, daß Clodius während der Nacht jenes Frauenfestes anderwärts wie im Hause des Cäsar gewesen sei. Eine kleine Lüge, die den manches verhehlenden Cicero keine große Selbstüberwindung gekostet hätte. Clodius baute um so mehr auf diesen leichten Freundschaftsdienst des Konsuls, weil er, Clodius, mit zu der Leibwache gehört hatte, die den nicht allzu kampfgierigen, zartnervigen Cicero gegen die Anschläge der catilinarischen Straßenbanden geschützt haben wollte. Und bei seiner steten Lust an Raufereien ist diese Behauptung des Clodius sicherlich wahr gewesen. Trotzdem gefiel es dem Cicero nicht, sich den Clodius zu verpflichten. Im Gegenteil, er ritt ihn durch seine Aussagen nur noch mehr herein, indem er beschwor, Clodius sei an jenem Tage nicht fern von Rom gewesen, sondern habe ihn vielmehr noch in seinem Hause aufgesucht. Vermutlich gab der in diesem Fall übereifrige Konsul seine eidliche Aussage, der das bestochene Gericht hinterher doch nicht rechten Glauben schenkte, auf das Betreiben seiner Gattin Terentia ab. Diese hegte nämlich eine heftige hitzige Eifersucht gegen Clodia, die Schwester des Lüstlings, weil diese einmal ihrem Cicero sehr gefallen hatte. Er hatte zwar dann wegen des schlechten Rufs, den Clodia schon damals genoß, ihre Hand verschmäht und seine Terentia erkoren. Aber in deren Brust war doch ein Stachel gegen ihre Nebenbuhlerin zurückgeblieben, an deren funkelnden Augen selbst ihr ehrbarer, schwer zu verführender Gatte Feuer gefangen hatte. Und sie machte nun ihrem Herrn Gemahl die Hölle heiß, sich nicht für die verrufene

Sippschaft des Clodius und seiner ehebrecherischen und zuchtlosen „Schwester und Gemahlin“, dieser „Medea vom palatinischen Hügel“, einzusetzen. Und Cicero tat ihr auch diesen Gefallen, indem er mit dem Aufwand seiner ganzen sittlichen Entrüstungskraft den moralisch Empörten über Clodius spielte und sich allmählich ganz in diese Rolle des aufgebrachtten Anklägers über solche Verworfenheit hineindachte und fühlte.

Diese Clodia, die stier- oder kuhäugige, wie Cicero sie nach dem Vorbild Homers in seinen Briefen gern benennt, muß eine Zeitlang nicht nur sehr schön, sondern auch anmutig und unterhaltsam gewesen sein. Catull, der stärkste Dichter Roms, hat sich an ihr verblutet. Und auch daß Terentia bei ihr für den sonst gegen Frauen so kühlen und im Grunde unsinnlichen Cicero Befürchtungen hegen mußte, spricht für ihre Anziehungskraft, die sie auf die Männer hatte. Jedenfalls muß selbst der keusche Konsul trotz seiner Beschimpfungen, die er gegen sie in seinen Briefen und Reden ausspricht, eine Zeitlang eine gewisse Zuneigung für diese Weltdame gehabt haben. Denn er soll ihr, die auch auf dem Palatin wohnte, häufig, wie Plutarch versichert, Besuche abgestattet haben. Leider verkam dies hübsche Geschöpf bald mehr und mehr. Und erhielt von einem ihrer Liebhaber, die sie schließlich nicht mehr zählen konnte, den in ganz Rom bekannten Beinamen: „Die Dreigroschenhure“, weil sie sich für eine ganz geringe Summe den Badeknechten hingab, um das Trinkgeld für deren Dienste zu ersparen. Auch verglich man sie in einem allgemein verbreiteten bissigen Witz wohl mit der von ihrem Ältervater Appius Claudius angelegten großen Heerstraße.

Für den Cicero sollte diese seinerseits völlig vermeidbare Angelegenheit von den schlimmsten Folgen sein. Er nahm sie, wie den ganzen Clodius, zunächst höchst unbedenklich und scherzte über den „holden Knaben“, der nach diesem Streich, den ihm Cicero gespielt hatte, vor Wut gegen den eitlen Konsul, dies sittenstrenge Paradedpferd, wie er ihn bezeichnete, überkochte. Auch das fruchtlose Auftreten Ciceros im Senat gegen die Bestechung der Richter durch Clodius,

verschärfte nur dessen Ingrimms gegen den Tugendwächter und -pächter Cicero. Daß er ein starker Hasser war und ein gefährlicher Gegner sein konnte, das bewies ihm Clodius alsbald. Er hatte sich im Einverständnis mit Cäsar, der es schlauerweise nicht mit ihm verdarb, wiewohl er, doch durch ihn in den Verdacht eines Hahnrei geraten, mehr Grund dazu gehabt hätte als Cicero, zum Volkstribunen wählen lassen. Dazu war, da er altadliger Herkunft war, vorher ein Verfahren nötig gewesen, das vom Gesetz vorgeschrieben wurde: Ein Verfahren, das Clodius nur zu einem Scheinmanöver machte, indem er sich von einem Plebejer, der selber fast sein Sohn hätte sein können, an Sohnesstatt annehmen ließ. Denn nur den Plebejern war das Amt des Volkstribunen zugänglich. Ein derartiger Verzicht auf seinen glänzenden Stammbaum und seine adlige Abkunft und dies Herabsinken in den niedern Bürgerstand bereitete dem Manne keine weiteren Bedenken, dem an seinem ehrbaren Ruf nicht mehr das geringste gelegen war. Und alle Einsprüche, die besonders Cicero jetzt und später gegen die Unerlaubtheit dieses Scheinmanövers einer „Ankindung“ erhob, fruchteten nichts. Clodius wurde als nunmehriger Plebejer zum Volkstribunen erwählt.

In seiner neuen Machtstellung begann nun der rachsüchtige Clodius sofort gegen Cicero zu schüren. Bequemen Anlaß dazu bot ihm das noch in aller Erinnerung haftende Vorgehen Ciceros gegen die fünf Mitverschworenen des Catilina, die der für sein Vaterland allzu bedachte Konsul auf dem raschesten Wege hatte erdrosseln lassen. „Ich habe Rom, die Schutzburg der Könige und Völker des Auslandes, die Leuchte der Nationen nur durch Bestrafung von fünf wahnsinnigen Menschen gerettet“, hatte dieser sich vor kurzem noch rühmen können. Aber gerade deswegen sollte es ihm nun an den Kragen gehen. Denn es gab eine alte, schon in den zwölf Tafeln vorgesehene, und von einem der Gracchen bestätigte Bestimmung, daß ein jeder, der einen römischen Bürger ohne öffentliches Verhör und ohne daß der Angeklagte durch ein rechtskräftiges Urteil des ganzen Volkes für schuldig erkannt worden sei, das Leben genommen habe,

in die Acht erklärt, und daß ihm nach der dafür in Rom feststehenden Formel der Gebrauch des Feuers und Wassers untersagt werden sollte. Mit andern Worten, einer, der sich solche Freveltat gegen einen Bürger Roms hatte zuschulden kommen lassen, sollte unter die Tiere des Waldes gestoßen werden.

Schon einmal hatte einer diese fürchterliche Bestimmung gleichsam wie einen Dolch gegen Cicero gezückt. Das war einer der vor Clodius tätigen Volkstribunen, ein gewisser Metellus, Unterfeldherr des Pompejus gewesen. Ein Metellus, mit Beinamen Nepos, ein Verwandter des Clodius. Der hatte, angewidert durch die ewigen Selbstverherrlichungen des Cicero, der nach seinem eigenen brieflichen Geständnis an Freund Attikus keine Gattung von Selbstlob bei sich übergangen wissen wollte, dem ruhmredigen Konsul den Mund gestopft. Als Cicero nämlich bei der Niederlegung seines Konsulats sich selber und seine Taten wieder in den höchsten Himmel erheben wollte, untersagte es ihm der Volkstribun unter Hinweis auf seine strafwidrige Gesetzesumgehung gegen die Catilinarier. Er gestattete dem darüber tief betrübten Cicero nur den einfachen Eid, daß er sein Amt gut geführt habe. Bei welcher Gelegenheit Cicero es sich nicht verkneifen konnte, noch rasch hinzuzufügen, daß er allein den römischen Staat gerettet habe: Eine Beteuerung, die nach seiner Versicherung das bei der Eidesablegung anwesende Volk mehrfach mitfühlend nachgesprochen habe.

Indessen steckte der durch das Hervorziehen jenes Dolches etwas eingeschüchterte verabschiedete Konsul sich damals klugerweise hinter die dem Metellus befreundeten Frauen, die diesen rauhen Kriegermann zu beschwichtigen wußten. Metellus eiferte zwar noch einige Male gegen Cicero im Senate. Ließ sich aber auch dort von den Anhängern des immerhin verdienstvollen Mannes einschüchtern. Und zog sich überhaupt allmählich von der Verfolgung gegen den früheren höchsten Staatsbeamten Roms zurück. Bei Clodius, den er bis zuletzt unterschätzte, nahm Cicero die Androhung des Vorwurfs, den man ihm machen konnte, zunächst nicht schwer. Dabei zeigte ihm dieser von ihm verachtete Jüng-

ling nun Schlag auf Schlag, wie er zu fürchten war. Zuerst biß er den Cato, Ciceros beste Stütze, aus Rom weg. Und zwar wieder auf eine sehr gemeine, aber geschickte Weise. Er, als jetziger Volkstribun, bot ihm zunächst, um diesen rechtschaffenen Mann, die Ehrlichkeit und Redlichkeit selber, der bei sehr vielen Leuten in Rom in höchstem Ansehen stand, zu entfernen, die Statthalterschaft der Insel Cypern an. Aber Cato bezeigte wenig Lust, diese Stellung anzutreten, sondern ließ ihn auf seine gewohnte offenerzige, aber barsche Weise an. Worauf ihm Clodius höhnisch erwiderte: „Schön! Wenn du es mir nicht Dank wissen magst, daß ich dich nach Cypern bringen will, so sollst du zu deinem eigenen Verdruß dorthin gehen müssen.“ Sprach's und setzte in der Tat, kraft seiner neuen Würde, in der Ratsversammlung durch, daß Cato durch ein förmliches Gesetz nach der fernen Insel verschickt wurde.

Nun kam Cicero, der fleckenlose Musterschüler, an die Reihe für Clodius. Er begann mit allen Mitteln daran zu arbeiten, die Verbannung des ihm verhaßten Mannes zu erwirken: Und damit diesen „Hagelschlag auf die römische Republik“ anzurichten, als welchen Cicero später diese Tat aufgefaßt wissen wollte. Viel zu spät erkannte Cicero die für ihn bedrohliche Lage. Die Schlinge saß ihm schon ziemlich eng um den Hals, als er sich um Beistand an Cäsar wandte, der grade im Begriff war, den Oberbefehl in Gallien zu übernehmen. Cäsar hatte keinen Grund, dem gewordenen Konsul, der in eine solche Klemme geraten war, besonders gewogen zu sein: Einmal hatte Cicero ihn und seinen Vorschlag, die Mitschuldigen des Catilina nur festzunehmen, nicht zu töten, im Senat verworfen und mißachtet. Auch hatte Cicero sich bei dem Plan eines neuen Ackergesetzes, das eine Verteilung von Staatsländereien bezweckte, scharf gegen den Vorschlag gewandt, wiewohl er wußte, daß neben Crassus auch Cäsar hinter diesem verwegenen Antrag stand. Aber Cäsar, der soeben sein erfolgreiches Konsulat hinter sich hatte, in dem er sich den Pompejus durch Befriedigung seiner alten Soldaten verpflichtet und seinen Mitkonsul Bibulus, einen rechtschaffenen, aber beschränkten Kerl, vollständig an die Wand

gedrückt hatte, Cäsar war dem oft von ihm als Redner vernommenen Cicero nicht schlecht gesinnt. Hatte sogar eine gewisse Zuneigung zu ihm. Er erklärte sich also bereit, ihn als Unterfeldherrn nach Gallien mitzunehmen: Einen Posten, den er später ebenso entgegenkommend dem Bruder des Cicero, dem Quintus, einräumte. Aber nun ließ der noch immer beifallsbedürftige Exkonsul, der schon wegen seiner vielen Rechtsanwaltschaften der Hauptstadt ungern seinen Rücken zukehrte, sich von Clodius beschwatzen. Noch immer erkannte er nicht die Gefährlichkeit dieses Wüstlings und seiner „stieräugigen Schwester“, die ihren Bruder heimlich immer mehr aufhetzte, sofern dies noch nötig war. Clodius schob geschickt dem Cicero gegenüber die Hauptschuld ihres Mißverständnisses auf die nachtragende Terentia und lullte ihn mit der unter manchen Männern nun einmal üblichen Ausflucht: „Ja! Die Weiber!“ vollkommen ein. Cicero beging daraufhin die weitere Dummheit, dem Cäsar die ihm angebotene Stelle einfach wieder aufzusagen und diesen dadurch böß vor den Kopf zu stoßen, wobei er sich zu seiner Entschuldigung klar machte: „Was würde ein Cato, was die andern Gutgesinnten dazu sagen, wenn ich bei einem Cäsar untergekrochen wäre!“

Höchst ärgerlich über diese Mißachtung von seiten Ciceros bestärkte Cäsar nun wiederum den Clodius in seinem Anschlag gegen seinen Todfeind und machte auch den Pompejus seinem früheren Lobredner Cicero abspenstig. Er konnte dies um so leichter, weil er in diesen Tagen seine schöne Tochter Julia dem Pompejus vermählt hatte und dieser nie so gut mit seinem Schwiegervater Cäsar stand als in dieser seiner Flitterwochenzeit. Wobei nebenbei als bemerkenswert für die damaligen sittlichen Zustände in Rom erwähnt werde, daß Pompejus sich kurz vorher von Mucia, seiner dritten Gattin, hatte scheiden lassen, weil sie in seiner Abwesenheit ganz unverhohlen die Geliebte Cäsars gewesen war. Cicero fiel nun aus einer Enttäuschung in die andere über den von ihm bis an die Sterne gepriesenen Pompejus. Er hatte ihn in seinen vielfachen Reden zu seinen Gunsten als den größten und göttlichsten aller Menschen, die je ge-

wesen sind und sein werden, gefeiert. Und sah sich nun für seine „rein goldenen Reden“, wie er sie selber bezeichnet, elend belohnt. Denn daß Pompejus ihm nicht noch einen Tritt versetzte, als Cicero ihn jetzt nicht nur einmal, nein mehrfach aufsuchte, war zu verwundern.

Er ließ, ungelentk wie er im Verkehr mit Nichtsoldaten war, sich beharrlich verleugnen, wenn Cicero bei ihm anpochte. Und als dieser schließlich, ohne sich länger abweisen zu lassen, in das Landhaus beim heutigen Albano eindrang, in dem Pompejus den Honigmond mit seiner geliebten Julia verbrachte, da benutzte dieser den alten Kniff, mit dem man sich einem unerwünschten Gast entzieht, indem er zur Hintertüre hinausschlüpfte. Der glänzende General Pompejus, der sich sofort vortrefflich bewährte, wenn er an der Spitze eines Heeres stand, war den Listen und Ränken der Hauptstadt durchaus nicht gewachsen. Zudem geriet er wie manche draußen höchst schneidigen Offiziere, daheim leicht in die Abhängigkeit einer Frau. Und auch sein neues reizendes Weibchen Julia wußte es ihm schnell und gründlich auszureden, daß er für einen Cicero, einen Konsul von gestern, die Kastanien aus dem Feuer holte.

Der arme, vor kurzem noch als Vater des Vaterlandes Gefeierte, sah sich nun bald ganz auf sich allein angewiesen und fast von allen verlassen. Wenigstens von den mächtigsten Männern, die damals in Rom etwas zu sagen hatten.

Cäsar war unterwegs nach Gallien. Er hatte zwar, um seine Meinung befragt, seiner eigenen Schulden und Vergehen eingedenk, geäußert, man möge eine begangene Freveltat oder Dummheit, wie man Ciceros Vergehen gegen die Catilinarier nennen wollte, nicht zu streng ahnden. Doch diese freundliche Abschiedsgebärde half dem Cicero nicht viel, an den sich nun der ganze Neid der durch seine Überhebung und seine Ruhmsucht gekränkten Adelpartei hing. Mit dem reichen Crassus war der vor kurzem noch so übermütige Exkonsul durch seine Spöttereien und das ewige Anpreisen des Pompejus, den Crassus nicht leiden konnte, ziemlich verfeindet. Und es half ihm auch nicht viel, daß ein Söhnchen des Crassus zu jenen wenigen Jünglingen in



Rom gehörte, die eine schwärmerische Verehrung für Cicero als den schöngeistigen Freund der Künste und Wissenschaften bekundeten. Den Schlichen und Roheiten eines Straßenhelden wie Clodius, war diese kleine Schar von Schwärmlingen nicht gewachsen. Vergebens rannte jetzt Cicero von Pontius zu Pilatus, um jeden um Hilfe oder Rat anzugehen. Der alte bequem und schlemmerhaft gewordene Lukullus, dessen Worten und Weisungen er stets gern sein Ohr neigte, riet ihm, ruhig in Rom zu bleiben und das Abflauen des Sturmes abzuwarten, den Clodius gegen ihn erregt hatte. Andere waren mehr dafür, daß Cicero für eine Zeit die Hauptstadt verlassen sollte.

In dieser Zwangslage beging Cicero eine der größten Torheiten seines Lebens, indem er, der so schnell heraufgekommene, von vielen beneidete neureiche Eindringling in die römische Gesellschaft, sich selbst erniedrigte. Er war durch den Antrag auf seine Bestrafung, den Clodius gestellt hatte, in den Anklagezustand versetzt worden. Ein solcher Beschuldigter pflegte nun in Rom seine gewohnte Kleidung abzulegen und sich in ein ärmliches schwarzes oder braunes Gewand zu hüllen, um vor allen Leuten seine Zerknirschung und seinen Kummer darzutun. Und wenn es ein vornehmer Mann war, so schrieb die Sitte noch vor, daß seine ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft diesem traurigen Beispiel folgte, um dadurch nach Möglichkeit das öffentliche Mitleid zu erregen. Solange Cicero nicht förmlich angeklagt war, hätte er sich gut diesem tristen Brauch entziehen können. Aber es entsprach seinem weichen Wesen, nun den Wehleidigen zu spielen und im Bettelkittel, umdrängt von seiner ebenso erbärmlich gekleideten Sippschaft, die Straßen zu durchziehen, die kürzlich noch von den Hochrufen auf ihn widerhallt hatten, als er mit Fackeln und Beifalljauchzen vom Volk nach Hause geleitet worden war. Man kann sich die diebische Freude von Clodius und seiner Räuberbande vorstellen, als sie den soeben noch allmächtigen Konsul in einem derartig kläglichem Aufzug über das Pflaster der Stadt schlottern sahen. Sie ließen es denn auch an lauten Verhöhnungen des bußfertigen „Vaters des Vaterlandes“ und

seiner Trauerschar nicht fehlen. Und taten das Ihrige, das Ansehen des reumütigen Adelsmörders herabzuwürdigen und zu verunglimpfen. Eine letzte Fürbitte, die Freunde des Cicero bei dem mächtigen Pompejus versuchten, mißglückte wie alle bisherigen. Der große Mann zuckte die Achseln und verwies sie an die Konsuln als die zuständige Behörde, froh, sich wieder ungestört seiner Julia widmen zu können.

Aber die beiden Konsuln des Jahres hüteten sich, nun ihrem großen Exkollegen Vorschub zu leisten. Es waren dies Gabinius, ein Pompejaner, mehr Kriegs- als Verwaltungsmann, ein gekräuselter weibischer Geck, nach Ciceros Beschreibung, der sich nicht scheute, vor seinen Gästen nackt zu tanzen. Und Piso, ein Geschöpf des Cäsar, ein grober, schmutziger, struppiger und stinkender Kerl, ein verwehrlostes und dabei doch allen Lüsten ergebene Subjekt, ihn wieder mit Cicero zu schildern. Dieser, den Cicero später noch mehrfach wüst beschimpft hat, war gerade der Schwiegervater des Julius Cäsar geworden. Denn der vermählte sich soeben zum dritten und letzten Male. Und zwar mit Calpurnia, der Tochter dieses Piso, dem man zu allem übrigen auch noch Mischblut nachsagte, indem ein Gallier, einer jenes Barbarenvolkes, dem Cicero besonders abhold war, unter seinen Vorfahren gewesen sein sollte. Beide Konsuln sind als Leichenfackeln der Republik von Cicero später in mehreren Reden böse aufgemalt worden, obwohl der letztere, sogar der Verwandte eines von Cicero sehr geachteten Piso, des früh verstorbenen ersten Gatten seiner geliebten Tochter Tullia war. Sie schlossen mit Clodius, diesem „durch einen Zusammenschluß aller Laster erzeugten Menschen“, wie Cicero ihn unter anderen schmeichelhaften Bezeichnungen vor der Nachwelt genannt hat, einen Kuhhandel ab. Demzufolge sie mit Hilfe des Clodius als des Volkstribunen nach ihrer Amtszeit beliebige, ihnen genehme Provinzen erhalten sollten. Der eine Syrien, der andere Mazedonien, Provinzen, die sie nach ihrer Herzenslust und Habgier ausquetschen konnten. Zum Lohn dafür ließen sie jetzt „den Priester der Hurerei, den Buhler reicher Lüstlinge, den Verführer seiner Schwestern“ — alles schmückende Bei-

worte, die Cicero später dem Clodius verliehen hat, unbedenklich schalten und walten und den Cicero vor die Hunde gehen, das heißt, vor den Clodius und sein Lumpengesindel. Besonders Gabinius ereiferte sich jetzt sogar gegen den Senat, als dieser im Andenken an die ehemaligen großen Erfolge des Cicero beschlossen hatte, um seinetwillen mit ihm Trauer anzulegen. Der unmännliche Geselle, die „frühere Gemahlin des Catilina“, wie ihn Cicero später einmal beschimpft, geriet sogar in eine weibische Wut gegen den störrischen Senat und kreischte die versammelten Väter mit seiner hellen Stimme wie ein Hahn an. Er untersagte ihnen aufs strengste solches Tun und bestätigte laut auf dem Marktplatz die Berechtigung der Anklage, die Clodius gegen den Vernichter der Catilinarier erhoben habe. Auch verbannte dieser gekräuselte Tänzer mit den welk hängenden Backen auf der Stelle einen dem Cicero besonders ergebenen römischen Ritter aus der Stadt.

Angesichts solcher Vorgänge, solcher Konsuln, entschließt sich Cicero, die Flucht zu ergreifen, oder wie er selbst es beschönigend ausgedrückt hat, sich für das Vaterland aufzuopfern und die Stadt zu verlassen. „Um Blutvergießen zu vermeiden“, wie er selbst mit der berühmten Ausrede aller Flüchtlinge späterhin zu entschuldigen sucht, daß er vor einem Räuberhauptmann wie Clodius das Feld geräumt habe. Und um sich nicht mit Bürgerblut zu beflecken. Und nun frohlockt alles, was gegen ihn ist. Clodius, jetzt wie ein Hetzhund hinter ihm, setzt so schleunig wie möglich durch, daß sein Antrag auf die Verbannung und Achterklärung des Cicero zum Gesetz gestempelt werde, wenn auch in etwas milderer Fassung, als er es vorgeschlagen hatte. Alsdann wird das prächtige Stadthaus des Cicero auf dem palatinischen Hügel von der Pöbelbande des Clodius ausgeplündert und in Brand gesteckt. Ein gleiches Schicksal widerfährt den schönsten Landhäusern des Geächteten, dem sogenannten Formianum, dem bei Formia am Golf von Gaeta gelegenen Haus am Meer, bei dem Cicero einstmalig sterben sollte. Sowie dem Tuskulanum, aus dem sogar die besten Bäume herausgeholt werden, um in das nahe Landgut des

gegenwärtigen Konsuls Gabinius gebracht und dort eingepflanzt zu werden. Die Marmorsäulen aus dem Stadthause hat bereits sein Amtsbruder, der habgierige Konsul Piso, angeblich für seinen Schwiegervater mit Beschlag belegen lassen. Den eigenen Verwandten, der für den vertriebenen Cicero, als Vater seiner Gattin, ein gutes Wort einlegen will, stößt Piso roh von seinen Knien weg. Die Gemahlin Ciceros, die unglückliche Terentia, sieht sich genötigt, ihr Söhnlein vor der Wut der Verwüster zu verbergen und selbst den Schutz des Vestatempels aufzusuchen, in dem ihre Schwester Fabia als Priesterin wirkt: Die nämliche Schwester, deren jungfräulicher Keuschheit vor Zeiten der Unhold Catilina bedenklich nahegetreten sein soll. Und während das Haus des reichen Rechtsanwalts Cicero in Flammen aufgeht, halten die beiden nunmehrigen Konsuln einen Festschmaus.

Es war in der letzten Märznacht des Jahres 59 v. Chr., als Cicero als ein bettelarmer Mann Rom verließ. Geächtet auf den Antrag eines Wüstlings, den er bis vor kurzem nur bespöttelt hatte. Der nunmehr siebenundvierzigjährige Mann, der sich um den Ertrag seines ganzen arbeitsreichen Lebens gebracht sah, wollte sich zunächst nach Sizilien begeben, wo er noch immer manche Freundschaft und Kundschaft besaß. Aber schon unterwegs pochte er mehrfach, selbst bei ihm sonst gut gesinnten und ihm stark verpflichteten Leuten, vergebens an. Und ein Oberregierungspräsident Siziliens ließ ihm wissen, daß es nicht in seiner Macht stände, ihn auf seiner Insel landen zu lassen. Und nun irrte der vertriebene Mann ganz rat- und hilflos umher, um schließlich in Brindisi bei einem reichen römischen Ritter und Landwirt kurze Unterkunft zu finden. Er war wie vor den Kopf geschlagen durch den Inhalt der Achterklärung, der ihm inzwischen zu Gesicht gekommen war. Anscheinend hatte er, der um sein Vaterland so hochverdiente Mann, an solch eine Ächtung und Ausstoßung noch immer nicht recht geglaubt, bis sie nun schwarz auf weiß vor ihm lag. Von Brindisi schiffte er sich dann nach dem gegenüberliegenden Durazzo in Albanien ein. Dort und in Saloniki hat er sich nun die meiste Zeit seiner Verbannung aufgehalten. Unter dem

Schutz eines gewissen Plancius, der hier als höherer Finanzbeamter Roms wirkte und den er später noch in einem schon erwähnten Handel — Plancius sollte bei irgendeiner Wahl seine Wähler bestochen haben — verteidigt hat. Athen, das er am liebsten aufgesucht hätte, mußte Cicero zu seinem Kummer meiden, weil sich dort noch verschiedene Anhänger und „Laternenträger“ des Catilina breit machten, die ihm einen bösen Empfang bereitet hätten. Auch mußte er genau darauf achten, daß er sich über die ihm durch die Acht zugemessene Entfernung der Hauptstadt Rom nicht näherte. Denn Clodius ließ ihm durch erkaufte Kerle scharf aufpassen und hätte ihn mit Wonne aufgreifen lassen, wenn sein Sittenrichter die ihm vorgeschriebene Grenze überschritten hätte.

So hielt es denn Cicero wohl oder übel in dem für ihn entsetzlich langweiligen Hafentädtchen Durazzo an der Adria aus. Dyrrachium nannten es die Römer, für die es der nächste Landeplatz auf der Balkanhalbinsel war. Die ungesunde Lage dieses Provinznestes trug auch nicht dazu bei, das schlechte Befinden und das Mißbehagen des Verbannten zu verscheuchen, der auf seinen ohnedies leicht anfälligen Körper stets bedacht sein mußte. Man hat das Verhalten des Cicero während der Zeit seiner Ächtung, die fünfviertel Jahre gewährt hat, oft mißbilligt. Hat es nicht heldenhaft, nicht mutig und eines Weltweisen, der sich in seinen „Gesprächen im Tuskulum“ wonders wie erhaben über den Zustand des Exiliertseins ausdrückt, unwürdig gefunden. Und hat die tränenreichen Briefe, die der Verbannte an die Gattin, den Bruder und den Freund Attikus in der Heimat geschrieben hat, für Ergießungen eines weibischen schwächlichen Gemüts erklärt. Attikus selber hat ja die völlige Niedergeschlagenheit seines Freundes über sein Mißgeschick nicht recht begreifen können und angesichts solcher brieflichen Wehklagen zeitweise sogar an dem Verstand des Cicero gezweifelt. Bis dieser ihn überlegen aus der Ferne beruhigt: „Mein Verstand ist gesund. Seinetwegen brauchst du nichts zu befürchten.“ Insbesondere der deutsche Dichter Wieland, der die letzten fünf Jahre seines Lebens an eine sorgfältige

Übertragung und kenntnisreiche Erläuterung des ciceronianischen Briefwechsels gehängt hat, kann sich nicht genug darin tun, die seelische Haltung seines Helden in dieser Spanne seines Lebens zu verurteilen. „Tiro, der Freigelassene Ciceros“, läßt sich Wieland in einer Zugabe zu den Briefen aus dieser Zeit vernehmen, „oder wer sonst es war, der die auf uns gekommenen ciceronischen Briefe gesammelt hat, würde den Manen dieses auf einer so hohen Stufe der Menschheit stehenden Mannes einen großen Dienst erwiesen haben, wenn er die sämtlichen Briefe, welche derselbe während seiner Verbannung an seine Gemahlin, an seinen Bruder und seinen Freund Pomponius Attikus geschrieben, ohne Ausnahme und Schonung ins Feuer geworfen hätte“. Dabei muß derselbe Wieland mehrfach in seinen Randbemerkungen gerade zu diesen Episteln zugeben, daß sie besonders aufschlußreich für das Wesen dessen seien, der sie geschrieben hat. Und muß schließlich dem Cicero gnädiglich verzeihen, daß er ein Mensch war. Der ganze Fehler bei dieser Beurteilung lag von vornherein auf der Seite Wielands. Der Dichter der Abderiten hätte sich bloß den weichen weinerlichen Mund, den Cicero auf allen uns von ihm erhaltenen Bildwerken aufweist, anzusehen brauchen, um diesem Mann nicht die zähe Ausdauer eines Cäsar oder die heldische Selbstüberwindung eines Themistokles oder Demosthenes zuzutrauen, noch sie gar von ihm zu fordern.

Uns wird die Persönlichkeit dieses im Glück so selbstgefälligen und großsprecherischen Mannes grade darum eher wieder rührend und anziehend, daß er, der zur Schadenfreude der vornehmen Gesellschaft Roms jählings von seiner Höhe und Aufgeblätheit heruntergesunken ist, nun schwach wird und in Tränen zerfließt. Daß er im Gegensatz zu seinem großen Vorbild Demosthenes, den die Verbannung zur Tätigkeit und zu Wühlereien anspannt, fern von Rom und seinen vielen Anregungen erschlaft und sich träge zeigt, wer will deshalb mit Cicero zu Gericht gehen! Wer sich erhaben über ihn dünkt, der versetze sich nur einmal in seine Lage hinein: Dieser hochgebildete Mensch, der, wenn er nicht seinen Amts- oder Rechtsgeschäften nachgehen muß, am

liebsten zwischen Büchern und Kunstwerken sitzt, sieht sich auf einmal aus dem Mittelpunkt der Welt in ein schmutziges, sumpfiges Barbarenstädtchen verbannt, er der Großstadtmensch. Sieht sein ganzes Lebenswerk, die Frucht seiner besten, fleißigsten Jahre vernichtet. Und sieht den hohen Ruf, den unsterblichen Ruhm, den er mit Recht sich erungen zu haben glaubt, besudelt und sich als einen Verbrecher am Staat, den er gerettet hat, und an seinen Bürgern gebrandmarkt. Kann man es ihm verdenken, daß er in solch einem gedemütigten Zustand selbst den geliebten Bruder, der von Kleinasien heimkehrt, nicht sehen mag: „Komme jetzt nicht zu mir, Quintus! Du würdest nur eine Art von Totenmaske finden. Aber von einem Toten, der noch lebt.“ Wie lange der Zustand dieser Ächtung für ihn dauern kann, weiß kein Mensch und kein Orakel zu Delphi ihm zu verkünden. Ist es da nicht natürlich und menschlich, daß er sich in Klagen an die ihm vertrauten Seelen ergießt: An die verlassene Gattin, die sich in diesem Unglück als tapfere und geduldige Frau bewährt. An den Bruder, der sich nach seiner Heimkehr der Armen nach Kräften annimmt. Und an den Freund, der gleichfalls das Seinige tut, um der Terentia und ihrem Söhnchen das harte Schicksal zu erleichtern? Und ist es nicht verständlich, daß dem ausgewiesenen und in seiner Ehre gekränktem Mann die Tränen reichlicher fließen, wenn er in seinem Elend und seinem Ausgeschlossensein von den hohen geistigen Gütern des Lebens, für die er glüht, seinen Vertrauten sein Herz öffnet? Ist es nicht erklärlich, daß er in der Not und Einsamkeit zärtlichere Töne als bisher gegen seine Frau anschlägt, die sich, allein geblieben, so aufrecht und stolz hält: „O mein Leben, meine einzige Liebe! Mein treuestes und bestes Weib! Du meine so fest an mir hängende Frau!“ lauten die Anreden, die er ihr aus seiner Verzweiflung voll Dankbarkeit spendet. Wer will sie ihm verargen? Klingt es etwa unmännlich, wenn er ihr weiter schreibt: „Soll ich dich bitten, zu mir zu kommen, dich krankes, an Leib und Seele erschöpftes Weib? Soll ich dich nicht bitten? Ich weiß es nicht mehr. Halte dich aufrecht, meine Terentia! Und

bewahre deine Würde, so gut wie du es kannst! Wir haben gelebt. Wir sind glücklich gewesen. Es ist nicht unsere Schlechtigkeit, sondern unser Wert, der uns ins Verderben gebracht hat.“ Wer ist so fühllos, nicht seinen Kummer zu begreifen und zu ehren, der ihm in seiner Verbannung dies und anderes in seine Feder fließen läßt: „Kein Mensch hat jemals gelitten was ich leide! Ich kann vor Weinen nicht mehr schreiben. Eine Flut von Tränen läßt mich nichts weiteres sagen.“ Die Verurteiler seiner Gefühlsweichheit, seiner Unfestigkeit und Schlappeit, die nach ihrer Meinung Cicero in diesen fünfzehn Monden gezeigt haben soll, können gut von ihren Lehnstühlen an ihrem Schreibpult solche Unmännlichkeit verdammen. Es ist doppelt ungerecht, sich absprechend gegen diese Kleinmütigkeit und Verzagtheit Ciceros zu wenden, wenn man weiß und bedenken muß, mit welcher Beherztheit, Entschlossenheit und Unerschrockenheit der Heimgekehrte dann sein ganzes zerstörtes Leben und sein geschädigtes Ansehen binnen kurzem wieder aufgerichtet hat, und wie schnell er zu neuem großen Wohlstand und Einfluß gekommen ist.

Er hat die Aufhebung der Achterklärung wider ihn, die in verhältnismäßig baldiger Zeit erfolgte, wohl in der Hauptsache neben dem Volkstribunen Sestius dem Milo zu verdanken. Das war ein wilder, handfester und starker Kerl, der es wagen konnte, den Kampf mit einem verwegenen Gesellen wie dem Clodius aufzunehmen. Zu seiner vierschrotigen Robustheit kam, sein Übergewicht über den adligen Windhund zu mehren, noch hinzu, daß er die Tochter Sullas des Diktators, ins Auge gefaßt hatte, eine sehr vermögende Frau, die seine Pläne nach Kräften unterstützen konnte. Milo hatte sich zunächst ganz in den Dienst des Pompejus gestellt und betrieb nun als Volkstribun auf dessen Geheiß die Zurückberufung des verbannten Cicero. Betrieb sie mit einem Feuereifer, schon um seinen derzeitigen Patron zu frieden zu stellen. Dem Pompejus mochte wohl allmählich etwas das Gewissen schlagen, daß er den Mann, der stets sein Lobredner, ja Lobpreiser gewesen war, derartig im Stiche gelassen hatte, so daß man ihn wie einen rädigen Hund

aus Rom verjagen konnte. Außerdem ging ihm die Frechheit des Clodius mehr und mehr auf die Nerven. Dieser hatte sich allgemach die Straßenpolizei in Rom angemacht: Und hauste hier und in der Romagna, ähnlich wie es etwa andert-halb Jahrtausende später Cesare Borgia tat, als dessen Vorbild aus dem Altertum man den Clodius gradezu ansprechen könnte. Zu der Straßenräuberschar, die ihn ständig umgab, hatte dieser abgebrühte Schandbube sich noch eine bezahlte Klatschtruppe zugelegt, die seine Äußerungen in den Volks-versammlungen bejubeln und mit Beifall begleiten mußte. Diese Mietlinge hatte er so geschult, daß sie auch seine Gegner anprangern sollten. Und mit deren Hilfe war er selbst dem schwerfälligen Pompejus schon mehrfach zu Leibe gerückt, indem er ihn als Sündenbock genommen hatte und sich dies von seiner ihm zustimmenden Bande bestätigen ließ. Dergestalt, daß er, Clodius, in solchen Radauversamm-lungen ausrief: „Wer hat dem Volk das Brot verteuert?“ „Wer läßt die armen Bürger Roms Hungers sterben?“ Wor-auf die Mietklatscher ganz genau, wie unsere heutigen Sprech-chöre, dann jedesmal laut einsetzten: „Pompejus! Pom-pejus!“

Dem großen Mann, der indessen schläfrig auf seinen Lor-beern und bei seiner Julia gelegen hatte, wurde dies doch nachgerade etwas lästig. Er verpflichtete sich den riesigen Milo als Straßenkämpfer gegen Clodius. Und verständigte sich durch Briefe und Boten mit dem abwesenden Cäsar, er möge seinen Widerstand gegen die Rückkehr des Cicero aufgeben. Diesem hatte nur daran gelegen, dem eitlen Mann, der den ihm angetragenen Posten ausgeschlagen, einen empfindlichen Denkkettel zu geben. Nachdem dies geschehen war, hatte er keinen weiteren Grund mehr, den für ihn un-gefährlichen Cicero von der Hauptstadt fernzuhalten.

## 5. Ciceros Wiederaufbau

Und so nahte sich denn schneller als vermutet der Tag, an dem der Sieger über Catilina sein geliebtes Rom, die Wiege seines Ruhmes, wieder betreten sollte. Clodius hatte ihm noch allerlei Schwierigkeiten zu bereiten versucht. Drang aber nicht mehr damit durch. Zumal auch der neu ernannte Konsul Lentulus, den Cicero fortan stets „als den Vater und Gott seines Lebens“ feierte, sich nachdrücklich für den Überwinder des Catilina und für die gerechte Sache ein-setzte. Auch der Senat hatte die Unruhen und Umtriebe, die Clodius ständig in der Stadt aufwühlte, nachgerade gründ-lich satt. Schlimmer, so mehrten sich jetzt die Stimmen, hätte auch ein erfolgreicher Catilina nicht sein Unwesen in Rom treiben können. Und diese Stimmen hatten nur zu recht. Es geschah am 5. August des Jahres 57, als Cicero in Brindisi landete und nun von dort in einem Triumphzug, der vier volle Wochen währte und den er, ein Nimmersatt an Ruhm, in seiner Art in überschwenglichen Farben später geschildert hat, nach Rom heimkehrte. „Von ganz Italien auf den Schultern getragen“, wie er sich vor dem Senat rühmen durfte.

Dort in der Hauptstadt der Welt sah es wieder einmal zur Zeit sehr böse aus, da die Teuerung, die schon im vorigen Jahre begonnen, immer weiter gestiegen war. Dazu kamen als immer bedrohlicher für die Sicherheit die ständigen Straßenhändel zwischen den Banden des Clodius und des Milo, die ähnlich, wie die feindlichen Scharen der Montechi und Capuletti, die später stets wie zänkische Hähne in Verona aufeinander losfuhren, die Stadt Rom durchzogen. Schon einmal hatte eine wilde Prügelei auf dem Forum statt-

gefunden, als Clodius erfahren mußte, daß die Rückkehr und bürgerliche Wiederherstellung Ciceros in Aussicht genommen worden sei. Bei dieser Gelegenheit war auch Quintus, der Bruder Ciceros, in die Keilerei geraten und nur dadurch mit dem Leben davon gekommen, daß er sich nach oft bewährten Verfahren eine Weile zwischen seinen rings um ihn erschlagenen Sklaven und Freigelassenen tot gestellt hatte.

Einzig und allein Milo zeigte sich auf die Dauer dem Raufbold Clodius, der, wo er konnte, Händel suchte, an Roheit und Frechheit gewachsen. Er hatte sich ganz wie sein Gegner eine Schar von Gladiatoren herangezogen, die nun alle Streiche und Züge, die von Clodius und seiner Bande geplant wurden, in Schach hielten. Mitten in diesen Unruhen traf nun Cicero wieder in Rom ein. Das erste, was er dort tat, war dies, sich erneut in einem großen Antrag an den Senat für Pompejus einzusetzen. Für diesen Mann, dessen geringe Zuverlässigkeit er vor seiner Verbannung doch so genügend kennen gelernt hatte, daß er einmal seinem Bruder Quintus entrüstet schreiben mußte: „Der große Pompejus ist nichts wie einbarer Heuchler.“ Aber diese Empörung und die bitteren Enttäuschungen, die ihm Pompejus bereitet hatte, schien Cicero, der sich stets für einen bedeutenden Staatsmann und Menschenkenner hielt, vergessen zu haben. Jedenfalls befürwortete er im Senat, daß man dem Pompejus, zur Hemmung der Hungersnot, die Oberaufsicht über das Getreidewesen für fünf Jahre erteilte. Dem Besieger des Mithridates wäre es zwar lieber gewesen, man hätte ihm erneut den Oberbefehl über das Heer und die Flotte anvertraut, wie dies schon einmal durch den Gesetzesvorschlag des Manilius geschehen war. Aber er begnügte sich schließlich auch mit diesem hohen Posten, durch den er plötzlich wieder zu einer großen Bedeutung für Rom gelangte und den Kriegstaten, die inzwischen Cäsar in Gallien vollbrachte, einigermaßen die Spitze bieten konnte. Zur Ehre des „großen Draufschlägers“, so nannte Crassus seinen Nebenbuhler Pompejus gern im Spott, muß gesagt werden, daß er sich

auch dieser weniger kriegerischen als kaufmännischen Aufgabe auf das beste und rühmlichste entledigte.

Ciceros erster Gang in Rom war ein Gang auf das Capitol gewesen, um dem Jupiter optimus maximus und den unsterblichen Göttern ein Dankopfer für seine Rückkehr darzubringen. Ob er im Grunde seines Herzens ein wahrhaft frommer und gläubiger Mensch gewesen ist, möchte man gleichwohl stark in Zweifel ziehen. Sein häufig beliebter Anruf der Götter, dies beständige: „Bei den unsterblichen Göttern!“, mit welcher Redeblyme er an bewegten Stellen seine Reden auszuschmücken pflegt, kann man oft genug nur als einen Klingklang nehmen, als eine Atempause ähnlich der bei unseren Reden üblichen Einflechtung: „Meine Damen und Herren!“ Ein Einschießel, das der, der es macht, häufig nur dazu benutzt, einen neuen Gedanken zu fassen. Zwar hat Cicero äußerlich schon als Oberpriester, der er wurde, treu an den alten Gebräuchen der römischen Landeskirche festgehalten, wie er sich ja stets gern altständig bezeugte und dem Glauben seiner Vorfahren feierlich seine Ehrfurcht darbrachte.

Aber es war doch mehr eine Lippenfrömmigkeit bei ihm als eine rechte feste Gläubigkeit. Und dies ist auch nur zu erklärlich in einer Zeit, da alle alten Götter wankten und im Osten sich bereits ein neuer Glauben ankündete, der den ganzen heidnischen Olymp verwischen und auslöschen sollte. Zudem war ja der römische Götterglaube nicht selbständig auf seinem Boden erwachsen, sondern zu einem großen Teil aus Hellas eingeführt, oder hatte sich doch dem Himmel und der Hölle der Griechen angeähnel, wie ja überhaupt für Rom das geistige Licht zunächst aus dem Osten gekommen war.

Cicero hat sich freilich in einer langen Schrift, die drei Bücher umfaßt, mit dem Wesen der Götter und der Gottheit beschäftigt. Bei welcher Arbeit er allerdings noch mehr als bei den meisten andern seiner Zusammenstellungen fremde Federn zur Hilfe herangezogen hat. Aber solchen geistigen Diebstahl darf man ihm nicht allzusehr verargen. Sein Streben war, die griechische Weltweisheit, mit der er

sich schon als Jüngling abgegeben hatte, für sein römisches Volk, dem mehr an seiner Macht als an der Erkenntnis der Welt gelegen war, mundgerecht zu machen. Und er tat etwas ähnliches, was mit ihm Katull und nach ihm Vergil, Horaz, Ovid taten, als sie der lateinischen Sprache die hellenische Verskunst einimpften. Vor allem suchte er Plato, der ihm der Gott der Philosophen war, aber auch andere Denker Griechenlands unter die Menge zu bringen und das, was sie lehrten, Leuten, die weniger Muße hatten, sich in diese Weisheit zu vertiefen, faßlich darzustellen. Darin liegt ein sehr großes Verdienst. Und die, denen er als Denker nicht ursprünglich, nicht schöpferisch und tief genug ist, vergessen immer, daß Cicero dies gar nicht sein wollte. Er mühte sich das, was er sich in und aus der Gedankenwelt der Griechen angelesen hatte, leicht verständlich auszudrücken und bewußt im Sinn der sokratischen Einfachheit und Natürlichkeit zu vereinfachen. Und wer ihm dies zum Vorwurf macht, der verkennt ganz die wohlgemeinte Absicht Ciceros, der nicht für die Fachleute, sondern für die unter seinen Volksgenossen schreiben wollte, die mit ihm in die Weltanschauung Griechenlands einzudringen suchten. Der verkennt aber auch ganz die Schwierigkeiten, auf die Cicero stieß, als er daran ging, einer Nation, die noch ohne jede philosophische Überlieferung war, das Denken über geistige Dinge beizubringen. Zu welchem Zwecke er, ein Sprachformer allerersten Ranges, oftmals ganz neue Begriffe und Worte bilden mußte und sich dem einfachen gesunden Menschenverstand der Römer, die ungern übersinnliches, rein gedankliches aufnahmen, anpassen mußte. Es entspricht wiederum ganz dem schillernden Wesen Ciceros, daß er sich nicht für eine bestimmte Schule der Weisheit entscheiden noch auf sie festlegen konnte. Während Freund Attikus sich ohne weitere Bedenken zu den Jüngern des Epikur reihte, und Ciceros alter Freund und Hausgenosse Diodot steif und fest auf die Stoa schwor, schwankte dieser selber, naschend und nippend, zwischen beiden Lehren hin und her, um sich zuletzt halb und halb für die neue akademische Schule zu erklären. Diese Fortsetzung der Platonischen Lehren war schon stark

mit Unglauben und Zweiferei durchsäuert. Und es hieß von dem, der sie in Rom eingepflanzt hatte, einem Griechen namens Karneades, daß er dadurch besonderes Aufsehen und zugleich die Entrüstung der alten beharrenden Römer nach dem Schlage des greisen Marcus Porcius Cato hervorgerufen habe, daß er mit gleich glänzender Redekunst das eine Mal für, das andere Mal gegen Recht und Gerechtigkeit auf dem Markt gesprochen habe. Karneades, der antike Philosoph des Als Ob, war einer der drei Abgesandten gewesen, die von den Athenern nach Rom geschickt wurden, um dort bessere Vertragsbedingungen in irgendeinem Handel für sie herauszuschlagen. War aber dann nebst seinen beiden Gefährten auf Antrag eben jenes tugendhaften Cato wieder aus dem alten Rom hinausgedrängt worden.

Daß Cicero selber zur Zweifelsucht neigte, bewies er unter anderm mit seiner umfangreichen Schrift von der Weisagung, in der er dem Aber- und blinden Schicksalsglauben der Stoiker scharf zu Leibe rückte. Hierbei fußte er ganz besonders auf den Lehren der neuen Akademie, die über die Erforschung der Wahrheit lächelte und sich nur an die Wahrscheinlichkeit hielt. Und stützte sich auf all die Erfahrungen, die der Möglichkeit einer richtigen Voraussagung des Künftigen widersprachen. Selten zeigt sich Cicero mehr als ungläubiger Thomas als in dieser mit vielerlei Beispielen und Geschichtchen gewürzten Schrift.

Am schönsten hat er seine dem allgemeinen begrifflichen Denken abgeneigten Landsleute in seinem „Hortensius“ zur Beschäftigung mit der Weltweisheit aufgemuntert: In jener Schrift, in der er seinen also benannten Berufsbruder mahnt, über die sinnlichen und weltlichen Genüsse nicht die Sorge für seine Seele zu vergessen. Sie ist leider verloren gegangen, diese Abhandlung, die den Weg zur Erkenntnis weist und preist. Aber wir können ihre tiefere Wirkung auch auf die späteren Zeitgenossen noch daran ermessen, daß der heilige Augustinus, der Kirchenvater, durch sie derart aufgerüttelt wurde, daß er erklärte, er sei nun erst recht zum Nachsinnen über dies Dasein geweckt worden und habe an dieser heidnischen Schrift nichts wie nur den Namen Christi vermißt.

Besonders ist der Schriftsteller Cicero stets — und das haben auch seine überklugen gelehrten Gegner anerkennen müssen — in der Wahl der Personen weise und glücklich gewesen, die er in seinen Schriften redend eingeführt hat. Doch auch die Landschaften, in denen er seine erdachten Gespräche spielen läßt, sind meist treffend in seine Ausführungen mithineinbezogen. Und er hat somit seinerseits alles getan, um die Erkenntnisse, die er aus fremden Büchern wie aus eigenem Denken genommen hat, dem Laien möglichst schmackhaft zu machen, wie er auch, sobald er länger ins rein Gedankliche und Begriffliche gerät, mit Vorliebe irgendein Stücklein oder Erzählchen in solche Gelehrsamkeit einflucht, er, der über eine stets bereite éloquence anecdotique verfügte. Sein bewußter Wille zur Einfachheit und Klarheit, das ist seine Größe.

Die meisten dieser Schriften, in denen er sich nach seiner eklektischen Weise der platonischen wie der aristotelischen Fassung des Dialogs befließigt, sind von Cicero erst später niedergeschrieben worden. In jener Zeitspanne, da ihm die Machtherrschaft des Cäsar unfreiwillige Muße von den Staatsgeschäften gab. Aber herumgetragen hat Cicero sich mit all diesen Gedanken schon seit seiner Jugendzeit in Rom und seit jenem Aufenthalt in Athen, der ihm Griechenlands Lebenskunst nahe brachte. Und die Weisheit und Erkenntnis der Hellenen, an der er sich selber stets wie etwa ein frommer evangelischer Christ an der Bibel erbaute, auf den Boden Latiums zu übertragen und somit zum philosophischen Volkserzieher Roms zu werden, das ist seit jeher seine Sehnsucht und sein Wunsch gewesen.

Einstweilen galt es für den aus der Verbannung nach Rom heimgekehrten Mann sich wiederum eine irdische Lebensmöglichkeit zu schaffen und auf den traurigen Überbleibseln des alten Glücks ein neues und künftiges aufzubauen. Und das tat er, der nun bald ein Fünfzigjähriger war, mit einer bewundernswerten Frische und Tatkraft. „Was einem Tapfern nicht entzogen werden kann, das bleibt und wird mir bleiben“, heißt es in einer seiner uns erhaltenen Reden nach seiner Rückkehr: Reden, deren Echtheit allerdings

hier und da in Zweifel gezogen worden ist. Er wandte sich zunächst an den Senat als an seine alte Partei, in dem ihm noch viele Gutgesinnte saßen: Freunde der römischen Freiheit, wie er und des römischen Freistaats, der nach einem ruhmreichen Bestehen von dreivierteltausend Jahren nun in seinen letzten Zügen lag: Eine traurige Erkenntnis, die sich auch dem zukunftsgläubigsten Römer immer stärker aufdrängen mußte. Cicero erstritt sich also in einer Rede zunächst sein Haus wieder. Vielmehr eine Entschädigung für dies verschwundene, verwüstete und verbrannte Haus. Wie hoch auch immer nachträglich eine solche Entschädigungssumme ausfallen möge, der mit ihr Bedachte wird sie stets zu niedrig finden. Aber Cicero hat selbst gegen Attikus an den zwei Millionen Sesterzien, also etwa fünfhunderttausend Goldmark, die man ihm für sein zerstörtes Stadthaus bewilligte, nichts zu bemäkeln. Nur die Gelder, die man ihm für seine beschädigten Landhäuser bei Frascati und bei Formia zugestand, sind nach seiner höchst bescheidenen Schätzung, wie er hervorhebt, erbärmlich gering bemessen gewesen.

Der Entscheidung des Senats, die zu Ciceros Gunsten ausfiel, war noch eine kleine „Affenkomödie“, wie Bruder Quintus sie bezeichnete, vorangegangen: Clodius, die „unheilbringende Pest der Republik“, hatte, nachdem das Haus des Cicero durch seine Räuberbande dem Erdboden gleichgemacht worden war, einen Tempel auf dem leeren Platz errichten lassen. Um nur ja zu verhindern und auszuschließen, daß sein Todfeind sich jemals an dieser nunmehr durch ein Kirchlein geheiligten Stelle neu ansiedeln könnte. Der Frechling, der wie Cicero ihn später anfuhr, einen Unschuldigen durch Aufstellung willkürlicher Einzelgesetze verbannt und verjagt und den ersten Mann des Erdkreises, den Pompejus genötigt hatte, sich währenddessen in sein Haus zu verschließen, dieser „Höllenhund“ hatte besagten Tempel schnöderweise der Göttin der Freiheit geweiht. Vielmehr „der Frechheit“, wie Cicero meinte, als er von diesem neuen Frevel vernahm. Da er aber in der Eile kein Standbild der soeben ernannten Göttin auftreiben konnte, hatte Clodius



kurz entschlossen die Statue einer Buhlerin aus Tanagra, dem Hauptherstellungsort für gebrannte Tonfiguren in Griechenland, aufstellen lassen. Sie, die Dirne, mußte für die Göttin herhalten.

In einer Rede, die Cicero, um den Platz für seinen neuen Hausbau wieder freizubekommen, nach dem Brauch vor den Oberpriestern halten mußte und die er selber unter der Aufschrift „Rede für sein Haus“ als eine seiner besten erklärt hat, wurde es dem sprachgewaltigen Mann leicht, diese dreiste gewissenlose Schiebung des Clodius zu entlarven. Der Priesterrat erklärte, nur wenn der Weihende zu solcher Weihung eines freien Platzes und Tempels von einer Behörde bevollmächtigt worden sei, könne ein solcher Ort dem einzelnen entzogen werden. Eine solche Vollmacht lag aber, wie der Senat, an den die Sache weiter verwiesen wurde, alsbald erkannte, nie und nimmer vor. Clodius, dieses „wilde Tier, das durch Futter und Eichelmast von Ciceros Feinden angeködert sei“, „der schändlichste und schuldbeladenste aller Menschen“ mußte nachgeben. Was er allerdings nicht tat, ohne dem ihm verhaßten Mann noch in die Ferse zu beißen. Und zwar durch die Behauptung, durch die Vernichtung des der Freiheitsgöttin geweihten Tempels, die Cicero nun vornehmen ließ, habe dieser den Unwillen der Götter erregt. Eine solche Anzeige, die noch durch Wahrnehmungen der Opferschauer und Wahrsager bestärkt wurde, hatte bei den abergläubischen Römern immer leicht Aussicht auf Erfolg. Aber Cicero wehrte sich jetzt wie ein Löwe seiner Haut und wußte auch diese Hetzerei seines Todfeindes abzutrupfen. Nie standen sich die beiden Gegner erbitterter gegenüber als in dieser Zeit, in der Cicero den Clodius in seinen Reden mit Ausfällen andonnerte wie diesen: „Welches Muttersöhnchen hat sich so frech mit schlechten Dirnen, wie er mit seiner eigenen Schwester, herumgewälzt? Wer ist je schonungsloser mit einem feindlichen Lager als er mit allen Teilen seines Körpers verfahren, er, der nicht einmal die Stelle des Leibes, die von allen die unentweihteste sein sollte, gegen die schändliche Unzucht der Leute zu schützen wußte.“

Nie zeigte sich Cicero auch glühender in seinem Haß gegen die Schwester seines Gegners, die Clodia, die er um diese Zeit bissiger als je angefallen hat. Sowohl in seiner Rede für den Volkstribunen Sestius, die man mit der berühmten Kranzrede des Demosthenes verglichen hat, und in der Cicero jenem kaltschnäuzigen Gesellen, der sich aber entschieden für seine Rückberufung eingesetzt hatte, zu einem glänzenden Freispruch verhalf. Wobei er zum Schluß noch auf das ausdrückliche Verlangen des Sestius seinen eigentlichen Angreifer, irgendeine Schranze Cäsars, unter dem Jubel von Göttern und Menschen, wie er seinem Bruder schreibt, „zur Bank gehauen“ habe. Noch herausfordernder gegen Clodius und Clodia zeigte er sich aber in einer Rede für Marcus Coelius, die man nachlesen muß, um zu erfahren, wie spitz und scharf seine Zunge sein konnte, die nun aber auch nicht ein gutes Haar an dieser leichten Dame Clodia ließ. Also, daß man fast glauben möchte, nur Haßliebe oder verschmähtes Antragen hätte ihn zu dieser Rede getrieben, in der er den Clodius bald ihren Bruder bald ihren Gemahl nennt. „Ich verspreche mich in diesem Fall immer so leicht“, fügt er kalt und anzüglich noch zu dieser von ihm bewußt gewollten Verwechslung hinzu.

Ja, Ciceros Wut gegen den Schädling, der ihn verjagt und an den Rand der Verzweiflung gebracht hatte, ging jetzt so weit, daß er in Begleitung einiger Freunde die Tafeln auf dem Kapitol vernichtete, auf denen die Taten und Verhandlungen des Clodius während seines Volkstribunats und insbesondere der Verbannungsbeschluß gegen Cicero verzeichnet waren: Ein Vergehen, wodurch der sonst auf Überlieferungen so bedachte Mann es sogar mit dem gestrengen Cato verdarb, der fortan eine gewisse Kühle in seinem Verhältnis zu Cicero beobachtete. Gleichwohl konnte der gegen Clodius schäumende größte Redner es nicht verhindern, daß dieser im Jahre 56 zum Aedilen, also zu einer Art Polizeimeister erwählt wurde. Womit eine Sicherheit vor jeder gerichtlichen Verfolgung wegen begangener oder noch zu begehender Verbrechen für ihn verbunden war.

In dieser Zeit scheint aber doch so etwas wie ein vorübergehender Waffenstillstand zwischen den beiden wie Katz und Hund gegeneinander keifenden Männern eingetreten zu sein. Clodius störte zwar noch einige Male die Wiederaufrichtung des Stadthauses Ciceros auf dem Palatin und bedrohte den ihm verhaßten „Moraltrompeter“ auf der Straße. Aber er wagte doch keine weiteren ernstlichen Kränkungen des in seinen alten Stand eingesetzten Mannes mehr. Cicero war vollbeschäftigt, indem er durch seinen griechischen Baumeister Cyrus an drei Orten zugleich bauen ließ. In der Stadt, auf seinem Tuskulanum, und bei Formia. Er hielt sich während der Sommerzeit jetzt gern in diesen seinen Landhäusern auf, die er neu hergestellt hatte, um sich dort auf sein Bestes, seine Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften neu zu besinnen. Nur während des Herbstes 55 weilte er gegen seine Neigung länger in Rom, das er sonst um diese Jahreszeit gerne mied. Lediglich um der Einweihung des großen Theaters beizuwohnen, das Pompejus gestiftet hatte. Wir haben noch eine Abbildung dieses ersten steinernen Bühnenbaus, der in Rom errichtet worden ist, sowie eine genaue Beschreibung des Cicero von diesem wenig künstlerischen Ereignis. In einem Brief, der sich wie eine Schilderung einer Erstaufführung von gestern liest. Cicero verrät dabei, daß er durchaus kein allzu großer Freund des Theaters gewesen oder geworden ist. Freilich mögen die Darbietungen, die Pompejus, zum zweitenmal Konsul geworden, hier dem nach Brot und Spielen ewig hungrigen römischen Pöbel vorführen ließ, in der Hauptsache geistig leere Schaustellungen gewesen sein. Mit großen prunkvollen Umzügen und Tierhetzen und Vorführungen von Elefanten, die besonders bestaunt wurden. Ähnlich unseren heute so beliebten Revuen, in denen ein gebildeter Mensch vor Langeweile umkommen möchte. Doch gab es bei dieser Gelegenheit auch Schauspiele zu sehen. Trat doch selbst Roms klassischer alter Schauspieler Aesop nochmals auf, und mehrere von der früheren Mimenschar, von denen Cicero, wie er schreibt, geglaubt hätte, sie wären ihrer eigenen Ehre halber nicht mehr auf der Bühne erschienen.

Auch diese schauspielerischen Darbietungen haben ihm jedenfalls ebensowenig gefallen wie die Pantomime vom trojanischen Pferd, das schon damals zur Belustigung des Janhagels auf die Bühne rollen mußte. Und er stellt mit leiser Schadenfreude fest, daß dem großen Liebling des Volkes, dem greisen Aesop, bei einer feierlichen Glanzstelle die Stimme ausgeblieben sei. Desgleichen konnten ihn die oscischen Possenspiele nicht sehr erheitern. Was um so verwunderlicher ist, weil er selber in einem ehemals oscischen Städtchen geboren ist und die Mundart, in denen diese Spiele, die man auch Atellanen nannte, gegeben wurden, sicher gut verstanden hat. Aber ihm fehlte trotz seines scharfen Witzes, der bei ihm mehr aus dem Kopf als aus dem Gemüt kam, der Sinn für Humor, für eine echte urwüchsige Heiterkeit. Dafür war er zu ernst veranlagt, zu schwarzgallig und bittermütig.

Er atmete auf, als er von diesen Festspielen, die er nur aus Gefälligkeit für Pompejus mitgemacht, in sein Arbeitszimmer zu seinen Büchern und zu seinen Gemälden, die ihm mehr zusagten als sämtliche Schauspiele aller Art, zurückflüchten konnte. Er hatte sich die unfreiwillige Anwesenheit bei den pompejanischen Festspielen einigermaßen dadurch versüßt, daß er zwischendurch verschiedene Rechtsachen und Verteidigungen führte, bei denen er sich beinahe, wie es in dem soeben erwähnten Brief heißt, die Lunge zersprengt habe. Derlei Verspottungen seines Rechtsanwaltsberufs finden wir in den schriftlichen Ergießungen Ciceros häufig: „Du kennst die Donner, die ich ertönen lasse, wenn ich auf diese Sache — er meint damit die catilinarische Verschwörung und sein Konsulat — zu sprechen komme“, schreibt er einmal an seinen geliebten Attikus. So daß man sich fast wundert, daß ein so überlegener, zeitweise schelmischer Geist wie er, der sich und seine Leistungen und seine „Beschlagenheit in all diesen Säckelchen“ selber so lustig nehmen kann, zugleich ein so eitler, sich immerzu bespiegelnder Lobredner seines Ruhmes sein konnte. War es ihm doch auch möglich, wie er einmal anderwärts gesteht, wann er wollte, den Zornigen zu spielen.

In diesen Jahren nach seiner Rückkehr, die er wohl auch seine zweite Geburt genannt hat, entfaltete Cicero einen ungemainen Fleiß und eine außergewöhnliche Tätigkeit. Es gilt für ihn nicht nur das verlorene Gut zurückzuerobern, sondern auch die Schulden, in die er durch seine Verbannung bei seinem Bruder und anderen geraten war, abzutragen. Beides gelingt ihm binnen kurzer Zeit. Er sammelt erneut ein Vermögen, das es ihm erlaubt, außer seinem prächtigen neu aufgebauten Stadthaus sechs herrliche Landsitze in Italien zu erwerben. Von Leuten, die ihm die Gebühren für Rechtsstreitigkeiten, die er für sie geführt hat, nicht bezahlen können, läßt er sich Güter verschreiben. Und gelangt auf solche nicht unlaute Weise durch seine ununterbrochene Arbeit erneut zu einem beträchtlichen Reichtum. Dabei vernachlässigt er seinen innern Menschen nicht. Sondern beschäftigt sich vielmehr in seiner freien Zeit auf seinen Landgütern mit allerlei schönwissenschaftlichen Arbeiten. Stellt seine drei Bücher vom Redner zusammen. Und schmiedet ein langes Gedicht über die Leidenszeit seiner Verbannung. Bestaunenswert muß der Kraftwille dieses Mannes bleiben, der sich im Nu einen neuen großen Anhang schafft und auf den Trümmern seiner Habe ein schöneres üppigeres Dasein aufbaut. Und man begreift angesichts dieser Tatsachen nicht den durch nichts begründeten Ausspruch Mommsens, der in seiner römischen Geschichte, die er für Fachgelehrte geschrieben hat, unter vielen bestreitbaren Urteilen sich zu folgender Behauptung aufschwingt: „Cicero hatte keine Überzeugung und keine Leidenschaft. Er war nichts als Advokat und kein guter Advokat.“

Unter den ausgezeichneten Reden, die er als gesuchtester Anwalt Roms damals gehalten hat, ist auch eine für den Dichter Archias, einen geborenen Griechen und Schützling des Genießers Lukullus. Archias hatte in einer Stadt Unteritaliens das römische Bürgerrecht erworben. Und das machte ihm nun irgendein Neider wieder streitig. Cicero verteidigte den armen bedrängten Poeten vor Gericht, dem sein Bruder Quintus anscheinend als Oberrichter vorsaß. Und zwar verteidigte er den Archias aus Erkenntlichkeit für

rednerischen Unterricht, den ihm der jetzt schon hochbetagte grauhaarige Grieche früher gewährt hatte. Die Achtung, die Cicero seit jeher für die schönen Künste gehegt hat, klingt aus dieser Rede für einen mittelbegabten Jünger Apolls besonders gewinnend hervor. Cicero hatte sich ja seit seiner Jugend in den Werken der Dichtkunst gründlich umgetan. Er beherrschte den griechischen Parnaß von Homer und Äschylus angefangen so vollkommen, daß er ganze Stellen aus hellenischen Dichtern hersagen konnte. Hatte er doch auch zahlreiche griechische Werke ins Lateinische übertragen. Auch manche Lustspiele des Plautus und Terenz waren ihm geläufig. Und er belebte häufig eine trockne Gerichtsverhandlung, indem er heitere Auftritte aus den Komödien der beiden heranzog. Mit den griechischen Denkern Plato und Aristoteles und den besten ihrer Schüler hatte er sich so eindringlich abgegeben, daß er sich jederzeit als Lehrer über sie hätte niederlassen können. Aber auch unter den Vorsokratikern wußte er genau Bescheid und konnte alle ihre Lehren anführen. Von den neueren Dichtern Roms schätzte Cicero besonders den Ennius, den Freund der Scipionen, den er fast auf eine Stufe mit Homer stellte. Voll Stolz darüber, daß auch Italien einen Helden-dichter wie jenen Sänger des Achilleus und Odysseus gezeugt habe. Die Annalen, ein langes, geschichtliches Lehrgedicht des Ennius zum Preise Roms, hatte er so oft gelesen, daß er sich aus dem Kopf ohne nachzublättern auf sie berufen konnte. Auch sonst war er im römischen Schrifttum ebenso wie im griechischen beschlagen. Und spickte seine Reden wie seine Unterhaltung und seine Briefe gerne, ähnlich wie Deutschlands Reichskanzler Bülow, mit Lesefrüchten und Verweisungen auf dichterische Aussprüche. Eine wie eifrige Leseratte Cicero war, mag auch dies bekunden, daß er seinen geliebten Attikus nur um ein einziges beneidete, das dieser vor ihm voraus habe: Seine riesige Bücherei, aus der Cicero sich ab und zu einige geistige Leckerbissen, die er sich nicht anschaffen konnte, entlich. Archias, der Dichter, erwies sich übrigens nicht allzu dankbar gegen seinen Anwalt und Beschützer, der ihm wieder zu seinem rö-

mischen Bürgerrecht verholpen hatte. Muß sich doch später Cicero in einem Brief an Attikus darüber beklagen, daß dieser von ihm verteidigte Poet, der bereits ein Heldenlied auf die Taten des Marius angestimmt hatte, nun noch erst den Ruhm des Geschlechtes der Meteller besinge, statt, wie er versprochen habe, Ciceros ruhmwürdiges Konsulat durch ein Gedicht zu verewigen.

Auf solche Weise hatte nämlich der Erhalter des römischen Staates erhofft, die Gebühren, die ihm Archias nicht zahlen konnte, wenigstens einigermaßen hereinzuholen. Daß Cicero, der vielbeneidete, außerordentlich reich gewordene Mann, allzeit auf Bewahrung und Mehrung seines Ansehens und Vermögens bedacht sein mußte, darf man ihm das verübeln, ihm, der als Neuling und Emporkömmling stets befürchten mußte: „Pourvu que cela dure!“ Daß er ziemlich unbedenklich in der Übernahme von Rechtssachen war, die man ihm übertrug, das entsprach seiner Auffassung, wie der seiner Zeit vom Beruf eines Rechtsanwalts. Wenn es sich gut für ihn lohnte, ließ er kaum einen Prozeß aus, der ihm zu winken schien. Daß er daneben manche Rede für Freunde oder für Leute, die sich ihm verpflichtet hatten, ohne Entgelt gehalten hat, ist bei seinem starken Gefühl für Dankbarkeit und Treue begreiflich. Immerhin verdient dies ebenso hervorgehoben zu werden wie die bösen Händel, in die er sich lediglich des Gewinns wegen, den sie ihm brachten, einließ. So hat er für seinen früheren Mitkonsul Antonius das Wort geführt, als dieser die Provinz Mazedonien, die ihm, um ihn los zu werden, von Cicero zugeschachert worden war, in ganz greulicher Weise ausgeschrotet hatte. Ciceros Plädoyer zum Trotz wurde indessen dieser wüste Erpresser und Ausbeuter auf eine Insel, ähnlich jenen heute als Strafplätzen bekannten liparischen Inseln, verbannt, von der ihn erst Cäsars Begnadigung befreite. Besonders hart muß für Cicero die Verteidigung des Gabinius, des ehemaligen Konsuls, gewesen sein, dieses „Schandflecks der Menschheit“, den er so und so oft durch seine Zähne gezogen hatte. Aber Gabinius war und blieb nun einmal ein Günstling des Pompejus. Und dieser bestürmte den

ihm ergebenden angesehensten und sichersten Strafverteidiger Roms, der Cicero geworden war, so lange und so heftig, bis dieser die Sache des ihm verhaßten Menschen übernahm. „Man muß sich in einen solchen Fall eben wohl oder übel schicken“, schreibt er gefaßt und ergeben an seinen Attikus. Viel war zwar nicht daran zu retten. Denn der weiche, aber rohherzige Gabinius hatte in seiner Provinz Syrien noch schlimmer als Antonius in Mazedonien und Verres in Sizilien gehaust. Und selbst ein Pompejus plus Cicero konnten diesem Plünderer und Länderdieb nicht helfen. Er mußte in die Verbannung gehen, zu der man ihn verurteilte.

## 6. Das dreiköpfige Ungeheuer

**D**ergleichen unsaubere Händel und andere, in die er hineingezogen wurde, mußten dem Cicero immer mehr die Lust an den Staatsgeschäften und an den großen Herren, mit denen er sich eingelassen hatte, verderben. Selbst der Stolz des ganzen Erdkreises, Pompejus, zu dem er bis ans Ende eine von der Gegenseite nur höchst lau erwiderte Zuneigung verspürte, behandelte diesen ersten Rechtsanwalt Roms nur wie eine Schachfigur zu seinen Zwecken. Cicero fühlte selber dunkel, was hinter ihm gespielt wurde. Das Triumvirat, der Dreibund, der hinter seinem und Roms Rücken zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus abgeschlossen wurde, konnte einem so neugierigen und neugierigkeitssüchtigen Mann, wie es Cicero sein Leben lang gewesen ist, nicht lange verborgen bleiben. Es war dem Cäsar durch seine überlegene Liebenswürdigkeit und Geschicklichkeit geglückt, die beiden Streit- und Neidhämmer Pompejus und Crassus miteinander auszusöhnen. Er, der während der Abwesenheit der beiden der Liebhaber ihrer Frauen gewesen war — denn auch die Gattin des Crassus hatte ihm wie die Mucia des Pompejus ihre Gunst geschenkt —, er wußte nun auch die Männer seiner früheren Geliebten in Einklang zu bringen. Und die also brüderlich vereinten Machthaber erzwangen sich nun trotz des Widerstandes des Freistaatlers Cato und seiner Getreuen gemeinsam für das neue Jahr das Konsulat, während Cäsar sich den Oberbefehl über Gallien erneuern ließ. Wozu ihm der noch nichts Böses ahnende Cicero den Steigbügel gehalten und ihm in seiner Rede über die Verteilung der Provinzen verholfen hatte. So wurden bei einer Zusammenkunft in Lucca zwischen den

Dreien die Karten gemischt. Und der ohnmächtige Senat in Rom samt der Adelspartei konnten nicht viel anders dazu tun als zähneknirschend in diese Machtbeschlüsse und Verteilungspläne einzuwilligen.

Cicero, dem noch immer alles daran lag, die Republik, den römischen Freistaat, der schon lange zerbrochen war, zusammenzukitteln, bündelte in dieser Zeit wieder mit dem Crassus an, mit dem er es durch seine Sticheleien verdorben hatte. Anscheinend glaubte er, wenn er diesen Mann stützte, wäre der Übermacht der anderen Rechtsbeuger ein Abbruch getan. Auch mochte ihm die Anhänglichkeit, die ihm sein glühender Verehrer, der Sohn des Crassus, bewies, wohl tun. Und vielleicht gefiel er sich überhaupt in der Rolle, neben den drei Gewaltigen auch einmal den kleinen vierten Mann zu spielen. Jedenfalls zeichnete er den Crassus, bevor er nach Beendigung seines Konsulats in die ihm zugewiesene Provinz Syrien abreiste, durch einen liebevollen Brief aus. Darin pries er diesen Geizhals, der nur daran dachte, das, was Gabinius ihm noch in diesem Landstrich zu rauben übrig gelassen hatte, an sich zu reißen, als einen ruhmwürdigen Mann. Des weiteren empfahl er sich ihm in diesem Schreiben als seinen treuesten Freund, der alles daran setzen werde, während der Abwesenheit des Crassus für die Beförderung seines Ansehens in der Republik zu sorgen. Auch lud er ihn noch am letzten Abend seines Aufenthaltes in Rom zu sich zum Nachtmahl ein, so daß er mit Recht seinem Bruder vermelden konnte, daß Crassus gewissermaßen aus seinem Hause in seine Provinz gegangen sei. Leider sollte diese etwas allzu plötzliche, allzu innige und freundschaftlich betonte Anbiederung des Cicero, die dem Crassus, der nur an dessen Sticheleien gewöhnt war, recht verwundert haben mag, ohne wichtige Folgerungen für beide sein. Denn Crassus fiel alsbald in dem verunglückten Feldzug, den er gegen die Parther unternahm. Fiel in der syrischen Wüste mitsamt seinem Sohn Publius, des Cicero schwärmerischem Verehrer, dessen jugendliche Witwe später noch die fünfte Gemahlin des Pompejus werden sollte.

Dieser letztere, der Dritte im Bunde neben Cäsar und Crassus hatte es vorgezogen, nicht nach den ihm zugewiesenen spanischen Provinzen zu gehen, sondern bei seiner schwangeren Julia in Rom zu bleiben. In Rom oder in den italienischen Landstädten, in denen er Güter und Häuser besaß. Cicero hat dies Verweilen des Pompejus fern von der ihm zuerkannten Provinz jetzt und später schwer mißbilligt. Aber einem der „Dreimänner“ durfte man nicht mehr hart zu Leibe rücken, sondern mußte sich ihren Entschlüssen unter mehr oder minder heftigem Kopfschütteln stillschweigend fügen. „Was ich denke, wage ich nicht zu schreiben. Und was ich nicht denke, mag ich nicht schreiben“, äußerte Cicero jetzt wiederholt, um seine nunmehrige Zurückhaltung von den Staatshändeln zu begründen. Pompejus verhielt sich in der Folge sogar so großzügig gegen seinen jetzigen Schwiegervater Cäsar, daß er ihm zwei seiner ihm für Spanien zugeteilten Legionen für seinen ewigen Kleinkrieg in Gallien überließ. Zum großen Kummer des Pompejus und aller, selbst des Cicero, starb indessen die in ganz Rom sehr beliebte Julia kurz darauf an einer Fehlgeburt und wurde auf das feierlichste auf dem Marsfeld verbrannt.

Ebenso wie mit Crassus hatte jetzt der sich stets als großer Welt- und Staatsmann dünkende Cicero auch mit Cäsar die Verbindung aufgenommen. Und zwar durch seinen Bruder Quintus, der die einst von dem älteren ausgeschlagene Stelle als Unterfeldherr Cäsars in Gallien angenommen hatte. Durch ständige Briefe, die auch zugleich für das Ohr des Oberfeldherrn zurecht gemacht sind, hält er den Quintus auf dem laufenden über das, was in Rom geschieht und nicht geschieht. Ja selbst sein großes Gedichtwerk über seine Zeit sendet Cicero dem damals selber eine um die andere Tragödie schreibenden Bruder ein, damit er es dem kunst sinnigen Cäsar vorlese. Und ist ganz erpicht auf das Urteil, daß der siegreiche Julier über seine Dichtung fällen mag. Cäsar, der draußen im Felde noch anders zu tun hatte als Ciceros Verse zu begutachten, scheint sich aber um ein solches Urteil herumgedrückt zu haben. Doch selbst dies verargt ihm Cicero nicht weiter. Überhaupt beginnt er, der

den Cäsar seit seiner heimlichen Beteiligung an der catilinarischen Verschwörung durchaus nicht ins Herz geschlossen hatte, in seinen Briefen an Quintus wenigstens für den lorbeergeschmückten Feldherrn gradezu fast backfischhaft zu schwärmen: „Du weißt“, heißt es in einem dieser Schreiben, „daß dieser Cäsar, dieser herrliche Mann, schon lange mein Held ist.“ Ja, er umbuhlt diesen vom Glanz seines alten adligen Geschlechtes umstrahlten außergewöhnlichen Menschen nun gradezu, indem er ihn mit allem, was er schreibt und dichtet, bekannt zu machen sucht. Diese jähe heiße Liebe zu Cäsar verwundert uns freilich weniger, wenn wir vernehmen, daß Cicero inzwischen von dem Julier, der sich in Gallien tüchtig zu bereichern wußte, ein beträchtliches Darlehen — man schätzt es auf hundertsechszehntausend Mark — für seine breite Lebensführung empfangen hatte.

Allein die uns erhaltene Rede des Cicero für den Cornelius Balbus, einen Spanier aus Cadix, dem die Adelspartei das römische Bürgerrecht versagen wollte, zeigt, wie es seinem Verteidiger jetzt darum zu tun ist, es weder mit dem Pompejus noch mit dem Cäsar zu verderben. Er flicht beiden seine Kränze: Dem Pompejus wiederum als dem Ruhm des römischen Reiches und dem glänzenden Würdeträger des Volkes. Aber auch dem Cäsar, dem umsichtigen und verdienstvollen Feldherrn, der im Begriffe ist, die Grenzen der Herrschaft des römischen Weltreiches noch zu erweitern. Ganz ohne Zweifel hat Cicero jene Sache dieses ihm zunächst völlig gleichgültigen Spaniers Balbus nur mit Rücksicht auf die beiden Machthaber übernommen. Übrigens erwies sich Balbus späterhin als ein sehr dankbarer Klient, indem er ständig zwischen Cäsar und Cicero vermittelte, als es zwischen den beiden zum Bruch gekommen war. Auch für einen andern Günstling Cäsars, einen gewissen Rabirius Postumus, der in die Sache des Landaussaugers Gabinius verwickelt war, hat Cicero in einer Rede eine Lanze gebrochen.

Clodius, „der wahnsinnige Mensch“, scheint sich in dieser Zeit etwas ruhiger verhalten zu haben. Es hieß von ihm, er betätige sich jetzt auch schriftstellerisch und plane eine

Gegenschrift gegen die wüste Schmähschrift, die Cicero gegen ihn vorbereite. Es herrschte damals eine gewisse Windstille in Rom, von der auch Cicero betroffen war. Er sah die Macht des Staates fast schon in festen Händen liegen. Und konnte das harmlose politische Spiel, das der Senat und die Optimaten, die Hochkonservativen noch betrieben, nur mehr mit spöttischem oder wehmütigem Lächeln betrachten. „Die Republik ist nicht mehr“ stellt er ein um das andere Mal mit verbissener Wehmut fest. Und: „Da es nun einmal soweit mit unserm Freistaat gekommen ist, daß ich keine Freude mehr an ihm haben kann“, schreibt er dem Bruder ins Feld, „so sehe ich wahrlich nicht ein, warum ich mich seinetwegen noch ereifern soll. Was mir jetzt Freude macht, sind meine Bücher, meine Arbeiten, mein geschäftsfreies Leben auf meinen Landsitzen. Und vor allem unsere beiden Jungen.“ Damit meint er sein eigenes, jetzt zwölfjähriges Söhnchen und den ungefähr gleichaltrigen Sohn des Quintus, den er zum Teil mit dem seinen erzogen hat. Im übrigen waren die häuslichen Verhältnisse Ciceros nicht mehr sehr glückliche zu nennen. Zwischen ihm und seiner Terentia scheint sich nach seiner Rückkehr aus seiner Verbannung eine leichte Entfremdung eingestellt zu haben, die mehr und mehr zum Unfrieden zwischen ihnen führte. Vielleicht war das Bild, das sie sich beide während der Trennung voneinander gemacht hatten, zu edel und zu erhaben. Und die Wirklichkeit kam nun, wie dies wohl geschehen kann, dem gegenseitigen Ideal, das sie sich in der Ferne vorgestellt hatten, nicht nach. Jedenfalls schleichen sich jetzt in die Briefe und Äußerungen des Cicero erste Klagen über die früher als „die edelste und treueste der Frauen“, angeschwärmte Gattin ein. Und langsam wird diese herrlichste von allen für ihn, wie er in seiner Gereiztheit glaubt, zum Unsegen, ja zum wirtschaftlichen Verderben. Auch seine geliebte Tochter Tullia bereitet ihm nun manchen Kummer und viele Sorgen. Dem frühen Tode ihres trefflichen Gatten, dieses Piso, den Cicero bei jeder Gelegenheit ebenso rühmt wie er den andern Piso stets verlästert, klagte sie weniger nach als ihr Vater. Es war wohl nur eine Ver-

nunftete nach dem Willen und Beschluß der Eltern gewesen. Denn Cicero hatte seine „süße kleine Tully“ ja bereits mit zehn Jahren mit diesem braven Mann verlobt. Bald nach Pisos Ableben ließ Tullia sich aufs neue vermählen. Mit irgendeinem jungen Römer. Und da dieses Ehebündnis nur von höchst kurzer Dauer war und unter gegenseitigem Krach zu Ende ging, schloß sie alsbald einen dritten Bund. Mit einem stadtbekanntem wüsten Lüstling, Dolabella genannt, der trotz des heftigen Abratens von Vater Cicero ihre Zuneigung gewann, um Tullia nach kurzer Ehe, der zwei Kinder entsprossen sind, später doch wieder zu verlassen.

Inzwischen hatte sich das freundschaftliche Verhältnis zwischen Cäsar und Pompejus, das nie sehr stark, nie sehr echt gewesen war, durch den Tod der Julia beträchtlich gelockert. Ja, die Nebenbuhlerschaft zwischen beiden begann sich nun immer mehr zu jenem erbitterten Zweikampf zuzuspitzen, in dem einer von ihnen bleiben mußte. Besonders seit der dritte im Bunde, seit Crassus im fernen Syrien so unglücklich geendet hatte, sammelte sich alles in Rom um die beiden Männer, die nun als alleinige Machthaber übrig geblieben waren. Zwar gab es noch immer einen Senat und eine freistaatliche Verfassung in Rom. Auch Beamte wurden noch ständig gewählt und bestimmt. Aber diese Wahlen waren längst üble Schiebungen geworden, bei denen das Geld, das einer zur Bestechung aufbringen konnte, die Hauptrolle spielte. Es geschah nun, daß Milo, der Bundesgenosse Ciceros gegen seinen Erzfeind Clodius, sich um die Würde eines Konsuls bewarb. Gestützt auf den unermeßlichen Reichtum seiner Gattin, wagte der massige Kerl, der es an Körperkraft mit seinem berühmten griechischen Namensvetter Milon, einem bullenstarken Faustkämpfer, aufnehmen konnte, seine plumpe Hand nach der höchsten Stellung Roms auszustrecken. Zur hellen Empörung des Clodius, der ihm in der Zwischenzeit schon mehrfach freilich ohne Erfolg zu Leibe gerückt war. Milo hatte sich stets seiner Haut zu wehren gewußt und den Clodius samt seiner Bande besiegt und verjagt.

Freilich gelang es dem Milo nicht, Konsul zu werden, da er in der letzten Zeit den Einfluß des Pompejus gegen sich hatte. Dem war die Art und Weise, wie dieser Protz mit dem Gelde um sich warf, zuwider geworden. Auch hätte er wohl nicht gern einen Boxer als Konsul gesehen. Dahingegen glückte es dem Milo, der nebenbei ein leidenschaftlicher Spieler war, nun par hasard seinen Widersacher Clodius abzustechen. Beide Wüteriche und Straßenkönige begegneten nämlich einander an einem Wintertag des Jahres 52 auf der appischen Straße. Nachmittags um die dritte Stunde. Milo wollte mit seiner Gattin auf sein Landgut bei Albano ziehen, während Clodius, der von seiner Villa kam, mit seinem Gefolge in die Stadt zurückstrebte. Bei einem jetzt versunkenen Landstädtchen vor Rom, Bovillae genannt, gerieten sie aneinander. Das heißt, zunächst nur die beiderseitige Dienerschaft, wie das bei solchen Raufereien stets üblich war. Einer von den riesigen Gladiatoren des Milo fing Händel mit einem der Kerle des Clodius an, der das Gepäck hinter seinem Herrn herfuhr. Kaum vernimmt Clodius, der vorangetrabt war, den Lärm, als er schleunigst kehrt macht und sich in seiner steten Lust am Balgen in den Streit einmischt. Er brüllt die Leute des Milo als unverschämtes Pack an, bis einer von ihnen, wütend über seinen herrischen hochnäsigen Ton, zum Schwert greift und ihn mit einem Stich durch die Schulter vom Pferde zu Boden schleudert. Bestürzt lassen die Mietlinge des Milo nun von weiteren Schlägereien ab und gewähren den Knechten des Clodius Zeit, ihren verwundeten Herrn in ein nahes Wirtshaus zu bringen. Da — man denkt zunächst an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter bei dieser Geschichte — stürzt Milo, der indessen mit seiner Gattin auch schon südwärts vorangefahren war, herzu. Erkundigt sich nach dem Vorgefallenen. Erfährt den Sachverhalt. Überschaut gleich alles. Zeigt sich aber durchaus nicht als barmherziger Samariter. Sondern sagt sich kalt: „Die Gelegenheit, deinen Erzgegner loszuwerden, kehrt nie wieder.“ Läßt das Gefolge des Clodius umzingeln, ihren verletzten und ohnmächtigen Herrn aus seinem Unterschlupf in der Schenke

hervorziehen und dann mit Hieben und Stichen so lange auf ihn einhauen und wüten, bis der schöne Clodius verunstaltet für tot auf der Straße liegen bleibt. Umringt von seinen ohne ihren Führer kopflos gewordenen gleichfalls übel zugerichteten oder getöteten Leuten. In diesem Zustand findet den Leichnam ein Senator, der sich auf der Heimreise nach der Hauptstadt befindet. Packt ihn auf seinen Wagen und ladet ihn in Rom im Vorhof des Hauses von Clodius ab, wo ihn nun Fulvia, seine Gattin, vorfindet und alsbald um den Toten, wie Kriemhild um ihren Siegfried, erschütternde Klage erhebt.

Cicero, der später die Verteidigung des Milo übernommen und geführt hat, stellt in seiner großen Rede pro Milone den Verlauf dieser überstürzten Begebenheit allerdings ganz anders dar. Er folgte nicht oder wollte einfach nicht dem Gang der Ereignisse folgen, die sich ähnlich später in den räuberischen Vorgängen der Zeit der Renaissance und des Benvenuto Cellini begeben haben und die von Salvator Rosa aufgemalt sein könnten. Er versuchte, was ihm freilich nicht gelungen ist, seinen Anhänger Milo als den zuerst Angegriffenen, der sich nur in der Notwehr verteidigt habe, gänzlich weiß zu waschen. Auf welche Weise? Das kann man in jener Rede für den Milo nachlesen, von der Cicero mit Stolz meint, daß die ganze römische Jugend sie bald auswendig lernen würde. Was er nebenbei gesagt auch schon von seiner Rede für Murena behauptete. Ob er selbst an die Schilderung, die er von diesem Auftritt gibt, geglaubt hat? Man möchte es fast annehmen. Er war in diesem Punkt ganz Strafverteidiger und Anwalt, wie er es nach seiner Meinung sein soll, daß er die ihm anvertraute Sache völlig zu seiner eigenen machte und mit seinem Schutzbefohlenen oder Auftraggeber durch dick und dünn ging und log und wieder log, auch wenn er selbst durchaus nicht vom Recht und der Unschuld seiner Partei überzeugt war. Er redete sich aber, leidenschaftlich wie er war, schließlich ganz und gar in eine solche Überzeugung hinein.

Man darf grade bei diesem Fall einmal einen umfassenden Blick auf ihn und auf seine Reden werfen. Unsere heutigen



Anwälte, sofern sie vorschrittmäßig zurecht gerittene Paragraphensklaven geworden sind, schauen leicht nur mit einem mitleidigen Lächeln und Achselzucken auf die advokatorischen Leistungen und Plädoyers eines Cicero herab. Machen sich lustig über den Aufwand an Brusttönen und Gefühlen, die ihr altrömischer Kollege verschwendet oder über die mancherlei geflügelten Worte aus griechischen oder römischen Schriftstellern und Dichtern, mit denen er seine Vorträge gerne verziert. Und kommen sich erhaben über den Redensartenschatz dieses „Schwafplers“ vor und über die ihrer Ansicht nach überflüssige Wärme und Begeisterung, mit der er ins Zeug geht. Und doch gibt es heute in der ganzen Welt noch keinen besseren Lehrmeister für die Beredsamkeit vor Gericht als ihn. Und man muß sich nur verwundern, daß nicht alle Lehrlinge der Justitia in allen gebildeten Ländern der Welt noch jetzt gezwungen werden, bei ihm in die Schule zu gehen. Man sollte seine sämtlichen Reden sowie seine vortrefflichen und wohldurchdachten Schriften über die schwere Kunst der Rede mit den Anwärtern auf eine richterliche Stellung oder auf den Anwaltsberuf durchackern, um an diesen Meisterwerken zu lernen und sich an ihnen zu erfreuen. Und wie man die jungen Maler vor die Bilder der alten Künstler führt, sie zu betrachten und sich darein zu vertiefen, müßten alle, die sich einer Tätigkeit am Gericht widmen wollen, diese Reden des besten Anwalts aller Zeiten immer aufs neue vornehmen und sich von ihm ihren hohen Beruf beibringen lassen. Insbesondere sein Werk: „Über den Redner“, das er in drei Bänden als den Inbegriff dessen, was den vollkommenen Redner ausmacht, geschrieben hat, kann man allen Menschen, die heute und in alle Zukunft ihre Zunge zur Verbreitung ihrer Ansichten und Gedanken brauchen wollen, nicht oft genug ans Herz legen. In Form eines Zwiegesprächs, einer „santa conversazione“, wie das fromme Mittelalter sagte, zwischen dem Redner Antonius und Crassus, den beiden Altmeistern der römischen Beredsamkeit, wird hier das ganze reiche Gebiet der Redekunst abgewandelt. Auch die Berechtigung der Anwendung von Scherzen beim

Reden vertritt in dieser Schrift ein dritter Sprecher, ein gewisser Cäsar, ein älterer Anverwandter des späteren Diktators: Ein Redner, von dessen humorvollen Äußerungen zu Ciceros Zeit noch manche im Schwange waren. Jedenfalls kann es auch heute keinem schaden, die Hand des Cicero zu ergreifen und diese ihm so vertrauten Bezirke mit ihm zu durchschreiten, auf daß er das, was er sagen und verkünden will, in Tätigkeits- und in Ruheteile zu sondern lernt und vieles andere noch, was ihm kein Schulmeister jemals gründlicher beibringen kann als Cicero. Haben doch sogar unsere lutherischen Kanzelredner, ebenso wie später die Jesuiten, für ihre Predigten noch manchen Nutzen aus der rednerischen Einteilungslehre Ciceros gezogen, aus der ciceronischen „Chrie“, diesem lange gefürchteten Schulgespenst, das noch in seinen Ausläufen in den früheren lateinischen Aufsätzen unserer humanistischen Anstalten herumspukete. Auch seine kleineren Schriften über sein Fachgebiet, die Beredsamkeit, sind ebenso lesenswert geblieben, wie jene über die rednerische Einteilung, die er in ein Gespräch mit seinem Sohn gekleidet hat, und die Schrift über die Topik, wie man im Altertum das nannte, was wir heute mit unserm Brockhaus scholastisch als „Sammlung gewisser allgemeiner Begriffe und Sätze, die beim Ausarbeiten rednerischer Vorträge und als Leitfaden für die Auffindung und Wahl zweckmäßiger Argumente, dienen sollen“, umschreiben müssen. Falls man es nicht einfacher mit dem Wort: „Die Kunst des Findens von Beweisgründen“ verdeutschen mag. Diese letzte Arbeit über die Topik, zu der Cicero aus einem Werk des Aristoteles geschöpft hat, ist seinem jugendlichen Freund, dem munteren schöngeistigen Rechtsgelehrten Trebatius gewidmet, der sich später noch mit dem Dichter Horaz anfreunden sollte. Desgleichen muß an dieser Stelle aber auch seine Schrift: „Brutus“ oder: „Von den berühmten Rednern“ hervorgehoben werden, in denen Cicero auf seine gründliche gewissenhafte Art eine geschichtliche Übersicht der römischen Beredsamkeit gibt. Man unterschied bereits lange vor seiner Zeit zwei große Richtungen in der Kunst der Rede: Die attische, herbe, spröde, die sich der schmücken-

den Beiworte und Bilder enthielt und wie die dorische Baukunst nur durch ihre Einfachheit und Wucht wirkte, und die asiatische oder asianische Weise zu reden, die darin bestand, seine Worte mit Vergleichen und Gleichnissen aufzuputzen und mit schönem Beiwerk zu verzieren. Dies letztere Verfahren verlockte leicht dazu, schwülstig zu werden und in Künstelei und Gesuchtheit zu verfallen. Daher galt es im strengen republikanischen Rom, in dem jeder jedes seiner Worte wog, und man jeden Redeschmuck vermied, lange als verpönt. Und auch Cicero befließigte sich im allgemeinen mehr der schlichten prunklosen attischen Redeweise. Aber er wäre nicht der wie die Welle stets bewegte große Redner gewesen und geworden, wenn er nicht zuweilen auch eine Ausmalung oder kunstvolle bewußte Steigerung in seine Worte gebracht hätte. Manchmal erreicht er gerade durch Wiederholungen seine stärksten Wirkungen. Seine Geschicklichkeit, Licht und Schatten, Wärme und Kühle in seinen Ausführungen zu verteilen, hat ihrgleichen nicht. Und wenn seine Reden auch einmal hier und da ins Prunkvolle ausschlagen, sie werden doch nie überladen noch langweilen sie durch Breitspurigkeit. Cicero ist als Redner geradezu ein Meister im Abwechseln und Abwandeln gewesen, wie es Jahrhunderte nach ihm ein Beethoven in der Musik geworden ist. Und wenn der Redner Roms hier und da etwas weitschweifig wird, so würde man doch ungern dieses üppige Redebarock bei ihm vermissen, dem man nicht das Geringste mehr beizufügen braucht. Sehr fein hat dies Quintilian, der Redelehrmeister und Bewunderer Ciceros, in dem Urteil ausgedrückt: „Bei Demosthenes kann kein Wort hinweggenommen, bei Cicero keines hinzugefügt werden, ohne der Wirkung seiner Reden damit zu schaden.“ Man kann Cicero wie fast alle Meister in irgendeiner Kunst nicht auf eine bestimmte Schule festlegen und ihn weder zu den nüchternen Attizisten noch zu den üppigen Asianern zählen. Seine rednerische Schöpferkraft spottet bald der einen bald der anderen Richtung. Und das ist eben seine einzige Stärke, daß er auf jede Weise die dreierlei Verpflichtungen des Redners, die er ihm vorgeschrieben hat,

erreicht: Seine Zuhörer zu belehren, für sich zu gewinnen und ihre Gemüter zu rühren: Er, Roms stärkster, „unübertrefflicher Redner“, wie ihn schon der Dichter Catull angesungen hat, der äußerst sparsam mit seinen poetischen Lobsprüchen umgegangen ist. Man kann in all diesen Werken, in denen sich Cicero mit seiner eigenen größten Stärke, mit der Redekunst beschäftigt, noch heute die Frische bestaunen, mit der er seinen manchmal recht trockenen Gegenstand immer wieder neu zu beleben weiß. An diesen seinen Betrachtungen hat sich ein Mann wie der genannte Quintilian, der große Wiederentdecker Ciceros, der unter dem Kaiser Vespasian Lehrmeister der Beredsamkeit in Rom wurde, ebenso ergötzt wie Boethius, der sich unter dem Ostgotenkönig Theodorich noch einmal für das Altertum entflamnte. An diesen Schriften wie an seinen Reden haben sich aber auch noch die Fürsprecher der großen französischen Staatsumwälzung geschult: Ein Mirabeau nicht minder als die Girondisten Condorcet und Vergniaud. Und sogar die Umsturz männer, ein Camille Desmoulins und ein Saint Just haben Cicero gekannt, häufig herangezogen und sich an ihm zu Volksrednern herangebildet. „Die Kunst der Masse durch die Macht des Wortes zu gebieten, kann man an keinem besser lernen als an Cicero“, hat noch ein Robespierre geäußert. Grade die Reden dieses Römers haben sich bei allen Staatslenkern, die sich des Wortes bedienen mußten, mit Recht stets der wärmsten Anerkennung zu erfreuen gehabt: Von dem älteren Pitt bis zu Cavour, zu Disraeli, Thiers und Bismarck, der sein ihm von der Schule übrig gebliebenes Latein gern an den machtvollen Gefühlsausbrüchen eines Cicero wetzte. Und nur dem abgestempelten ersten deutschen Geschichtsschreiber zu Ende des letzten Jahrhunderts, dem Professor Mommsen blieb es wiederum vorbehalten, sich in seiner römischen Geschichte zu folgendem Urteil zu erkühnen: „Wenn hier etwas wunderbar ist, so sind es wahrlich nicht die Reden Ciceros, sondern die Bewunderung, die dieselben fanden.“

Dem Cicero selber hat die Abfassung seiner Schriften über die Beredsamkeit große innere Befriedigung gegeben. Es ist

einer der schönsten Züge dieses Mannes, etwas, das nicht oft genug hervorgehoben werden kann, daß er sich in seiner freien Zeit stets mit ernstesten und erhabenen Dingen befaßt hat. Die Philosophie galt ihm als Führerin des Lebens. „Zu dir rette ich mich, dir gebe ich mich ganz und gar, du Amme der Tugend“, preist er sie mehr als einmal. Anders wie die manchmal von ihm als „Fischteichler“ verspotteten römischen Rentner, der alternde Lukullus oder Hortensius, die sich in der Hauptsache damit abgaben, in künstlich angelegten Weihern köstlich schmeckende Fische für ihre Tafel zu züchten, ist Cicero stets darauf bedacht, sich weiter zu bilden. „Denn müßig kann ich nun einmal nicht sein“, wie es in einem Brief an seinen Bruder heißt. Als Kollege Hortensius ihm seine schlüpfrigen Zotengedichte, die er nur für seine Freunde hatte herstellen lassen, zusteckt, meint Cicero, der unverliebte Mann, sie oberflächlich durchblättern: „Kann man seine Zeit nicht schöner anwenden? Mir wäre die meinige zu kostbar und schade, um dies zu lesen, geschweige denn um es niederzuschreiben.“ Und des öfteren rügt er diesen Berufsbruder und tadelt ihn nur darum, weil er die Ansicht vertrete, die Philosophie sei zu schwer für die Mußestunden eines vielbeschäftigten Staatsmannes.

Leider haben die öffentlichen Händel, in die Cicero sich bei seinem Hang zur steten Betätigung für das Gemeinwesen hineinstürzte, ihn nur zu häufig und eindringlich von dem Umgang mit den Musen und den Wissenschaften getrennt. Spätere Geister und ganze Geschlechter haben es ihm ebenso wie die Jünger Epikurs zu seinen Lebzeiten verübelt, daß er, der zum Gelehrten geboren war, sich den leidigen Staatsgeschäften hingab, in deren Strudel er schließlich grausam untergehen sollte. Petrarca, der Wiederentdecker eines großen Teils der Briefe Ciceros, er, der bedeutende Gelehrte, der herrliche Dichter, der an seinem Schreibpult den friedlichen Tod eines Büchermenschen gestorben ist, hat ihm in einem ergreifenden Brief, den er ihm ins Jenseits geschrieben hat, vorgehalten: „O Du ewig unruhiger, ewig besorgter Greis! Warum mußt Du Dir dieses beständige Ringen, diese fruchtlosen Feindschaften zum

Lebensziel machen? Warum mußt Du Deine beschauliche Muße aufgeben? Warum mußte der eitle Glanz des Ruhmes Dich in die Kämpfe hinauslocken, um Dich nach so vielen Unglücksfällen eines für einen Weisen unwürdigen Todes sterben zu lassen? Um wieviel würdiger — zumal eines Philosophen — wäre es gewesen, Dein Greisenalter ruhig auf Deinen Landgütern zu verbringen und dabei, wie Du selber irgendwo sagst, Dich nicht um dies kurze, zeitliche, sondern um jenes ewige Leben zu sorgen, keinen Ämtern nachzustreben, nach keinen Triumphen zu trachten und um keine Catilinas der Welt Deine Ruhe zu opfern. Doch darüber wäre jetzt alles Reden verspätet. Lebewohl auf ewig, mein Cicero!“ Und Petrarca unterzeichnet diesen Brief, der für ihn und den Geist des Humanismus so bezeichnend ist: „Gegeben auf Erden. In der cisalpinischen weiland römischen Kolonie Verona, im 1345. Jahre nach der Geburt jenes Gottes, den Du nicht gekannt hast.“ Der Verherrlichter Lauras, der Sänger der schönsten Sonette, vergißt bei dieser nachträglichen Ermahnung eines: daß Cicero nicht Dichter, sondern Redner war. Und zwar der erste Redner seiner Zeit, um nicht zu sagen aller Zeiten. Ein solcher will sich, muß sich reden hören und von der Rednerbühne herabwirken. Er darf und kann sich gar nicht auf die Dauer in eine schöngeistige oder künstlerische Muße vergraben und zum Schweigen verdammen. Sein rednerisches Feuer wird sich bei jeder ihn lockenden Gelegenheit neu entzünden und seinem Alter, seinem Hang zur Stille zum Trotz ihn auf den Kampfplatz treiben.

Einstweilen riß den damals erst vierundfünfzigjährigen „Greis“, der nicht älter als dreiundsechzig Jahre alt werden sollte, sein immer wieder auflodernder Ehrgeiz und sein Sinn für Freundschaft und Dankbarkeit in den schlimmen Handel hinein, der sich jetzt für den Milo nach der Mordtat an Clodius erhob. Denn dem ging es nun grimmig an den Kragen. Es zeigte sich, daß der Tod des adligen Jünglings, der nun einmal bei dem römischen Volk eine ähnliche Beliebtheit wie der junge Alkibiades bei den Athenern genoß, allgemein beklagt wurde. Der Pöbel rottete sich zugunsten

des Erschlagenen zusammen. Man drängte sich um den Leichnam, dessen gräßliche Wunden Fulvia nach Rache schreiend, allen vorzeigte. Die beiden dem Clodius verwandten Volkstribunen taten das Ihrige, die Menge noch mehr aufzustacheln. Man stellte den Leichnam auf dem Marktplatz aus und bei seiner Verbrennung geriet, als ob Clodius noch nach seinem Tode Verwirrung und Unheil anstiften müsse, der Versammlungsplatz des Senats, die Curia, sowie die neben ihm liegende, vom alten Cato noch erbaute Basilika, das Rathaus, mit in Brand. Der Senat beauftragte jetzt wegen der Unruhen, die in der Stadt entstanden waren und nicht aufhören wollten, den Pompejus damit, den Vorsitz über die Verhandlungen zu führen, die nun gegen Milo angesetzt wurden. Alle Augen richteten sich um diese Zeit wieder einmal auf den großen Pompejus als den einzig möglichen Erlöser aus diesem Wirrwarr und von dem Regiment der Straße. Er sollte aufs neue „der starke Mann“ sein, den man ersehnte. Pompejus erledigte nun auch diesen Auftrag, wie alles, was er zu tun hatte, streng und rein soldatisch. Er ließ die Anhöhen rings, sowie das Gerichtsgebäude selber, mit Truppen besetzen und nahm als Leiter der Gerichtsverhandlung inmitten von Bewaffneten Platz.

Es heißt, daß Milo seinen Verteidiger Cicero veranlaßt habe, sich in einer geschlossenen Sänfte zu dem Gerichtsort bringen zu lassen, damit er nicht durch den Anblick der waffenstarrten Krieger des Pompejus, die überall noch dazu ihre Schutzposten ausgestellt hatten, verwirrt und erschreckt würde. Gleichwohl sei Cicero indessen bei diesem ungewohnten Anblick in Aufregung geraten und habe seine Rede nur zitternd und stammelnd vortragen können. Bei welcher Gelegenheit sich im allgemeinen die Frage erörtern ließe, ob Cicero ein mutiger Mensch gewesen sei. Er selbst hat uns dies am würdigsten in seinem letzten Stündchen beantwortet und bewiesen, das er tapfer und heldenhaft bestanden hat. Auch an Mut im öffentlichen Auftreten, an „Zivilkurasche“, wie Bismarck dies nannte, hat es ihm wahrlich nicht gefehlt. Denn er hat sich zahllose Male bis zuletzt in Angelegenheiten gewagt, von denen er von vorn-

herein wußte, daß sie gefährlich für ihn waren und auch schlecht für ihn enden könnten. Auch im ganzen katilinarischen Handel hat er sich nicht als untapfer erwiesen: Er ging zwar damals nur in einem weiten auffallenden Panzer aus seinem Hause. Aber er tat dies, was in aufgeregten Zeiten in Rom nichts außergewöhnliches war, nicht nur um sich dadurch zu schützen, wie er selber hervorhebt — „denn ich wußte, daß Catilina nicht auf Brust und Unterleib, sondern wie ein richtiger Straßenbravo auf Kopf und Hals zu zielen pflegte“. — Sondern er tat es, wie er hinzufügt, „damit alle Gutgesinnten es bemerken und wenn sie den Konsul in Besorgnis und Gefahr schweben sähen, zu seinem Beistand und Schutz herbeieilen möchten“.

Aber Cicero, der Pazifist, war wohl an sich ein zart besaitetes und nervenschwaches Wesen, das bei aufregenden Auftritten leicht zusammensuckte und dabei nicht die eiserne Ruhe eines Kriegsmanns wie Pompejus noch die steinerne Erhabenheit eines aus uraltem Geschlecht stammenden überlegenen Geistes wie Cäsar bewahren konnte. Er war ja auch zum Redner und nicht zum Feldherrn geschaffen und fühlte sich nach seinem eigenen Geständnis am wohlsten hinter seinen Büchern. Dabei fehlte es ihm durchaus nicht an Festigkeit und das Lampenfieber, wie wir es nennen, das ihm Plutarch angedichtet hat, dies, daß er allemal mit Furcht und Beklemmung die Rednerbühnen betreten und erst zu zittern aufgehört habe, wenn er ins Feuer geraten sei, das braucht gar nicht für eine Zaghaftigkeit bei ihm zu zeugen. Es könnte ebensogut den heiligen Eifer beweisen, in dem er jedesmal geriet oder in den er sich hineinversetzte, wenn es eine große und gerechte Sache zu vertreten oder zu verteidigen galt.

Im Fall des Milo mag Cicero freilich reizbarer und befangener als sonst gewesen sein. Einmal weil ihm diese ungewohnte kriegerische Umgebung, denn der ganze römische Markt und sogar alle Tempel waren mit Soldaten besetzt, stutzig und kopfscheu machte. Zum andern weil ihm das wüste ohrenbetäubende Johlen, Pfeifen und Schreien, mit dem die Getreuen des Clodius ihn und sein Auftreten für den

Milo begrüßten, auf die feinen leicht erregten Nerven schlug. Jedenfalls soll er, der sich hier unter anderm seinem späteren erbittertsten Feind, dem Mark Anton, als einem Ankläger für Clodius gegenüber sah, nicht ganz auf der Höhe seiner sonstigen überragenden Rednerkunst gewesen sein. Das beweist dies, daß er die Rede, die er gehalten hat und die von den Geschwindschreibern wie alles, was er in der Öffentlichkeit von sich gab, gleich mitgeschrieben wurde, nachträglich noch verbessert hat. Beweist auch das Geschichtchen, nach dem Milo selber erklärt haben soll, die Rede sei auf dem Papier viel schöner ausgefallen als in Wirklichkeit. Als Cicero ihm nämlich, so geht ein Gerücht, diese neue überarbeitete Fassung seiner Rede nach Marseille geschickt habe, wohin sich Milo nach seiner Verurteilung in die Verbannung begeben hatte, sei dieser grade bei Tisch mit einigen Freunden zusammen gewesen. „Welch ein Glück!“ soll er da ausgerufen haben, „daß diese Rede nicht in dieser hervorragenden Form gehalten worden ist. Denn dann wäre ich wohlmöglich freigesprochen worden. Und säße jetzt hier nicht unter euch und könnte mich mit euch dieser vorzüglichen Bouillabaisse erfreuen, die mein Koch uns bereitet hat!“ Eine andere glaubhaftere Lesart dieses Erzählchens besagt allerdings das völlige Gegenteil: Nach ihr habe Milo laut aufgeseufzt, als er in Marseille die überprüfte Fassung zu Gesicht bekam, und gemeint: „Schade! Schade! Wenn die Rede so gesprochen worden wäre, säße ich nicht in diesem abgelegenen Hafennest und müßte mich von kümmerlicher Fischsuppe nähren.“

In der Fassung, in der sich diese Rede für uns heute liest, ist sie ein glänzendes Meisterstück der Beredsamkeit. Zunächst versucht Cicero in ihr die Unschuld des Milo zu beweisen, der selber ziemlich wurstig in seiner gewöhnlichen Kleidung und ohne die übliche eindruckmachende Trauertracht der Verhandlung beiwohnte. Der brave Milo, so führt Cicero aus, habe nur in der Notwehr gehandelt, sich lediglich verteidigt, als er durch das „so ruchlose, so freche Untier Clodius“ angegriffen worden sei. Aber schließlich, so führt der Redner in einem großartigen dialektischen Rück-

zieher aus, selbst wenn Milo seinen Erzfeind umgebracht hätte, wäre dies denn so schlimm gewesen? Wäre er damit nicht nur dem Beispiel des Clodius gefolgt, der selber schon einmal einen auf dieser heiligen Straße ermordet hatte? Brauchte man denn wirklich den Untergang eines solchen abscheulichen Unholds wie des Clodius, „dieses Straßenhelden, der seinen Dolch aus den Händen eines Catilina empfangen hätte“, zu beweinen? Und sollte man nicht vielmehr einen Milo belohnen, und ihm öffentlich Dank wissen, daß er die Stadt von solch einem Scheusal befreit habe? Pompejus, dem Cicero in seiner Rede wiederum die schönsten Süßigkeiten sagte, er, „der weise, mit tiefer, fast göttlicher Einsicht begabte Mann“, hörte sich, von seinen Liktoern umgeben, die Ausführungen dieses meisterhaften Verteidigers schweigsam an. Er, der rechtliche Mann, war im stillen heilfroh, daß er nach dem frechen Kötter Clodius nun noch den wüsten Milo los wurde und beeinflusste heimlich die Richter, gegen diesen Radaubruder zu entscheiden, der später nach längerer Verbannungszeit noch das für ihn passende Ende finden sollte. Milo fiel nämlich während des Bürgerkrieges zwischen Pompejus und Cäsar, der ihn gleichfalls nicht ausstehen konnte, bei einem Sturmangriff auf irgendeine Stadt in Unteritalien. Fiel daselbst, von einem Stein auf seine kurze Stirn getroffen.

Pompejus, der ihn nun ruhig nach Marseille abziehen sah, wiewohl Cicero ihn mit lauter Stimme mehrfach für seinen Schützling angegangen war, Pompejus also konnte gerade jetzt große Erfolge verzeichnen. War er doch, da man sich über die Wahl der nächsten beiden Konsuln nicht einig werden konnte, zum alleinigen Konsul, sozusagen zum Diktator, gemacht worden. In der Hauptsache wohl auf das Betreiben des tugendhaften Cato, der sich plötzlich mit aller Stoßkraft seiner republikanischen Überzeugung und der Wucht seiner untadeligen Persönlichkeit für den Pompejus einsetzte, der wieder reumütig zur Partei der Senatoren zurückkehrte. Wenn man sich heute, längst über den Parteien stehend, fragt, weshalb Männer wie Cato und später auch Cicero sich in dem großen Ringen um die Herrschaft, das

nun zwischen Cäsar und Pompejus begann, für den letzteren entschieden haben, so muß man sich wundern, daß diese Männer von der freiheitliebenden, freiheitachtenden Gesinnung des Pompejus so felsenfest überzeugt waren. Der große Feldherr hatte mindestens ebenso starken Ehrgeiz gezeigt wie Cäsar, wenn er auch nach einem halben Jahr bereits förmlich einen zweiten Konsul neben sich ernannte. Aber das konnte, wie man in Rom aus Erfahrungen mit Sulla wußte, nur eine hohle Gebärde sein. Pompejus wäre ohne Zweifel als Sieger nicht minder herrisch, nur weniger verbindlich wie der Julier aufgetreten, was Cicero selber nach der Duldsamkeit, die Cäsar später gegen seine Gegner bewies, rückhaltlos zugeben mußte. Aber Pompejus genoß nun einmal das blinde Vertrauen der freistaatlich Gesinnten in Rom. Genoß es, seitdem er von seinem großartigen Siegeszug gegen Mithridates heimgekehrt, sogleich in Brindisi seine Truppen entlassen hatte und als einfacher Privatmann nach Rom zurückgekehrt war. Was er selber während der Straßenherrschaft eines Clodius sicherlich manchmal bereut haben mag. Und nun verdiente er sich das Vertrauen des Cato und aller gutgesinnten Republikaner aufs neue durch eine Tat, die er jetzt als alleiniger Konsul durchführte. Das war seine Gesetzgebung gegen den Klüngel, gegen die Durchstechereien und das Schmierwesen, das in Rom bei fast allen Beamtenwahlen eingerissen war. Mit der Entschiedenheit eines Soldaten ging Pompejus gegen diese scheußlichen Zustände vor. Nachträglich noch wütend wegen der Übergriffe, der steten Tumulte, die sich ein Clodius erlaubt hatte, begann er als Kriegersmann, der er in erster Hinsicht war und blieb, wie wir es heute ausdrücken, mit dem Belagerungszustand und mit Notverordnungen zu regieren. Es war ein gewisses Schnellverfahren gegen alle, die sich bei den Wahlen Unregelmäßigkeiten zuschulden kommen ließen, durch ihn eingeführt worden. Des ferneren schaffte Pompejus die Gewohnheit ab, die bei den römischen Gerichten sehr stark eingerissen war, daß alle möglichen Freunde des Angeklagten ihn bei Gericht empfehlen und gar vor seinen Urteilsprechern über den grünen Klee loben konnten.

Namentlich mit dieser letzteren Maßnahme hatte Pompejus den Milo getroffen, den er unbedingt los sein wollte, auf daß er nicht an ihm eine Fortsetzung des Clodiusschen Schreckensregimentes erlebe. Um die Schulden, die dieser Prasser und Säufer in Rom hinterließ, tilgen zu können, wurden jetzt seine Güter versteigert. Bei welcher Gelegenheit Cicero, sein eifriger Anwalt, sich unter der Hand und unter fremdem Namen einen großen Teil der Besitztümer seines Schutzbefohlenen um einen billigen Preis angeeignet haben soll. Er selber hat dies nachträglich zwar in Abrede gestellt, als ihn die Freunde des Milo deswegen mit Vorwürfen überschütteten. Aber er tat dies, wie es heißt, nicht in ganz überzeugender Weise. Und es ist sehr wohl anzunehmen, daß er sich hierbei gedacht hat: „Warum sollst du dich nicht an dieser Sache mit dem gleichen Recht bereichern wie jeder andere, nachdem du so forsch für den Milo eingetreten bist und dieser nun doch in die Verbannung geschickt wird.“ Denn Cicero hatte sich, obwohl er für sich selber sehr bescheiden und im Essen und Trinken sogar genügsam war, inzwischen das üppige und breite Leben der damaligen großen Herrn in Rom angewöhnt, die außer ihrer prunkvollen Stadtwohnung noch so und so viele Landgüter haben mußten. Und das kostete eine zahlreiche Dienerschaft und darum auch immerzu wieder Geld und Geld. Daß Cicero ziemlich unbedenklich in der Übernahme von Streitsachen war, wenn sie ihm nur recht viel einbrachten, hat man schon frühe festgestellt. „Wo hast du deine Reichtümer her, mit denen du den Aufwand an Haus und Villen bestreitest?“ schmettert ihn schon ein auf seinen Ruhm und besonders auf seine Einnahmen neidischer Zeitgenosse ab: „Aus Erbschaften?“ „Wer sollte dich zum Erben einsetzen? Nein! Es ist das Sündengeld für verteidigte Verbrecher, zumal Catilinarier, denen du deinen Beistand verkauft hast!“

Auf der anderen Seite darf man es Cicero, der weder dem Staate noch seinen Freunden jemals seinen Beistand verweigerte, nicht zu schlimm ankreiden, wenn er des Geldes wegen und um gut und breit leben zu können, manche Sache annahm, die etwas anrühig war. Es lag dies nach seiner

Auffassung in dem Beruf des Rechtsanwalts, den er ausübte und in dem er ein Meister der Meister geworden ist. Und er teilte diese sittliche Schwäche mit seiner Zeit, die in allen solchen Fragen ein sehr weites Gewissen hatte.

Eine andere Bestimmung des Pompejus, der sich um diese Zeit unter dem Beifall des stoischen Cato und der übrigen Gutgesinnten als der große Reichserneuer vorkommen mochte, traf den Cicero besonders hart. Er war nun auch unter die Auguren, die angesehene Priesterschaft Roms, aufgenommen worden, wo er seinen leidenschaftlichen jungen Verehrer, den in Syrien gefallenen Sohn des Crassus, beerbt hatte, und fühlte sich trotz der ewigen Kriminalprozesse äußerst wohl in seinem Rom, in dem ihn jeder kannte. Da kam dies neue Gesetz heraus, demzufolge Cicero als gewesener Konsul genötigt war, die Verwaltung einer auswärtigen Provinz zu übernehmen. Nebst dem Bibulus, der in früheren Jahren zusammen mit Cäsar das Konsulat bekleidet und diesen durch seinen sanften Eigensinn oftmals geärgert hatte. Beide losten die Provinzen, für die sie vorgesehen waren, aus, und Cicero bekam Cilicien, das südöstliche Küstenland Kleinasiens als Bezirk zugeteilt. Er reiste sehr schweren Herzens dort hin. Es ging ihm geschäftlich ganz vorzüglich in dieser Zeit. Auch war die Scharte, die ihm der verlorene Handel mit Milo eingetragen, wieder dadurch ausgewetzt worden, daß er einen der Volkstribunen, die besonders heftig gegen Milo gewettert hatten, zur Anklage und zur Verurteilung gebracht hatte. Grade an diesem Falle hätte Cicero erneut den Undank der Großen dieser Welt, und wie wenig Verlaß auf sie ist, erkennen können. Denn dieser Volkstribun, der sich im Vertrauen auf den Pompejus und seine Anerkennung, wie ein Hetzhund auf den Milo geworfen hatte, wurde nun, als der allmächtige General seiner Dienste nicht mehr bedurfte, kaltblütig von ihm beiseite geschoben und geopfert. Denn um einen Bruch mit Cicero herbeizuführen und diesen noch immer sehr einflußreichen Redner mehr und mehr dem Cäsar in die Arme zu treiben, das war solch eine Nebenfigur dem Herrn Feldmarschall nicht wert. Also weg mit dem Bauern!

Begleiten wir Cicero nach seiner neuen Provinz Cilicien, so sehen wir ihn dort seinen Briefen und Berichten zufolge wahrhaft herodotische Heldentaten vollführen. Denn seine Selbstgefälligkeit, nicht zufrieden damit, sich an seinen wirklichen Meisterleistungen als Redner erlaben zu können, erstrebte nun auch den Ruhm eines bedeutenden Feldherrn, zu dem ihm freilich alles Zeug fehlte. Zu seinem Glück hatte er wenigstens in dieser Zeit seinen Bruder Quintus bei sich, der als Unterfeldherr Cäsars in Gallien einige Kenntnisse in der Kriegskunst erworben hatte, wenngleich auch ihm die Gelegenheit, eine Tragödie zu schreiben lieber war als die, ein richtiges gutgewähltes Feldlager aufzuschlagen. Aber immerhin hatte Quintus doch ein weit größeres Wissen um die Heerführung. Hatte sich sogar, wie Cäsar in seiner Beschreibung des gallischen Krieges warm anerkannt, mehrfach als braver und ausdauernder General bewährt. Und hatte einen Begriff von der Kriegswissenschaft, die dem unsoldatischen und feinnervigen Cicero gänzlich abging. Um so drolliger muß es gewirkt haben, als dieser sich später den ihm von seinen Soldaten zugebilligten Titel: „Imperator“-Oberfeldherr aneignete und unter dieser Überschrift stolz brieflich mit Cäsar verkehrte, der sich diese Bezeichnung durch die Eroberung von Gallien und eines Teils von Britannien und Germanien glänzend verdient hatte.

Auf der Reise nach Cilicien berührte der Redner auch Athen, das er als Beamter nicht mehr wie als Verbannter zu befürchten hatte, und erneuerte auf diesem geweihten Boden in den zehn Tagen seines Aufenthaltes die Erinnerung an die mit seinem geliebten Attikus hier verbrachten Jugendjahre. Überhaupt nehmen die Briefe an diesen Freund in dieser Zeit eine besonders zärtliche Färbung an. „Wir sind durch die Bande einer wechselseitigen Liebe stets aufs engste vereinigt“, beteuert der in die Ferne Entsandte immer wieder seinem Freund. Die Innigkeit und Dauer dieses Bundes mag um so mehr verwundern, wenn man vernimmt, daß Attikus auch der Verleger des Cicero gewesen ist. Freilich war es in jenen Zeiten — und das macht ihre ungetrübte Freundschaft wieder verständlicher — noch nicht üblich, daß ein

Verfasser Vergütung für seine Schriften bekam. Cicero erwähnt dies jedenfalls nie, so daß also die Honorar- oder Vorschußfragen sich nicht störend in das gute Verhältnis zwischen ihm und Attikus drängen konnten. Auch daß Cicero seine auf der Beschäftigung mit Theophrast beruhende Schrift von der Freundschaft, die von ihm nach dem Namen eines weisen und heitern Freundes des jungen Scipio auch „Lälius“ betitelt worden ist, keinem andern wie seinem Attikus zugeeignet hat, spricht wieder für die Tiefe seiner Zuneigung zu diesem Manne. Diese kleine Schrift, die er vermutlich im Todesjahr Cäsars niedergeschrieben hat, verdient um ihrer feinen Beobachtungen, ihrer verständigen Anmerkungen willen noch heute, daß man sie sich vornimmt. Sie enthüllt zugleich wiederum die Schwärmerei Ciceros für die in seinen Augen so edle Zeit der Scipionen für Rom: Da noch im Wettkampf mit der Nebenbuhlerin Carthago die Vaterlandsliebe und das Gefühl, mit dem Staate eins zu sein, die Triebe waren, die den einzelnen bewegten, und der Sinn für Freundschaft und Hilfsbereitschaft höher schlug als der leidige persönliche Ehrgeiz, der jetzt jeden nur sich mit sich beschäftigen ließ. Auch zeigt uns dies Werkchen erneut das liebevolle Gemüt des Mannes, der sich ganz einem edlen Freunde geben konnte, sofern dieser nicht einen Frevel gegen die ihm heilige Republik verlangen sollte. Man hat den regen Briefwechsel Ciceros mit diesem seinem „andern Ich“, wie er den Attikus oft nannte, zu allen Zeiten mit Recht bewundert. Denn Cicero gehört im schriftlichen Verkehr mit diesem Freund wie auch mit seinem Bruder und seinen übrigen Vertrauten zu den besten Briefschreibern aller Zeiten. Die Spanne der von uns so benannten Weltgeschichte, die er erlebt hat, spiegelt sich in seinen Briefen so klar und lebendig wieder wie die Zeit Ludwigs XIV. in der Korrespondenz, die Frau von Sévigné mit ihrer zärtlich geliebten Tochter geführt hat. „La bride sur le cou“, mit verhängtem Zügel, wie sie selbst von der hingeworfenen Schreibart, die sie liebte, urteilt. Nur daß Cicero meist noch frischer und leidenschaftlicher schreibt als die adlige anmutvolle, aber gesellschaftlich befangene Dame aus dem siebzehnten Jahr-

hundert. Viele, sehr viele seiner Ergüsse lesen sich, als ob das Wachs noch weich wäre, in das er sie hineingekritzelt hat oder von seinem Freigelassenen Tiro hat schreiben lassen, der bei dieser Gelegenheit auch eine ehrenvolle Erwähnung verdient. Er, der als Marcus Tullius Tiro seinen Herrn und Meister lang überlebt hat, ist der Hauptbewahrer und Begründer des ciceronianischen Ruhmes gewesen. Er hat nicht nur die meisten Reden seines Herrn gesammelt, deren uns an die achtzig überkommen sind. Er hat sie auch bereits als erster Stenograph, der er war, in seiner berühmt gewordenen Kurzschrift sogleich beim Zuhören aufgeschrieben und der Nachwelt erhalten. Er hatte im Gegensatz zu Cicero, der zum Kummer seines Attikus meist schwer leserlich schrieb, eine sehr gute Handschrift. Und dem Attikus war es stets lieber, wenn er die neuen Werke Ciceros in der Niederschrift Tiros zur Vervielfältigung und zum Verlag übergeben bekam. Cicero bediente sich in seiner gern verharrenden Art mit Vorliebe noch der alten Wachstafeln, auf die man mit dem Griffel die Schrift aufkritzelte, oder mit dem umgedrehten Stiel sie leicht auslöschte. Den Gebrauch der neu aufkommenden Papyrusstaude verschmähte er noch in der Regel. Auch das Leben Ciceros ist von Tiro als dem ersten erzählt und hernach noch gründlich von Plutarch benutzt und ausgeschrieben worden. Tiro gehörte jedenfalls zu den vertrautesten Vertrauten des Cicero, der ihm, als er einmal erkrankt und von ihm getrennt ist, die besorgtesten Briefe schreibt. Auch bei dem Sohn Marcus, dem kleinen Cicero, vertritt dieser hochgebildete und verfeinerte Mann zuweilen Vaterstelle, so daß sich der Junge einmal als Student von Athen wegen etlicher Schulden zuversichtlich an ihn wendet, auf daß er bei seinem alten Herrn für ihn Fürbitte tue. Cicero hatte wie nach ihm Goethe einen großen Hang für häusliche Behaglichkeit und Geselligkeit. Und nahm außer seinem „Eckermann“ Tiro auch noch einen alten griechischen Schulmeister, Diodotos genannt, ganz in sein Haus auf, wo dieser dann bis zu seiner völligen Erblindung und bis zu seinem Tode in steter geistiger Regsamkeit und in gemüthlicher Eintracht mit dem Hausherrn ge-



lebt hat. Man hat die Sammlung der ciceronianischen Briefe, die gleichfalls von Tiro besorgt worden ist, ganz genau nach der Zeit, in der sie geschrieben worden sind, geordnet. Von seinem ersten an den Attikus gerichteten Brief im Jahre 63 angefangen bis zu seinem letzten vom Anfang Juni des Jahres 43, den er an Cassius, den Hauptverschwörer gegen Cäsar, geschrieben hat. Und wenn man sich in diese Briefe hineinliest, versteht man die Äußerung Wielands, der auf den Vorwurf, den man ihm machte, daß er sich infolge seiner Übersetzung dieser Urkunden so lange mit totem Zeug abgebe, entrüstet erklärte: „Was! Ich bin mit dem lebendig gebliebenen Geist eines außergewöhnlichen Mannes umgegangen, der noch heute stärker und bluts- und geistverwandter zu mir spricht als ganz Obmannstädt.“ So hieß das Dörfchen, bei dem Wieland ein Landgütchen besaß, und auf dem er jahrelang unverstanden unter Bauern und Barbaren gehaust hat.

Ja, man braucht einige Briefe Ciceros nur anzulesen, um solchen Worten seines fleißigen deutschen Übersetzers gleich beizupflichten. „Entsetzlich!“ beginnt ein Brief an den Attikus: „Daß die Antwort, die ich auf Deine mir so äußerst angenehmen Briefe abgehen ließ, Dir noch nicht zugestellt worden sein soll.“ Oder einen anderen Anfang: „Schau! Du bist wieder zu Rom, mein Attikus. Und ich habe indessen so viele Briefe nach Rom entsandt. Und keinen an Dich. Das soll mir nicht wieder begegnen.“ Oder aus einem späteren Schreiben: „Ich will Dich küssen, lieber Attikus — siehst Du, wie zärtlich ich sein kann? — wenn Du alle meine Angelegenheiten weiter so treulich und fürsorglich verwaltest!“

Daß man die Episteln Ciceros schon sehr frühe zu schätzen wußte, beweist auch dies, daß man noch zu seinen Lebzeiten daran dachte, mehrere von ihnen zu sammeln. Und er, der sie geschrieben hat, soll selbst schon eine Zusammenstellung derer, die sich zur Veröffentlichung eigneten, besorgt haben. Von keinem andern Menschen des Altertums kennt man auch nur entfernt so viele Briefe wie von Cicero. Und man vermag aus ihnen sich das häusliche Leben eines

altrömischen Bürgers ebensogut wieder auferstehen zu lassen, wie man aus den Überresten von Pompeji sich das Dasein einer Stadt zu jener Zeit nachschaffen kann. Man merkt allen Briefen Ciceros noch die Stimmung des Augenblicks an, in der sie geschrieben worden sind. „Denn ich lebe im Augenblick für den Augenblick“, war sein Grundsatz. Und es ist uns, wie wiederum Wieland geäußert hat, manchmal, wenn wir sie lesen, als umwehte uns noch der Atem des Mannes, von dem sie stammen. Von der beinahe weiblichen Hinneigung zu dem Attikus, die Cicero empfindet, zeugen viele seiner Briefe, die seinem schönen Gefühl für Freundschaft das beste Zeugnis ausstellen. „Ohne Dich mag ich nicht leben“, oder: „Ich vermisse Dich sehr“, lauten seine beständigen Klagen, wenn er von demjenigen, dem er am liebsten und weitesten sein Innerstes öffnet, getrennt sein muß. Daß der kühlere Attikus, mehr Geschäftsmann als Gemütsmensch, diese gefühlvollen Briefe nicht verdient habe, ist schon von manchen älteren Beschreibern Ciceros behauptet worden. Aber der große Redner, der in manchem ein Kind blieb, sein Leben lang, muß wohl gewußt haben, warum er grade diesem vorsichtigen attischen Römer sein ganzes Herz schenkte. Und es wäre verkehrt und vermessen, ihm hinterdrein ob seines allzugroßen Vertrauens, seiner rückhaltlosen Hingabe an Attikus einen Vorwurf zu machen. Daß dieser ein behutsamer, bedächtiger und dabei weitblickender Mann war, der rechtzeitig seine Vorsichtsmaßregeln traf, zeigt sich auch darin, daß er seine sämtlichen an Cicero gerichteten Schreiben nach dessen Tod zurückziehen ließ, um sich nicht durch irgendeinen von ihnen noch obenhin mißliebig zu machen. Ein Geschäftsmann durch und durch war Attikus auch derjenige erste größere Verleger in Rom, der eine Menge meist griechischer Sklaven, die billiger waren als die römischen, zum Abschreiben von Handschriften hielt und beschäftigte. Er hat die meisten Schriften Ciceros verlegt und mit ihnen recht gut abgeschnitten. Besonders die Vielfältigung der Rede für Ligarius brachte ihm viel Geld ein. Und der große Redner ernannte ihn daraufhin scherzweise zu seinem „einzigen Herold“.

Auch Ciceros Briefe an seinen „herzlieben“ Bruder Quintus sind größtenteils noch heute lesenswert und ansprechend geblieben. „Das Glück, durch das unser Leben gestaltet wurde“, so heißt es einmal in einem Schreiben Ciceros an den Jüngeren, „hat es gefügt, daß in Ewigkeit Menschen von uns sprechen werden.“ Und diese stolze Voraussicht des älteren Bruders hat sich bis auf den heutigen Tag bewahrt. Mit Quintus zog er nun gemeinsam in die ihm aufgenötigte Statthalterschaft. Dies öde Cilicien, das an der Küste sehr heiß und sumpfig war, hat ihn von vornherein wenig angezogen. „O der leidigen Statthalterschaft! Verflucht noch einmal, daß ich hierher rücken mußte!“ heißt es gleich in einem seiner ersten Schreiben aus Kleinasien an den Attikus, den er dann wiederholt beschwört, seinen ganzen Einfluß in Rom aufzubieten, daß er beileibe nicht länger als ein Jahr, und womöglich ohne einen Schaltmonat, hier draußen bleiben müsse. Schon bei dem bloßen Argwohn, daß sein Kollege Hortensius, der damals mit Attikus in Rom Konsul war, seine Rückkunft nicht so eifrig betreibe und womöglich über ein Jahr hinauszöge, wird er kribblig. „Beschwöre den Hortensius, daß er mich nicht weiter hier verschimmeln läßt!“ Wenn man will und gegen Cicero eingenommen wäre, klingen und sind diese Klagelieder, die er aus seiner Provinz erhebt, die er als oberster römischer Beamter zu verwalten hatte, viel grundloser und erbärmlicher als das Gejammer, das er mit einem gewissen Recht als Verbannter in Durazzo ausgestoßen hat, er, der in seinen weltweisen Schriften nicht scharf genug gegen das unrömische Wimmern und das Klagegeheul, das schon die zwölf Tafeln bei Leichenzügen verboten hatten, losziehen konnte. Aber Cicero war eben ein Stadtmensch, ein Römer geworden, der, wenn er auch auf dem Lande weilte, ständig mit dem Leben und Treiben auf dem Marktplatz, dem Forum in Verbindung bleiben mußte. Darum hielt er sich jetzt, hier nach Cilicien und in diesen Frondienst verschlagen, neben seinem Attikus, der ihn für sein Bedürfnis nicht genug mit Neuigkeiten versorgte, noch einen anderen Briefschreiber, den Coelius in Rom. Dieser weiland Liebhaber der berüchtigten nun ganz

und gar heruntergekommenen Clodia, den Cicero einstmals verteidigt hatte, mußte ihn über die meisten Klatschgeschichten am Tiber auf dem Laufenden halten. Wozu er als Volksredner und als bei der Polizei beschäftigter Beamter sowie zudem als Freund schöner Frauen besonders geeignet war. „Ich möchte immer noch mehr erfahren!“ seufzt es aus den Antwortschreiben Ciceros: „Übergehe ja nicht Kleinigkeiten, ja noch kleinere Kleinigkeiten, mit Stillschweigen! Schreib mir alles, was bei Euch vorgeht! Ach! Warum bin ich nicht in Rom! Wie wollten wir zusammen schwatzen und lachen!“ Schließlich mußte Coelius noch einen römischen Journalisten, namens Crestus heranziehen, um die Wißbegierde des Abwesenden zu stillen.

Selbst die kriegerischen Lorbeern, die sich Cicero im Kampf mit den Ciliciern errang, konnten ihn nicht voll befriedigen noch sein Heimweh stillen. Er mußte sich nämlich gegen die in dem Bergland Ciliciens hausenden Räuberrotten mehrfach zur Wehr setzen. Erst im Verteidigungskampf und hernach, wie denn ein Übel meist das andere nachzieht, im Angriffskrieg. Und wurde, wie erwähnt, bei einer dieser erfolgreichen kriegerischen Ausfälle sogar von seinen Soldaten als „imperator“ ausgerufen. Man muß es ihm aber zugestehen, daß er sich zuweilen dieses Titels eines „Oberfeldherrn“ oder „Generalissimus“ nicht ganz für würdig erachtete. Hin und wieder überschaute der sonst so selbstgefällige Mann sich und sein Können auf diesem ihm fremden Gebiet denn doch.

Er scherzt beispielsweise über den für Römerzungen schwer auszusprechenden Namen der Bergstadt „Pindenissos“, die er belagert und eingenommen hat. Ähnlich wie man bei uns im Weltkrieg über das nur für Slaven gut sprechbare Wort „Przemysl“ witzelte. Eine besondere Grausamkeit, die ihm einige vorwarfen, hat er wohl kaum den besiegten Einwohnern dieses von ihm eroberten Bergnestes beigeigt. Das lag gar nicht in seinem weichen Wesen. Die Kriegführung des alten Rom schrieb einfach äußerste Schroffheit gegen einen widerspenstigen Feind als erste und oberste Pflicht vor. Auch daß er später, als ihm der Senat einen Triumph als

ruhmgekrönter Feldherr bewilligen wollte, davor zurückstand und erklärte, er wolle lieber dem Triumphwagen Cäsars folgen, wenn dieser sich mit Pompejus ausgeglichen hätte, beweist, daß er sich nicht allzu großen Selbsttäuschungen über seine kriegskünstlerischen Begabungen hingab. Wenngleich er es nach diesem kurzen Ausbruch von Selbsterkenntnis doch wieder gern gesehen hätte, wenn ihm ein Einzug als Triumphator in Rom beschieden gewesen wäre. Denn zu seinem innersten Wünschen und Willen stand bald dem Weisen bald dem Toren in ihm die Türe offen. Immerhin behielt er den Ehrentitel eines Imperators bei und schleppte noch jahrelang zwölf Liktores mit sich, die ihm mit Lorbeerzweigen umwundene Rutenbündel vorantragen mußten: Ein kriegerischer Aufzug, der ihn leider in den Augen aller derer, die wußten, wie wenig von einem Soldaten in ihm steckte, nur lächerlich machte. Aber Cicero wollte wohl mit Absicht in dieser aufgewühlten Zeit des Bürgerkriegs, in die er jetzt hineingeriet, nach außen Ehrfurcht und Schrecken um sich verbreiten. Schon um damit seine Geltung recht sichtbarlich zum Ausdruck zu bringen und der Welt seine Bedeutung vor Augen zu führen.

Dabei vergaß der edle Freiheitsmann, daß der Ruf seiner friedfertigen Taten während seiner Statthalterschaft den seiner kriegerischen Unternehmungen gegen die Bergvölker Ciliciens bei weitem überstrahlte. Denn Cicero hatte sich seinen schönen sittlichen Grundsätzen getreu und musterhaft als ein untadeliger Statthalter bewährt: Unbestechlich, unhabgierig, gerecht, milde und leutfreundlich. Seine ganze Amtsführung, während der er auch die Prügelstrafe untersagte, stach aufs vorteilhafteste gegen die seines Vorgängers in Cilicien, des Appius Claudius Pulcher, ab. Der hatte habsüchtiger, raffgieriger als ein Geier dort gehaust und ihm die Provinzen im völlig ausgemergelten Zustand überliefert. Wofür er sich hernach noch eine öffentliche Danksagung seitens der von ihm Geschundenen erwirken wollte. Was Cicero, der sich mit diesem aus dem Geschlecht seines Feindes Clodius stammenden herrschgierigen Ausbeuter mal gut mal schlecht stand, glücklich

noch zu verhindern wußte. Auch stieß Cicero in seiner Statthalterschaft mit einem jungen Mann zusammen, den er schon als Vorkämpfer für die Sache des Milo schätzen gelernt hatte, und den er künftig noch auf das innigste in sein Herz schließen sollte: Mit dem jungen Markus Brutus, dem späteren Mörder Cäsars. Dieser glühende Republikaner hatte sich leider auf der Insel Cypern als ein recht böser Wucherer und Steuereintreiber erwiesen. Was ihm aber von Cicero, der nun einmal für ihn voreingenommen war, nicht böse angekreidet wurde. Noch ist uns der lange Siegesbericht erhalten, den Cicero dem Oheim dieses Jünglings, dem makellosen Cato, über die friedlichen wie kriegerischen Heldentaten geschrieben hat, so er, Cicero, in Cilicien vollführt habe. Alles in der Absicht, daß Cato ihm als Auszeichnung für seine Dienste ein Dankfest im Senat durchdrücke. Cato, der zu jener Zeit Konsul war, befürwortete diesen Wunsch aber durchaus nicht und ärgerte sich in seiner tugendhaften Brust, daß der Antrag Ciceros schließlich doch durchging. Übrigens zog auch Cicero selber mit einer ganz erklecklichen Summe aus seiner Statthaltereier ab: Einer Summe, die er sich freilich durch eine völlig uneigennützig aber höchst sparsame Verwaltung erübrigt haben wollte. Konnte er doch sogar bei seiner Rückkehr daran denken, zu seinen mannigfachen Besitztümern noch das Riesengut Bauli des inzwischen verstorbenen Hortensius, das bei Bajae lag, zu erwerben: Ein Vorhaben, das sich freilich hinterdrein wieder zerschlug. Um das weitere Schicksal der ihm anvertrauten Provinz kümmerte er sich nicht viel. Er übergab den Oberbefehl über seine Truppe seinem Bruder Quintus, der sich aber gleichfalls sehr bald aus diesem unwirtschaftlichen Lande drückte und war höchst vergnügt, als er sich wieder in die Heimat einschiffen und dies ungesalzene Leben in Cilicien aufgeben konnte. Es war ein großes Glück für ihn gewesen, daß die Parther, Roms Reichsfeinde, sich während seiner Statthalterschaft ziemlich ruhig verhalten und ihm Schonzeit gewährt hatten. Denn sonst hätte es ihm und uns bange um seinen Feldherrnruhm werden können. Sein geliebtes Rom vor Augen, betrieb der „Imperator“ die Rückreise über

Rhodos, wo er das Ableben des Hortensius erfuhr, und über Griechenland höchst gemächlich. Wobei allerdings auch die fortwährenden für ihn ungünstigen Westwinde hinderlich waren, so daß er erst am 25. November 50 in Brindisi anlangte, wo er auf dem dortigen Marktplatz mit seiner Terentia ein sauersüßes Wiedersehen feierte. Bereits auf der Fahrt von hier nach der Hauptstadt hatte er mehrere Zusammenkünfte mit Pompejus, der sich jetzt auf die letzte Auseinandersetzung mit Cäsar rüstete.

## 7. Cicero zwischen zwei Feuern

Das heißt, in Wahrheit gesehen, rüstete sich der selbstbewußte große Mann viel zu wenig auf diesen letzten entscheidenden Gang. Er erklärte zwar stolz, er sei entschlossen, alle der Republik zuträglichen Vorkehrungen zu treffen. Aber ob und wie er das vermochte, darüber wurde er, eingelullt von den Bewunderern seiner Feldherrnkunst, die ihn umgaben, sich durchaus nicht klar. Auch behauptete er siegessicher, wo er in Italien mit dem Fuß auf den Boden stampfe, dort würden ganze Scharen von Fußvolk und Reiterei aus der Erde hervorspringen: Ein knabenhafter Hochmut, den die kommenden Ereignisse schon bald traurig für ihn widerlegen sollten. Doch Pompejus glaubte sich einmal, nur von getreuen Freunden des römischen Freistaats und zugleich von Anbetern seiner Kriegskunst umdrängt, wunders wie beliebt und von der Gunst des Volkes gewiegt. Ließ sich allerlei von einer Mißstimmung des Heeres gegen Cäsar vorschwätzen, diesen Meister in der Behandlung der Menschen und insbesondere seiner Soldaten, die für ihn durch die unwirtlichsten kältesten Gegenden gezogen waren. Und bedachte gar nicht, daß seine Feldherrnbegabung ziemlich lange gerostet hatte und recht aus der Übung geraten war. Denn nach Spanien, das man ihm auf seinen Wunsch überwiesen hatte, war er ja mit Rücksicht auf seine neue Gattin und sein junges Eheglück gar nicht gegangen, sondern hatte es von seinen Unterfeldherrn, die noch dort standen, verwalten lassen. Des ferneren bedachte er nicht, daß Cäsar wirklich an der Spitze eines wohlausgerüsteten und seit Jahren in Gallien an den Krieg gewöhnten Heeres stand und gar nicht erst auf die Erde zu stampfen brauchte,

um aus ihr Legionen für sich heraufzuzaubern. Zwar hatte Cäsar die zwei Legionen, die ihm von Pompejus großmütig ausgeliehen worden waren, reich beschenkt wieder an seinen großen Nebenbuhler zurückgeschickt, der sie unter dem Vorwand, man brauche diese Soldaten gegen die Parther, heimgefordert hatte. Aber das waren recht kriegsmüde Scharen geworden, die sich vorläufig erst einmal erholen und die Früchte ihrer Anstrengungen genießen wollten. Es gewährt aus der Vogelschau unserer Zeit betrachtet fast einen be- lustigenden Anblick, die Haltung Ciceros zu betrachten, während dieser gewaltige Zweikampf zwischen den beiden Machthabern ausgetragen wurde, zumal das Doppelspiel Ciceros dank der Großmut Cäsars diesmal noch glücklich für ihn endete. Der so entschlossene Überwinder des Catilina wußte nämlich durchaus nicht, für welchen von den beiden großen Gegnern er sich nun entscheiden sollte. Heute war er für den Cäsar eingenommen und erinnerte sich des mancherlei Guten, das ihm dieser liebenswürdigste Römer angetan hatte. Morgen ließ er sich zugunsten des Pompejus umstimmen, der sich doch auch seine bedeutenden Verdienste um ihn erworben habe. Zwischendurch bemühte er sich dann immer aufs neue die beiden Widersacher miteinander auszusöhnen und stellte sich und ihnen, ähnlich wie dies sein deutscher Übersetzer Wieland getan hat, die kindliche Frage: „Warum können, konnten sich die beiden Nebenbuhler nicht einfach in die Welt, die ihnen untertan war, friedlich brüderlich teilen?“ In solcher völligen Verkennung der Ehrsucht und des Willens zur Macht als einer der stärksten Triebkräfte im Menschen arbeitete Cicero unermüdlich an einem Schlichtungswerk zwischen beiden: Einem Vergleich, wie er den Rechtsanwälten als bester Abschluß gerne vorschwebt. Erreichte aber damit nur, daß er mit solchen Vorschlägen den einen wie den anderen verdrießlich machte, und daß alle zwei ihn schließlich nicht mehr ernst nahmen. Uns will nachträglich scheinen, als ob Cäsar zu Beginn des großen Ringens um die Weltherrschaft nachgiebiger, gutwilliger und friedfertiger gewesen sei gegen den überheblichen und wenig verbindlichen Pom-

pejus. Machte Cäsar doch mehrfache Anerbietungen, die sein Mitbewerber um die Macht nicht annahm oder ausschlug, weil er dem anderen von vornherein nicht traute. Auch Cicero suchte jetzt den Pompejus auf einen letzten Vorschlag Cäsars festzunageln. Der ging dahin: „Man lasse mir Gallien und Illyrien nebst zwei Legionen bis zu der Zeit, wann ich mich um mein zweites Konsulat bewerbe. Mehr verlange ich nicht.“ Aber Pompejus wollte ihm überhaupt keine Truppen mehr überlassen. Schließlich billigte er ihm auf Ciceros Fürsprache sechstausend Mann zu. Aber auch das verweigerten ihm die derzeitigen Konsuln Scipio Metellus, der mit Pompejus verwandt war, und Lentulus. Und tobten, Cäsar sei ein unbotmäßiger Feldherr und müsse die Waffen gänzlich niederlegen. Gegen die beiden von Cäsar erkauften Volkstribunen Mark Anton und Curio, die ihrerseits Widerspruch erhoben und gleiches Recht für Cäsar wie für den Pompejus verlangt hatten, beantragten dann die genannten Konsuln, von Pompejus vollkommen eingewickelt, Ausschließung von der Ratssitzung. Was denn auch bewilligt wurde. Daraufhin hatten Mark Anton und sein Amtsgenosse nichts eiligeres zu tun, als spornstreichs in Sklaventracht zu Cäsar zu reisen. Dieser, der sich schon tigersprungbereit in Ravenna aufhielt, stellte die beiden in diesem jämmerlichen Zustand seinen Soldaten vor: „Seht Ihr! So behandelt man in Rom unsere Vermittler!“ Daraufhin erst beschloß er endgültig über den Rubikon zu setzen und damit den Bürgerkrieg zu beginnen.

Cicero hat damals und später den Vorwurf gegen Mark Anton erhoben, er habe durch seinen Widerstand gegen die Beschlüsse der Konsuln und des Senats und durch seinen jähen Aufbruch zu Cäsar den Feuerfunken in das morsche römische Staatsgebäude geworfen. Und so wie Helena am trojanischen Krieg, sei er schuld und Anlaß am Bürgerkrieg gewesen. Eine Behauptung, die wohl etwas allzu kühn und übertrieben ist. Denn die Verhältnisse zwischen Cäsar und Pompejus hatten sich derart zugespitzt, daß nur das Schwert mehr das Wort führen konnte und die Entscheidung treffen mußte. Man muß dabei anerkennen, daß Cicero

in dieser kitzligen Lage der Verhältnisse alles tun und nichts verabsäumen wollte, um den römischen Freistaat zu retten: Die Republik, die ihm nach wie vor das teuerste in der Welt war. „Ich wünsche, daß Cäsar als ehrlicher Mann sterbe. Für den Pompejus könnte ich selber in den Tod gehen. Aber die Republik ist mir doch lieber als sie alle“, heißt es in einem seiner Briefe aus diesen Tagen. Man ersieht aus dieser Äußerung freilich auch, daß sein Herz sich ein wenig mehr dem Pompejus zuneigte, mit dem er auch das Mißtrauen gegen Cäsar teilte. Und diesem Zug des Herzens ist er ja dann schließlich auch gegen seinen Kopf, der immerfort seine Bedenken dagegen erhob, zu seinem Unglück gefolgt. Jedenfalls reiste und schrieb er in dieser Zeit beständig zwischen den beiden Thronbewerbern hin und her. Bald zeigte er sich dem einen, dem Pompejus ergeben, weil er viel um ihn getan hätte. Bald machte er sich bei dem andern, dem Cäsar, beliebt, weil er soviel vermochte. Die geistige Überlegenheit des letzteren mußte der gescheiteste, gewandteste Redner Roms bald anerkennen. „Es ist zum Bejammern, ja es ist unglaublich, wie Pompejus so ganz zu Boden liegt“, schrieb er nach einem Besuch, dem er diesem Besieger soundso vieler Völker abgestattet hatte: „Er ist völlig mutlos geworden, er, der einen Cäsar großgefüttert hat“, heißt es weiter in diesem Brief. Doch dann kann er auch plötzlich gegen Cäsar wieder schriftlich lospoltern: „O des sinnlosen elenden Menschen, der nie in seinem Leben auch nur den Schatten des sittlich Schönen gesehen hat!“ Oder: „Wie könnte sich dieser Mensch anders betragen als ruchlos!“ Gleichwohl muß er kurz nach solchen Schmähungen wieder die Zielsicherheit dieses Mannes und sogar seine Milde, seine Clementia bestaunen. Aber er klammerte sich samt den übrigen Freiheitsschwärmern nun einmal an den unbedeutenderen Pompejus, weil man in ihm den letzten Hort des römischen Freistaates sehen wollte. Tagelang, wochenlang befand sich Cicero in solch einem Schaukelzustand der Unentschlossenheit. „Beim Herkules“, schreibt er seinem Attikus: „Ich weiß weder was ich tue, noch was ich tun

werde, so bestürzt bin ich. Was kann ich Dir also raten, ich, der sich lieber bei Dir Rats erholen möchte!“ Der Mangel an Entschlußkraft quält diesen vielseitigen und stets beweglichen Geist bei Tag und bei Nacht bis aufs Blut, also daß er in seinen Briefen wie in der Verbannung wieder in Tränen schwimmt. Wie muß Cäsar, der beherzt und zielbewußt den Rubikon überschritten hatte und bereits in der Hauptstadt stand, aus der Pompejus zum Gram Ciceros geflohen war, wie muß er bei und nach den verschiedenen Unterredungen gelächelt haben, die er dem schwachen und unschlüssigen Cicero gewährt hat. „Komme zu mir nach Rom“, riet ihm dieser wahre Imperator in einem uns überlieferten Auftritt, den man gleich auf die Bühne bringen könnte: Er spielt im Landhaus Ciceros am Meer bei Formiae, in dem Cäsar ihn aufsuchte: „Komm! Und betreibe den Frieden!“ Worauf Cicero sich windet und fragt: „So wie ich es für gut halte?“ „Ja!“ lächelt Cäsar etwas verzweifelt über dieses Rohr im Winde zurück: „Soll ich Dir denn Vorschriften machen?“ Aber der Redner holt nun kühner aus: „Aber wenn ich zurückkomme, so werde ich im Senat beantragen müssen, daß er deinen Zug nach Spanien und ebenso das Hinübersetzen von Truppen nach Griechenland verbietet. Auch werde ich manches sagen, um die Lage des Pompejus zu beklagen.“ Da unterbricht ihn Cäsar herrisch: „Ich will aber nicht, daß dies gesagt wird.“ Und Cicero kann nur noch kleinmütig hinzufügen: „Das dachte ich mir. Und darum will ich nicht nach Rom kommen. Denn entweder muß ich so reden wie ich will. Oder ich muß wegbleiben.“

Da legt Cäsar seine beiden Hände auf die Schultern dieses wankelmütigen unbeständigen Mannes, dessen Reden er oft bewundert hat, dessen schöne Schriften er aufs innigste verehrt und spricht ihm noch einmal zu, er, der Jüngere, dem um sechs Jahre älteren Mann: „Überlege es dir noch einmal, mein Cicero! Aber nicht zu lange mehr! Denn wenn ich deinen Rat entbehren sollte, so muß ich mich nach einem anderen Ratgeber umsehen. Falls es zum äußersten kommt.“ Dann sendet er beim Abschiednehmen dem in seinem Zweifeln wegschlüpfenden Cicero einen langen traurigen

Blick aus seinen dunklen glanzvollen lebhaften Augen nach: „Der arme große Redner!“ äußert er zu seiner dem Cicero ganz unleidlichen kriecherischen Umgebung: „An ihm ist ein Dichter verloren gegangen, ohne daß damit ein Staatsmann an ihm gewonnen wäre.“

Der Mann der Tat überschaute diesen Mann des Wortes nun so vollständig, daß er ihm zum Schluß sogar verzeihen konnte. Cicero gedachte jetzt, solange es ging, einfach unparteiisch zu bleiben, da er sich tatsächlich nicht zu entscheiden wußte. Aber auch dies sollte ihm unmöglich gemacht werden. Pompejus war einer Entscheidungsschlacht mit Cäsar in Italien ausgewichen, nachdem er schon, was ihm Cicero schwer verargt hatte, aus Rom geflohen war. Nicht genug damit hatte er sich dann mit seinen Anhängern, den alten Republikanern und einem Heer von dreißigtausend Mann von Brindisi nach Durazzo eingeschifft. Cäsar hatte sich inzwischen in Rom häuslich niedergelassen und sich zunächst gegen den ohnmächtigen Willen des Volkstribunats den ganzen Staatsschatz für seine weitere Kriegsführung angeeignet. Denn um seinen Handel mit dem Pompejus erledigen zu können, bedurfte er dringend des Geldes für seine Soldaten und ihre Ausrüstung. Diese Freveltat Cäsars, eigenmächtig den Staatsschatz für sich in Anspruch zu nehmen, war es insbesondere, die Cicero zu Wutausbrüchen gegen ihn veranlaßte. „O des verruchten Straßenräubers!“ ließ er sich jetzt in seinen brieflichen Auslassungen vernehmen. Dabei hat Cäsar menschlich betrachtet, wohl nie die geheimnisvolle unwiderstehliche Macht seiner Persönlichkeit schöner ausströmen und ausstrahlen lassen als bei dieser Begebenheit: „Du junger Mann!“ redete er den Volkstribunen an, der ihm den Eintritt zum Schatzhaus wehren wollte. „Willst du mich denn zwingen, dich zu töten, du, der du weißt, daß es mir schwerer wird, diese Drohung auszusprechen als sie zu vollführen.“ Worauf der Jüngling, überwältigt von dem starken Einfluß der Persönlichkeit Cäsars, sich wortlos beiseite drückte und ihn gewähren ließ.

Um nicht zwischen zwei Feuer zu geraten, beschloß Cäsar sich nun erst im spanischen Westen zu sichern. Diese Pro-

vinz, dem Pompejus zugeteilt, stand in hellem Aufruhr gegen Cäsar. Der war damals innerlich tief erschüttert durch den Abfall seines liebsten und besten Unterfeldherrn, seines Freundes Labienus, der mit ihm ganz Gallien unterworfen hatte und nun einer der ersten war, die sich zu der Gegenpartei scharten und zum Pompejus überliefen. Wodurch er allerdings in den Augen des Cicero zu einem großen Mann und Heros wurde. Binnen vierzig Tagen in der bei ihm gewohnten Schnelligkeit kriegerischer Handlungen schaffte sich Cäsar in Spanien, wo er die Unterfeldherrn des Pompejus besiegte, Ruhe, um sich nun auf seinen in den Osten entwichenen Gegner werfen zu können. Während dieses spanischen Feldzuges hatte Cäsar den Mark Anton in Italien als seinen Stellvertreter zurückgelassen. Und in ihm sollte nun dem haltlosen entschlußschwachen Cicero der grimmigste Feind erstehen, der ihm von einem unseligen Geschick beschieden war. Um weder länger in Italien zu bleiben — denn damit hätte er sich für Cäsar erklärt — noch um den Pompejus nach dem ihm leidig bekannten Durazzo zu folgen — denn dadurch wäre er offen zu diesem übergegangen — versuchte der im Reden so starke und im Handeln so schwache Mann wiederum einen Mittelweg einzuschlagen und sich an einen unbeteiligten Ort zu begeben, nachdem er den tollkühnsten Gedanken, Truppen an sich zu ziehen und einen Kleinkrieg wider Cäsar und seinen Stellvertreter zu führen, glücklicherweise als sinnlos verworfen hatte. Die Insel Malta, die hübsch zwischen den Parteien lag, schien ihm als Unterschlupf am geeignetsten zu sein. Doch diese Ausflucht wurde ihm von Mark Anton, der sich über diesen „schleimigen, falschen alten Schwätzer“ mit der Zeit gründlichst geärgert hatte, versperrt und verrammelt.

Das heißt, um dem Mark Anton gerecht zu werden, muß man sagen, daß dieser breitschulterige, umgängliche lebensvolle Herr, den der bleiche nervenzarte Cicero später wie einen gefährlichen Aussätzigen beschimpfen sollte, zunächst sein Möglichstes versuchte, mit seinem künftigen Todfeind auf einen guten Fuß zu kommen. Er sandte ihm, seinem früheren Lehrmeister im Reden, einen sehr liebevollen Brief,

den freilich der schon gegen ihn gereizte und aufgebrachte Cicero „widerlich“ fand. In diesem sicherlich wohlgemeinten Schreiben beschwört nun Mark Anton den Unentschlossenen, sich doch endlich zu entscheiden. Er hält ihm mit fast zärtlichen Worten die Würdelosigkeit seines Verhaltens vor, die darin bestehe, noch immer auf beiden Schultern zu tragen, und fordert ihn dringend auf, den Mann nicht länger zu fliehen, der ihn zwar nicht mehr lieben könne — dies Gefühl habe er dem Cäsar unmöglich gemacht — aber der wünschen würde, ihn immer glücklich und im Genuß aller der ihm von früher her zukommenden Auszeichnungen zu wissen.

Als aber der Republikaner Cicero noch immer nicht gegen den Pompejus sich erklären und für den Cäsar Partei ergreifen kann, da reißt dem Mark Anton die Geduld. Er schickt ihm auf alle weiteren lauen, willen- und knochenlosen Versicherungen, die Cicero ihm gibt, ein kurzes Briefchen, das dieser höchst impertinent und anmaßend findet. In dieser kurzen Kabinettsordre des Antonius steht aber nichts weiter als dies: „Mach was Du willst! Aber wer neutral sein will, bleibt in seinem Vaterland. Wer auswandert, scheint dadurch eine von beiden Parteien zu verurteilen. Doch mir kommt es nicht an, zu entscheiden, ob jemand mit Recht auswandere oder nicht. Mir hat Cäsar bloß aufgetragen, niemanden aus Italien hinauszulassen.“ Gleichzeitig gibt Mark Anton Befehle, den wandelbaren Cicero scharf zu beobachten. Infolgedessen konnte Cicero zu seiner Flucht aus Italien, zu der es endlich kam, nur ein kleines, nicht in die Augen fallendes Fahrzeug benutzen. Was wiederum seine Furcht vor der Seekrankheit steigert. „Ich erinnere mich noch wohl“, beichtet er etwas weinerlich seinem besten Freunde: „Wieviel Angst ich ausstand, als ich im letzten Sommer in meinem schlechten Schiff ohne Verdeck von Rhodos fahren mußte. Wie wird mir erst zumute werden bei dieser harten Jahreszeit und in einem winzigen Ruderschiffchen, einer Nußschale! Und doch werd' ich es wagen müssen.“

Der arme unglückliche Republikaner und Freiheitschwärmer! Er trug noch immer seinen Traum von einem alten unabhängigen sittenstrengen Rom in seinem Herzen.

Und hatte doch zugleich nicht wie Cato die Kraft, das Schwert zu ergreifen, um für seinen Traum zu kämpfen und ihn in die Wirklichkeit zu ziehen. Seine Zunge aber war ihm gebunden. Und alle seine Reden auf die gute vergangene Zeit und auf den Freistaat der Gracchen und Scipionen wollte oder durfte sich keiner mehr anhören. Sein schlauer Attikus, gegen den er sich in diesen Tagen in fortwährenden Briefen ausströmte, und dessen Ratschläge er immer wieder einholte, ohne sie zu befolgen, hatte sich längst als weiser Mann mit den Ereignissen abgefunden. Er war im Leben viel mehr Philosoph als sein Freund, der seine Vernunft nur auf dem Papier auswirken ließ. Er entschlug sich als echter Epikuräer jeder Parteinahme für einen der vorübergehenden Mächtigen dieser Erde, und ergab sich still gefaßt der Bildung und den schönen Wissenschaften weiter. Erfüllte also damit für sich den höchsten Wunsch Ciceros, sich und den Musen zu leben. Selbst das zügellose Treiben des Mark Anton, der während der Abwesenheit des Cäsars aus Italien wie ein Bacchus auf einem mit gezähmten Löwen und Pantheren bespannten Wagen von seinem Kebsweib, der Schauspielerin Cytheris, und von leichtfertigen Tänzerinnen begleitet, die unteritalischen Länder durchzog, selbst dies unsittliche Schauspiel, das seinen Cicero, der noch nichts von einem Nero ahnte, fürchterlich aufbrachte, regte einen Weltmann wie Attikus nicht weiter auf. Und es fiel ihm gar nicht ein, sich deswegen in die Brust zu werfen und es um solcher Kinkerlitzchen willen mit dem Mark Anton zu verderben. Wie schön hatte Cäsar in einem letzten Brief, der schon auf dem Marsch nach Spanien von ihm geschrieben worden war, den Cicero zur Ruhe gemahnt: „Was kann dem Charakter eines rechtschaffenen und friedliebenden Mannes gemäßer, was sowohl für seine Sicherheit wie für seine Ehre zuträglicher sein als von bürgerlichen Streithändeln entfernt zu bleiben!“ Ähnlich hatte ihn auch schon sein verstorbener genießerischer Berufsbruder Hortensius gemahnt, sich doch nicht ständig in die Staatsangelegenheiten zu mischen.

Es half alles nichts. Cicero, dieser reizbare, ewig erregte quecksilbrige Geist, mußte dem, was er nun einmal für das



Rechte ansah, weiter nachjagen. Und verdient darum, grade weil es ihn schließlich in den Abgrund trieb, unsere Anteilnahme und stille Bewunderung. Er entschied sich viel zu spät schließlich für den Pompejus als den Hüter und Erhalter der freiheitlichen Gedanken in Ciceros Meinung und schiffte sich an einem Junimorgen des Jahres 49 von Brindisi nach dem ihm leider aus seiner Verbannungszeit nur zu bekannten Durazzo ein. Dort hielt sich Pompejus, der weiland Große, inmitten seiner Getreuen auf. In der Begleitung unsers Redners befand sich sein jetzt sechzehnjähriger Sohn. Befanden sich auch die zwölf Liktores mit ihren belorbeernten Stäben, die Cicero nun auch noch mit in das Lager des ziemlich untätig gewordenen Feldherrn mitschleppte. Daß seine Ankunft als eine reichlich verspätete empfunden wurde, merkte Cicero gleich an dem recht kühlen Empfang, den man ihm im Feldlager bereitete. Pompejus starrte ihn, der endlich zu ihm gefunden hatte, ohne viel zu sagen, mit seinem bekannten steinernen Medusenblick an. Insbesondere aber Cato nahm den ihnen nun noch zugeflatterten berühmten Redner, der ihrer republikanischen Partei hier nicht das mindeste mehr nutzen konnte, höchst verdrießlich auf. Meinte, er sei jetzt ohne alle Not ein erklärter Feind des Cäsar geworden und hätte als unbeteiligter Zuschauer der großen Sache der Freiheit viel besser dienen können. Auch Pompejus wußte mit diesem unsicheren selbstgefälligen Mann, der sich endlich zu seinen Feldfahnen begeben hatte, nichts rechtes anzufangen. Er beschäftigte den zu allen kriegerischen Dingen unbrauchbaren älteren Herrn, den in Cilicien zum Imperator Erkorenen, auch nicht weiter, was diesen recht verschnupfte, sondern ernannte nur, ihn einigermaßen wieder zufrieden zu stellen, ziemlich schnell seinen jungen robusteren Sohn zum Anführer eines Reitergeschwaders. So blieb dem unglücklichen Flüchtling, der hier ganz fehl am Platze war, nicht viel besseres übrig als müßig durch das befestigte Lager zu stelzen und seine bissigen Witze, zu denen es hier nie an Gelegenheit fehlte, unter die Leute zu bringen. Was ihm in späteren Jahren noch Mark Anton vorhalten sollte. Worauf Cicero seinerseits nicht ungeschickt

einwandte, daß der Mut und die gute Stimmung von untätigen Truppen durch nichts anderes mehr gefördert werden könne als durch Späße, wenn sie auch noch so faul sein sollten. An den lächerlichen Sitzungen des Rumpfsenates, der sich in Durazzo unter der Leitung des Pompejus gebildet hatte, teilzunehmen, das hielt der Mann, der einen Catilina durch seine Reden niedergestreckt hatte, mit Recht für unter seiner Würde. Und als „Froschquaken“ bezeichnete er die höchst belanglosen Verhandlungen, die hier geführt wurden.

Die einzig mit ihm fühlende Brust fand er in dem ihm befreundeten Terentius Varro, einem gelehrten und belesenen Herrn, der als Parteigänger des Pompejus kurz zuvor in Spanien vergebens für seinen Herrn und Meister gekämpft hatte. Dieser Doktor Allwissend, einer der fruchtbarsten Schriftsteller des ganzen Altertums, war auch ein Stück Dichter und hat eine Unmenge Verse von sich gegeben. Er teilte mit Cicero die Liebe für die guten alten römischen Zeiten. Schwärmte für Einfachheit in der Kost: Für trockenes Brot, Sauerampfersuppe und höchstens ein paar Zwiebeln als Beigabe. Belauschte gern das Volk in all seiner Natürlichkeit und Unschuld. Pries den Segen der Landwirtschaft und sang ihr ein dickbändiges Werk zum Lob, das ein Menschenalter nach ihm Vergil in seinem Lehrgedicht zum Preise des Ackerbaus und des ländlichen Lebens freier und schöner fortgesetzt hat. Der Umgang mit einem so vielseitig gebildeten, witzigen und lebhaften Geist, wie es Varro war, ist nicht ohne Einfluß auf Cicero gewesen. Aber er wäre ihm ohne Zweifel überall anders lieber begegnet als hier zwischen den fortwährenden Hornstößen und Weckrufen und Sammelzeichen. Allzulange dauerte dieser sehr unbehagliche Aufenthalt unter lauter Soldaten nicht für den Cicero, der im stillen schon häufig bereut haben mochte, seinen Fuß in dies Kriegslager gesetzt zu haben. Das ständige Waffenklirren ging ihm ebenso auf die Nerven wie das Schwadronieren dieser hochfahrenden ungeistigen Gesellschaft, dieser feinen Herrchen, die mit der geballten Faust unter der Toga oder dem Kriegskittel dem Rechtsbeuger und

Freiheitsmörder Cäsar Tod und Verderben schworen. Dieser ließ diese schwelgerischen Jünglinge, die sich als Offiziere des unbesiegten großen Pompejus brüsteten und ähnlich wie später die französischen adligen Emigranten in Koblenz in dulci júbilo dahinlebten, nur kurze Zeit warten, und gab ihnen bald Gelegenheit, ihr Mütchen an ihm zu kühlen. Denn er unterdrückte mit der bei ihm gewohnten kriegerischen Schnelligkeit die Unruhen in Spanien und Gallien, um dann, nachdem er dort genügend Truppen zusammengerafft hatte, seinem Gegner nachzusetzen. Genügend Truppen? Es waren in Wahrheit nicht viel mehr als zwanzigtausend zum Teil recht abgekämpfte Krieger, die er den mehr als doppelt so starken Truppen des Pompejus entgegenstellen konnte. Aber es scheint, daß dessen Feldherrnkunst sich jetzt besser zur Verteidigung seiner geschützten Stellung als im entscheidenden Angreifen äußern konnte. Anfangs biß sich Cäsar denn sowohl im Ansturm auf das befestigte Durazzo, als auch bei der Umzingelung der Stadt, an die er mit Schanzen heranzukommen suchte, mehrfach die Zähne aus, wie er dies in seinem „Bürgerkrieg“, der sich wie eine Sammlung von Heeresberichten liest, in meisterhafter Kürze beschrieben hat. Und an einem solchen Tage soll er zu seinen Unterführern gesagt haben: „Heute wäre der Sieg auf seiten der Feinde gewesen, wenn sie nur einen gehabt hätten, der zu siegen verstände.“ Vielleicht hätte Pompejus seinen Gegner auf solche Weise langsam zermürben und zerreiben können, wie dies ihm auch der kriegskundige Cato mehrfach vorschlug. Der große Pompejus aber ließ sich endlich, verlockt durch den Hochmut seiner Umgebung und durch seine eigene Ruhmsucht verführen, dem in die thessalische Ebene gezogenen Cäsar nachzufolgen. Dort nahm er die Entscheidungsschlacht an, deren Ausgang von vornherein wie zwei zu eins gegen Cäsar stand. Trotzdem verlor Pompejus wegen verschiedener Fehler, die er bei der Anordnung und Führung des Kampfes beging. Verlor wohl auch darum, weil seine vornehmen adligen Offizierchen den kriegsgewohnten Horden Cäsars nicht gewachsen waren. Unter diesen befanden sich bereits germanische Söldner, die den jungen

zarten Römern, deren feine Gesichter sie auf Cäsars Geheiß mit ihren Lanzen und Spießen zerhauten, wie wilde ausgebrochene Tiere vorkamen. Pompejus selber benahm sich zum Schluß, als er seine Reiterei, die ruhmredigen jungen Ritter, feige fliehen sah, so völlig kopflos wie einer, der den Gebrauch seines Verstandes verloren hat, mit Plutarch zu reden.

Unser Held Cicero wohnte diesem auf den thessalischen Feldern gelieferten und als Schlacht bei Pharsalus in die Weltgeschichte eingegangenen Endkampf zwischen Cäsar und Pompejus nicht bei, weil er den Durchfall hatte. So drollig es klingt, es muß doch ausgesprochen werden, daß er wegen zu großer Leibesschwäche, wie er sich selber ausdrückt, an dem Zug nach Thessalien, wie an dem dortigen Blutbad nicht teilnehmen konnte. Ebenso wenig, wie dies der halbe Dichter, halbe Kunstforscher Varro tat, der sich auch lieber mit Satiren als mit Soldaten beschäftigte. Das Gemetzel bei Pharsalus entriß mit einem einzigen Schlage dem Pompejus seinen ganzen in vielen Schlachten sauer verdienten Kriegeruhm. Sonderbarerweise drang der starre Cato, der sich mit einem starken Rest der pompejanischen Truppen zunächst in Durazzo hielt, nach der verlorenen Schlacht auf Cicero ein, er möge doch den Oberbefehl über die immerhin noch beträchtlichen Überbleibsel des pompejanischen Heeres übernehmen. Es geschah dies auf Korfu, wohin man mit der immer noch stattlichen Flotte geflohen war: Cato, der zänkische Scipio Metellus, der letzte Schwiegervater des Pompejus und noch einige andere Angehörige der Adelspartei, sie alle schienen von dem Oberbefehl eines Cicero das Heil zu erwarten. Ärger konnte man den großen Redner kaum verkennen, als daß man ihm eine solche kriegerische Aufgabe zutraute, ihm, der sich verständigerweise soeben erst von der offenen Feldschlacht auf den pharsalischen Gefilden gedrückt hatte. Und es zeugt nicht gerade für den Blick und Weltsinn des armen Verzweiflungskämpfers Cato, der immer gern mit seinem Kopf durch die Wand wollte, daß er überhaupt einen solchen Gedanken in Erwägung zog. Als Cicero erschrocken über dies

kriegerische Ansinnen zusammenzuckte und nach seiner Gewohnheit Ausflüchte machte und sein beständiges „Friedensgesalbader“ — so nannten es die Pompejaner schon — losließ, wäre es ihm beinahe schlimm ergangen. Denn einer der wild und roh gearteten Söhne des Pompejus schleuderte dem ewig Unschlüssigen, der anriet, die Waffen niederzulegen, jetzt das Wort „Verräter“ an die angstvoll gerunzelte Stirne. Und hätte sich samt einigen seiner Freunde, die gleichfalls entrüstet über diesen lauwarmen Mantelträger waren, mit ihren Degen auf Cicero gestürzt, wenn dieser nicht durch den entschlossenen Cato schnell beiseite geschafft worden wäre.

Die Oberleitung der Überreste der pompejanischen Truppen beschließt dann aufzubrechen und den Krieg weiter im Süden gegen Cäsar fortzusetzen. Und nun weiß der arme im Handeln so rückgratlose Mann, der auf beiden Seiten hinkt, sich wiederum keinen besseren Rat, als schleunigst die Trümmer des besiegten pompejanischen Heeres zu verlassen und sich von Korfu erneut nach dem ihm allmählich nur zu bekannten Brindisi einzuschiffen. Natürlich macht er sich, der, was er am Vormittag getan hat, schon am Nachmittag wieder bezweifelt und bereut, hinterher die bittersten Vorwürfe, daß er so und nicht anders gehandelt hätte. „Wie ständest du jetzt in den Augen der Welt da?“ grübelt er vor sich hin oder vertraut er seinem Attikus an: „Wenn Du dem tapferen Cato gefolgt wärest, der mit dem Rest seines Heeres nach Afrika gefahren ist, um dort für das, was noch übrig geblieben ist von der römischen Freiheit, zu streiten oder zu fallen! Aber!“ so redet ihm dann wieder seine Einsicht und Behutsamkeit gut zu: „Du verträgst die Seefahrt schlecht. Auch verstehst Du Dich nicht auf das Kriegshandwerk und machst zwischen Schiffsschlachten und Landscharmützeln nur eine traurige Gestalt.“ „Und doch“, wendet sein Freiheitsgefühl und sein Bürgerstolz wiederum hiergegen ein: „Wär' es nicht ruhmvoller auf dem Grabe der römischen Republik als Schildträger zu sterben, als hier in diesem schmutzigen öden Hafennest Brindisi auf die Gnade des Siegers zu warten?“

So ist und wird Cicero immerfort seine eigene Beute, indem die widersprechendsten Gedanken und Gefühle sich auf die Rednerbühne in seinem Innern drängen und sich dort eine Weile breit machen, um dann wieder von neuen Erwägungen weggeschoben zu werden. Wie ein Wendehals und eine Wetterfahne dreht er sich beständig nach allen Seiten und um sich selber herum, ohne recht handeln zu können. Und nur der ähnlich wie er geartete wird ihm seine Qualen als böse Folgen solches Unentschlossenseins nachempfinden können. Fast ein Jahr lang muß er sich in dem langweiligen Brindisi aufhalten, ehe ihm die Erlösung aus der Sackgasse winkt, in die er selber hineingerannt, nein hineingehumpelt ist.

Denn Cäsar hat zur Zeit Wichtigeres zu tun, als sich um den Cicero und sein Seelenheil zu kümmern. Er verfolgt den geschlagenen Pompejus, der sich nun im Unglück auf die Weltweisheit besinnt, in der er sich als Jüngling geübt hat. Verfolgt ihn bis zu dem traurigen Ausgang des Besiegten, den uns Plutarch so ergreifend geschildert hat, daß man einen Gesang Homers oder ein altes trauriges Lied aus der griechischen Heldenzeit zu hören glaubt, wenn man davon liest.

Pompejus hat sich auf der Flucht in Lesbos wieder mit seiner mutigen und groß denkenden Gattin vereinigt. Man rät ihm sich nach Ägypten zu wenden, dessen junger König ihm verpflichtet sei. Man nähert sich der afrikanischen Küste. Aber Ägyptens König beschließt auf den Rat seines griechischen Lehrmeisters dem großen Flüchtling den Tod zu geben. „Das verpflichtet uns den Cäsar und schadet uns nichts mehr beim Pompejus. Denn ein Toter beißt ja nicht!“ zischelt der Grieche ihm zu. Es erschüttert uns jedesmal, wenn wir es wieder vernehmen, wie Pompejus sich nun von seinem Fahrzeug trennt, um in die düstere Todesbarke, die sich vom Strande nähert, einzusteigen. In ihr sitzen schon die Mörder, die gedungen sind, ihn umzubringen. Mit einem letzten Blick auf die schluchzende Gattin und den bekümmerten Sohn an ihrer Seite steigt der gestürzte große Feldherr in das dunkle Boot hinunter. Mit

einem Vers des Sophokles auf den Lippen, den er vor sich hinspricht:

„Weh' dem, der bei Tyrannen Einkehr hält.  
Er wird zum Sklaven, wär' er noch so frei.“

Angesichts der sich nähernden Küste wird er dann im Boot von einem früheren Kriegsknecht, der sich dazu hergibt, von hinten niedergestoßen, während seine Gattin diesem fürchterlichen Vorgang mit entsetzten Augen von ihrem Schiffe folgen muß. Der Leichnam des großen Pompejus wird auf dem Wrack eines Kahns, der morsch am Ufer liegt, verbrannt. Den Kopf aber des Unglücklichen weist man mit Stolz dem Cäsar, der bald darauf Ägypten erreicht. Aber dieser wendet sich seufzend ab von dem toten Schädel dieses Mannes, der ehemals sein Freund und Tochtermann gewesen ist. Nur den Ring des Toten, dessen Siegel ein Löwe mit einem Schwert in seiner Tatze ziert, nimmt er weinend an. Die Mörder läßt er hinrichten. Den elenden König besiegt er und macht, nachdem der Flüchtling im Nil ertrunken ist, dessen Schwester, die berühmte Kleopatra zur Herrscherin über Ägypten. Dann wendet er sich nach Kleinasien und schlägt dort in einem Feldzug, der nur fünf Tage währt, und von dem aus er sein großartiges „Veni Vidi vici!“ „Ich kam, sah, siegte“, im heutigen Drahtnachrichtenstil nach Rom vermeldete, einen aufsässigen Sohn des alten Römerfeindes Mithridates.

Während all dieser stürmischen Vorgänge, die sich auf der Weltbühne zutragen, saß Cicero verlassen und wenig tätig in seinem traurigen Fischerloch Brindisi herum. Wie er sich ja in jeder Verbannung, die ihm widerfuhr, ohne Bücher, ohne geistige Anregung schlecht aufraffen und zur Arbeit anspannen kann, vertrödelt er auch hier gegen seinen Willen die kostbare Zeit. Mark Anton führte den Oberbefehl über die Truppen, die hier lagen und ließ keinen der Pompejaner in Brindisi landen. Einzig den Cicero duldeten er, weil dieser sich auf eine mündliche Erlaubnis Cäsars berufen konnte, wiewohl Mark Anton den von allen verlassenem Mann leicht und ohne schlimme Folgen hätte über die Klinge

springen lassen können, wie er später oft versichert hat. Und was wir ihm ohne weiteres glauben dürfen.

Zu allem äußeren Mißgeschick, das Cicero durchmachen mußte, kam nun auch schwerer häuslicher Kummer. Einmal verschlechterte sich das Verhältnis zu seiner Gattin, seiner „anima“, seiner Seele, wie er sie jahrelang zärtlich genannt hatte, immer mehr. Und dann machte ihm Tochter Tullia erneute Sorgen. Er selber hatte sich in Gedanken an seinen neuen Schwiegersohn mit dem schönen Namen „Dolabella“ allmählich gewöhnt, zumal dieser leichtsinnige Fant aus altem Adel stammend, sehr gute Beziehungen zu Cäsar und zu Mark Anton unterhielt und seinen Schwiegervater heftig zu seiner Partei herüber zu locken suchte. Auch lag diesem daran, sein neues verschwenderisches Schwiegersöhnchen bei rechter Laune zu halten, weil er ihm noch einen großen Teil der Mitgift für Tullia schuldig war. Aber nun machten die Damen Schwierigkeiten. Und was er als besorgter Vater vorausgesehen hatte, das trat nun ein: Der Alters- und Wesensunterschied zwischen Tullia und dem lebenswürdigen, aber verderbten Tunichtgut Dolabella machte sich immer schmerzlicher bemerkbar. Und schon wurde das leidige Wort „Scheidung“ hin und wieder zwischen ihnen ausgesprochen.

Auch die Trübung der guten Beziehungen zwischen Cicero und seinem bisher so geliebten Bruder und dessen Sohn setzten dem verlassenem Mann, der hier in Brindisi gewissermaßen wie ein Seuchenkranker in der Verdachtsperre lag, schlimmer zu, als die seit alters gefürchtete Fieberluft rings um die kleine unsaubere Stadt. Bruder Quintus und sein gleichnamiger Sohn hatten es nämlich vorgezogen, das Prävenire zu spielen. Wozu wohl insbesondere der eigenwillige Sohn, der innerlich schon länger für Cäsar Partei ergriffen hatte, den Vater bestimmt haben mag. Beiden taten sich jetzt, so gut es anging, bei dem mächtigen Alleinherrscher über Rom ein. Was besonders seitens des jüngeren Cicero, des etwas ungeschlachten Neffen auf Kosten des redegewaltigen Oheims geschah, der „sie eine Weile von Cäsars Seite weggeschwatzt hätte“. Der Gram über diesen

Abfall der Seinigen mußte gerade einen Mann wie Cicero, der so innig an seiner Verwandtschaft hing, bitter treffen. Im ersten Augenblick, als er den Treubruch und die Verleumdungen des Bruders durch andere erfährt, ist er wie von Sinnen. Er hat den Bruder stets dem Cäsar empfohlen und ans Herz gelegt. Hat Gelder von dem Imperator für diesen Bruder erwirkt. Und sieht sich nun von dem nächsten und liebsten seiner Sippe schnöde hintergangen. Da bricht er zusammen in einem Brief an seinen Attikus: „Ich schreibe Dir dies am 3. Januar als an meinem Geburtstage. Wollte Gott, daß er zugleich auch mein Todestag gewesen wäre, oder daß meine Mutter nicht einen zweiten Sohn geboren hätte! Ich kann vor Weinen nicht weiterschreiben!“

Der tränenselige Mann fühlte sich von Monat zu Monat unglücklicher und verzweifelte immer mehr in der dumpfigen Luft von Brindisi, das zu einem martervollen Aufenthalt für ihn wurde. Selbst zum Schriftstellern und zum stillen Besinnen der Welt kam er nicht recht in diesem groben Hafennest, in dem die Menschen verschlafen wie die Austern dahindämmerten. Die behagliche gepflegte Umgebung, das trauliche Zuhause, das er auf seinen Landhäusern genoß und das er zum stillen Arbeiten nötig hatte, mußte er hier entbehren. Und erst recht den geistigen Austausch mit Freunden und Vertrauten, er, der sich in richtiger Selbsterkenntnis einmal „das geselligste Tier“ genannt hat. „Zieh mich aus dieser Klemme, in die ich mich durch meine eigene Schuld gebracht habe, zieh mich aus ihr heraus, wie Du kannst!“ bittet er den Attikus an, der freilich auch nichts gegen Cäsars Anordnungen zu tun vermochte.

Ein Lichtpunkt in dieser traurigen öden Zwischenzeit, in der er auf Begnadigung warten mußte, war für ihn der Besuch seiner Tochter, der innig geliebten Tullia. Freilich wurde das schöne Beisammensein mit seiner Tully dadurch etwas getrübt, daß sie bittere Klagen über ihren treulosen und rohen Gatten Dolabella zu führen hatte, der sie neben manchen andern Streichen auch noch ständig mit einer stadtbekanntem Dirne betrog. Cicero fiel nach der Abreise seiner Tochter wieder völlig zusammen. Schon war er

willens, seinen jungen Sohn zu Cäsar zu schicken und ihn um seine Gunst bitten zu lassen. Immerfort bestürmte er seinen Attikus mit der Frage: „Quid novi ex Africa?“ „Was gibt's Neues aus Afrika?“, wo Cäsar sich mit allen möglichen Feinden herumschlug. An das beständige Kriegsglück des Cäsars, auf das manche seiner früheren Freunde wie Coelius und Trebatius schon fest wie auf den Himmel bauten, wollte der zweifelsüchtige ängstliche Mann noch immer nicht glauben. „Das fortwährende Gesiege dieses Menschen muß doch einmal ein Ende nehmen!“ klagt er seinem Sohn.

Über seinem gewohnten Zögern, ob er diesen Sohn dem allmächtigen Herrn in Afrika zusenden solle oder nicht, heißt es plötzlich: „Cäsar ist in Tarent gelandet.“ Und nun begibt sich der weiland große Redner mit Zittern und Zagen sofort auf den Weg, um dem mit neuen Ehren und Erfolgen Geschmückten entgegen zu reisen. Es wird kein sehr angenehmes Gefühl für ihn gewesen sein, daß er nun ganz und gar auf die Güte des Mannes angewiesen war, der ihm seine Freundschaft so oft vergebens angetragen hatte. Aber Cäsar bewies auch in diesem Augenblick, daß er der größte der Römer war. Sobald er den armen, tief beschämten älteren Herrn auf sich zukommen sieht, steigt er aus seinem Wagen, um selber ihm großmütig entgegenzugehen. Er begrüßt den noch ganz verängstigten Mann aufs freundlichste und geht dann in heiterer Unterhaltung mit ihm ein gut Stück Weges lang zusammen. „Viele Stadien weit“ — erzählt Plutarch. Es werden wohl ein paar tausend Meter gewesen sein, da Cäsar es sehr eilig hatte, nach Rom zu gelangen. Von der Erlaubnis, ja der Aufforderung Cäsars, selber in die Hauptstadt zurückzukehren, machte der plötzlich und mit einem Schlage zu seiner eigenen Verwunderung noch mehr als zum Erstaunen seiner Gegner von jeder Schuld und Strafe freigesprochene Cicero vorläufig noch keinen Gebrauch. Denn mit der Milde, die Cäsar gegen ihn walten ließ, war noch nicht für ihn die Rückkehr in die alte „Dignitas“, die frühere Würdigkeit gegeben. Und der weiland so berühmte Konsul Cicero ließ ruhig noch eine Weile das Wasser den Tiber herunterlaufen, ehe er seine Stadtwohnung in Rom aufs

neue bezog. Einstweilen hielt er sich beschaulicherweise auf seinen Gütern und in seinen Landhäusern auf.

Er begann, da ihn der Staat nicht benötigte, sich wiederum mit den Wissenschaften zu beschäftigen, das, was er geschrieben hatte, zu sichten und neues vorzubereiten. Auch seine sechs Bücher vom Staat, die er auf seinem Landsitz in Cumae angesichts des Meeres verfaßt und später noch durch eine Schrift über die Gesetze erweitert hatte, wurden von ihm einer nochmaligen Prüfung unterzogen. Er hatte dies leider nur sehr verstümmelt auf uns gekommene Werk, in dem er auch eine eingehende Geschichte Roms zur Zeit der Könige wiedergibt, in früheren Jahren niedergeschrieben. Es muß ihn nun seltsam berührt haben, wenn er nachlas, wie er die Frage nach dem besten Zustand eines Staates damit beantwortet hatte: „Das wäre eine Verfassung, durch die alle zu einem einheitlichen Ganzen verbunden sein müßten, jeder die ihm gebührende Stellung zugewiesen bekommen und damit der Bestand und die Wohlfahrt des Staates wie die Freiheit des einzelnen gesichert sein sollte.“ Seltsam und schmerzlich zugleich muß dies ihm jetzt in den Ohren nachgeklungen sein, wo die Freiheit gestürzt und ein Mann am Ruder war, dem nur der Titel eines „Königs“ oder „Kaisers“ zu seinem Alleinherrschtum fehlte: Ein Mann, der sich den Staat und seine Gesetze zum größten Teil nach seinem eigenen Gutdünken zurechtzimmerte, ohne die sorgfältigen Erforschungen der Gelehrten darüber zu Rate zu holen.

Cicero war als Denker einsichtig und erfahren genug, die Lehre vom Kreislauf der Verfassungen zu erkennen und sich klar zu machen, daß freistaatliche Zustände immer wieder von Alleinherrschern aufgelöst und vernichtet worden sind, ebenso wie umgekehrt der drückenden Einzelherrschaft immer wieder ein Ende durch einen Massenaufstand bereitet worden ist. Aber als Erlebnis war ihm diese Zersetzung des freien Roms, der er jahrelang mit Angst und Schmerzen zugesehen hatte und die Besiegelung der Knechtschaft durch Cäsar ganz unerträglich. „Wenn ich es nur zu lesen, wenn ich es nicht zu leben brauchte!“ stöhnte er jetzt nun einem seiner vielen Vertrauten, seiner „familiares“

vor, mit denen er brieflich verbunden war. Der arme Republikaner Cicero! Er hätte es nunmehr, von der Sonne der Gunst Cäsars sanft beleuchtet und erwärmt, ganz gut haben können. Wenn ihm nicht in seinem Innern die Sehnsucht nach der römischen Republik, der verlorenen Freiheit, geblieben wäre. Wie ein Alpdruck lag es doch immer auf ihm, daß Cäsar nun als Diktator auf unbestimmte Zeit ernannt über Rom herrschte. Wenn er auch nicht das alte Schreckensregiment eines Sulla führte, sondern im Gegenteil höchst nachgiebig und versöhnlich auftrat, die freie Meinung war doch geknebelt. Und man konnte nur noch heimlich hinter dem Maulkorb, der allen römischen Bürgern vorgehängt war, knurren. Bellen durfte man schon gar nicht mehr.

## 8. Cäsar setzt sich in Rom durch

Mit Wehmut dachte Cicero jetzt zuweilen nach Afrika herüber, wo Scipio, der Schwiegervater des Pompejus, samt Cato sich noch als letzter Hort der Republik und des Freiheitsgedankens gegen „jenen“ hielten: „Ille“, wie der schreckliche Mann öfters in Ciceros Briefen genannt wird. Aber das Glück blieb dem Cäsar auch weiter hold. Er bändigte kraft seiner Persönlichkeit einen Teil seiner aufständischen Truppen in Unteritalien, indem er ihnen nur ein einziges Wort entgegen donnerte: „Quiriten!“ „Bürger!“ Dies machte auf die also angefahrenen Soldaten freilich den tiefsten Eindruck. Denn durch dies eine Wort „Bürger“, das damals schon seinen verdächtigen Klang hatte, waren sie als Soldaten entlassen. Darauf baten sie ihn nun fußfällig, sie in Gnaden wieder ins Heer aufzunehmen, da sie sonst brot- und verdienstlos geworden seien. Sänftiglicher mußte der neue Herr über Rom mit seinen eigenen höheren Geschöpfen umgehen: Mit einem Mark Anton, der ihm die pharsalische Schlacht an der Spitze seiner Reiterei mitgewonnen hatte und der nun im weitläufigen Hause des Pompejus, in das er eigenmächtig gezogen war, ein ziemliches Lotterleben führte. Desgleichen mit dem Dolabella, Ciceros anrühigem Schwiegersohn, der in Cäsars Abwesenheit als Volkstribun ein Gesetz in Vorschlag gebracht hatte, durch das alle Schulden kurzerhand aufgehoben und erlassen werden sollten. Ein aufrührerischer Vorschlag, der seinen Schwiegervater zu einem seiner wehmütigen kraftlosen Ausrufe veranlaßte: „Ich unglücklicher Mann! Daß ich auch noch solch einen Schwiegersohn haben muß!“

Nur ein Cäsar war imstande solchen verwegenen und dabei vollkommen sittenlosen Gesellen Trotz zu bieten und sie von einem Übermaß ihrer tollen Streiche abzubringen, wie er denn auch mit einer Handbewegung den wahrhaft katilinarischen Anschlag des Dolabella auf das Vermögen der Bürger beiseite schob. Gegen sein besseres Selbst mußte Cicero sich allmählich sagen, daß ihm nur daran gelegen sein konnte, daß Cäsar möglichst lange am Leben und an der Herrschaft blieb. Wer außer ihm vermochte solche gewissenlose Burschen wie den Mark Anton und Dolabella und seine andern Günstlinge im Schach zu halten und zu verhindern, daß sie sich wie Räuber über die gesittete Bürgerschaft stürzten und das unterste zu oberst kehrten? Darum mußte Cicero, der Cäsarianer wider Willen, auch mit einer gewissen Besorgnis auf den Ausgang des Krieges achten, den der Diktator noch mit den Trümmern der republikanischen Partei zu führen hatte. Die bot noch immer einen ganz ansehnlichen Anblick. Denn die Führer der in Afrika versammelten Kriegsscharen Scipio und Cato hatten durch den numidischen König Juba, der mit Cäsar verfeindet war, einen starken Zuwachs an Truppen erhalten. Freilich lagen diese stolzen Republikaner ständig mit dem ihnen aus Algier zur Hilfe herangezogenen schwarzen König im Hader, weil er als der kriegserfahrenste den Oberbefehl forderte, den ihm der zänkische und eifersüchtige ältere Scipio neidete.

Aber von all diesen Streitereien konnte Cicero nichts ahnen. Er mußte nur befürchten, daß es, falls die letzten Republikaner in Afrika den Sieg gewannen, ihm an den Kragen gehen könnte. Wie ihn ja schon ein Sohn des Pompejus auf Korfu um ein Haar gemeuchelt hätte. Denn er galt den starren Freiheitsfreunden, einem Cato zum Beispiel, jetzt als ein Überläufer oder doch zum mindesten als ein Heuchler und Feigling. Zu seinem Glück wurde aber Cäsar infolge der Uneinigkeit seiner Feinde und dank seiner überlegenen Kriegführung binnen kurzem wieder seiner Gegner Herr. Scipio und Juba gaben sich nach der verlorenen Schlacht bei Thapsus, die Cäsar trotz eines Anfalls seiner Fallsucht siegreich von der Höhe eines Turms zu Ende lei-

tete, selber den Tod. Und auch Cato, der edelste der Republikaner, endete in Utica, der alten Phönizierstadt bei Carthago, heldenhaft von seiner eigenen Hand.

Mit einer leisen Scham muß Cicero den mannhaften, wenn auch traurigen Ausgang des Verzweilungskampfes dieser Freiheitsfreunde erfahren haben, deren ehemaliger Parteigenosse er gewesen war. Immerfort glaubte er sich jetzt noch wegen seines Verhaltens nach der Schlacht auf den pharsalischen Gefilden entschuldigen zu müssen, ohne zu bedenken, daß er mit solchen Scheingründen nie vor einem Cato zu Recht bestanden hätte. Einer seiner Lieblingsgefährten, an deren Umgang er sich freute, wird jetzt Markus Brutus, der spätere Tyrannenmörder. Cicero fand seinen Trost darin, daß auch dieser kernhafte junge Mann, Sproß eines alten berühmten römischen Adelsgeschlechtes, seinen Frieden mit Cäsar gemacht hatte. Auch Brutus war zunächst auf des Pompejus Seite gewesen und hatte mit ihm tapfer vor Durazzo und in Thessalien gekämpft. War aber dann zu dem siegreichen Julier übergeschwenkt, der eine starke Zuneigung zu ihm verspürte, weil er in ihm die Züge seiner Mutter Servilia wiederfand. Diese Servilia hatte Cäsar in seiner Jugend heiß geliebt. Und einige Stimmen wollten sogar wissen, daß ihr Sohn Brutus ein Kind aus diesem zärtlichen heimlichen Bunde der Beiden sei. Was freilich ein törichtes Gerede war. Denn Cäsar hätte ihn, dessen Untreue er in seiner Todesstunde mit den berühmten Worten: „Auch du, mein Sohn Brutus!“ für ewige Zeiten verfehmt hat, schon mit fünfzehn Jahren zeugen müssen.

Ganz waren die freundlichen Beziehungen zwischen Cäsar und dieser Servilia, die noch jetzt in Rom lebte und hier ein üppiges Haus führte, nicht erloschen und vergangen. Was auch daraus hervorgehen wird, daß sie nach der Ermordung Cäsars von ihrem Sohn und seinen Mitverschworenen abrückte und sich mit der cäsarischen Partei ins Einvernehmen setzte. „Oh der unnatürlichen Mutter!“ soll Cicero bei dieser Gelegenheit aufseufzen und dabei wenig Kenntnis von dem Seelenleben einer Frau verraten, der dieser Verlust eines ehemaligen Geliebten noch immer tief

ins Herz schneiden mußte: Dieses einmaligen Menschen, der ihr seine persönliche Zuneigung auch durch viele Gaben, so unter andern auch neben reichen Gütern in Campanien, durch das Geschenk der wertvollsten Perle Roms, die er ihr darbrachte, bekundet hatte.

Der jetzt vierzigjährige Brutus ging gern, wenn auch etwas kühler auf die innige, fast zärtliche Verehrung ein, die der ältere Cicero ihm nun entgegenbrachte. Er ließ sich mit Dank die Schriften widmen, die der von den Staatsgeschäften entbundene, abgehalfterte große Redner in der Stille seiner Landhäuser zusammenstellte: Die Arbeiten über den Redner, über die Endzwecke (*de finibus*), über das Wesen der Götter, sowie die tuskulanischen Gespräche und die Paradoxe, in denen Cicero wiederum gründlich mit den Stoikern abrechnete. Freilich diesmal ganz in zustimmender Weise, indem er an zahlreichen Beispielen aus der Geschichte, wie auch aus seinem Leben sechs Lehrsätze der Stoiker, die gegen die Meinung der großen Menge — *para doxan!* — gerichtet sind, feuervoll verteidigte. Dem weiland Bezwinger des Catilina ist es in seinem ganzen Leben nie besser, das heißt ungestörter ergangen, als in diesen letzten Jahren Cäsars, nachdem dieser mit eiserner Hand die Zügel der Herrschaft über Rom ergriffen hatte. Und auch Brutus hatte im Grund keine Ursache zu klagen. Cäsar hatte vor der pharsalischen Schlacht seinen Soldaten den strengsten Befehl erteilt, das Leben des Brutus zu schonen und sich damit seinen eigenen späteren Mörder erhalten. Nun überhäufte der Diktator den Sohn seiner geliebten Servilia mit Gunstbezeugungen. Gab ihm die Verwaltung über das diesseits der Alpen gelegene Gallien. Verlieh ihm hernach einen der höchsten Beamtenposten in Rom. Und zeichnete den Undankbaren, den Treulosen, wo und wie er konnte, aus.

Der bezaubernden Macht der Persönlichkeit Cäsars, seiner rednerischen, wie schriftstellerischen Begabung, konnten weder Brutus noch Cicero sich ganz entziehen. Aber es blieb in ihnen beiden doch wohl immer ein heimlich brennender Groll gegen den Vernichter der republikanischen Freiheit bestehen. Und diese Verbitterung gegen den sie aus-



stechenden Mann hielt die beiden, die sonst sehr verschieden voneinander waren, immer wieder beisammen. Brutus war es auch, der den hinter der Leiche des römischen Freistaats klagenden Cicero zu bewegen wußte, eine Lobesschrift auf seinen Oheim und Schwiegervater Cato zu verfassen: Auf jenen beharrlichsten aller Republikaner, der sich in Utika selbst entleibt hatte und der für Cicero zeitlebens stets bei all ihrer gleichen Begeisterung für die Freiheit Roms etwas rätselhaft geblieben war. „Mit Cato ist es für mich wie mit der Quadratur des Kreises!“ schüttete er sich einmal brieflich gegen Attikus über diesen spröden, so ganz und gar un-griechischen, unmusischen Querkopf aus. Auch verurteilte Cicero den von den Stoikern heilig gesprochenen Selbstmord im allgemeinen als eine heroische Schwäche. Es zeugt wiederum von der Großmut Cäsars, daß er diese ruhmvolle Anerkennung, die der unbesonnene Cicero nun Cäsars schlimmstem Todfeind, dem Cato spendete, nicht zu wichtig und zu übel genommen hat. Natürlich mußte es ihn wurmen, daß ein Mann, den er soeben erst begnadigt hatte und dem er alle möglichen Gefälligkeiten erwies, sich zu einer Verherrlichung seines ärgsten Gegners verleiten ließ. Er nahm sich sogar die Zeit, höchst selber einen Anti-Cato gegen diese Arbeit des Cicero zu schreiben, in der er der Vergötterung dieses unglücklichen Schwärmers seine starken Bedenken entgegenstellte. Aber er ließ es den wortreichsten Redner Roms nicht weiter schlimm entgelten, daß dieser alle ihm erwiesenen Freundlichkeiten mit einer Verklärung des stärksten Republikaners belohnte.

Im Gegenteil, er spielte sogar insoweit den Überlegenen, daß er in dieser Gegenschrift die unübertroffene Beredsamkeit des Cicero und seine Verdienste um den römischen Staat herausstrich und damit erneut glühende Kohlen auf den ergrauten Scheitel des trotzigen Republikaners sammelte. Im übrigen soll Cäsars „Anticato“, der ebenso wie Ciceros Schrift, die ihn hervorrief, verloren gegangen ist, recht schwach gewesen sein und nur Klatschgeschichten zusammengetragen haben.

Cicero, der in diesen Jahren frei und ungehindert wie ein Vogel von einem seiner Güter zum andern ziehen konnte, hatte sich jetzt auch auf eine seiner besten und tüchtigsten Eigenschaften besonnen: Auf die Gabe andere jüngere Menschen erziehen zu können oder mit andern Worten auf den Schulmeister, den er in sich trug. Er unterwies mehrere junge Leute in der Kunst der Rede, in der er nun ein all-seits anerkannter Meister war. Unterwies sie, indem er nach Art der Peripatetiker in Athen beim Unterrichten meist auf- und abwandelte. Unter seinen Schülern war eine Zeitlang auch sein gewesener Schwiegersohn Dolabella sowie Hirtius, ein Anhänger Cäsars, der auch auf dessen Veranlassung bereits eine Gegenschrift auf Ciceros Huldigung für Cato verfaßt hatte, die aber dem Diktator noch zu matt erschienen war. Der alternde Vater des Vaterlandes scherzte zuweilen bitter, daß er die herrliche Kunst, die er selber nicht mehr von der Rednerbühne ausüben dürfe und könne, nun den Cäsarianern beibringen müsse. Er verglich sein Schicksal gallig mit dem eines vertriebenen Königs, dem nichts anderes übrig geblieben sei, als Lehrer der Angehörigen seines Feindes zu werden.

Indessen bot ihm auch der nunmehrige Alleinherrscher über Rom Gelegenheit, nochmals seine Stimme zu erheben und einige seiner geschickt angelegten und berechnend aufgebauten Reden zu halten. Einmal, indem er ihn für Marcellus und ein andermal, indem er ihn für den Ligarius, beides Anhänger des Pompejus und erbitterte Gegner seines Überwinders, sich einsetzen ließ. Für den Marcellus will Cicero freilich ganz aus eigenem Antrieb und aus dem Stegreif gesprochen haben. Und zwar gerührt durch eine entgegenkommende Gebärde, die Cäsar dem Senat gemacht habe, als dieser sich bei ihm insgesamt für diesen starrsinnigen Republikaner verwandt hatte. Dieser Augenblick däuchte den leicht entzündlichen flackerigen Cicero so schön, daß er darin eine Erscheinung der ins Leben zurückgekehrten Republik zu sehen glaubte. Infolgedessen habe er seine sonst im Senat stets geschlossenen Lippen geöffnet und aus überfließendem Herzen eine Dankesrede an Cäsar

gehalten. Aber im allgemeinen durfte er seinen Mund nur in Übereinstimmung mit dem Willen des Diktators mehr aufmachen oder auf dessen Wunsch. Cicero entledigte sich solcher ihm sanft, aber entschieden aufgebürdeter Pflichten, sowie auch einer Rede, die er vor Cäsar für den kleinasiatischen Vierfürsten Deiotaurus halten mußte, mit der ihm eigenen Geschicklichkeit. Wenngleich diesen drei uns erhaltenen Ansprachen meist jenes Feuer fehlt, das uns aus seinen berühmten Staatsreden noch heute anlodert, mag ihr brio auch manchmal etwas künstlich gesteigert sein.

Gegen seine innerste Überzeugung sah sich der ehemalige Konsul genötigt, seine Ausführungen nun mit vielen Artigkeiten und Schmeicheleien für den jetzigen Herrn der Welt zu spicken. Bis zur Anerkennung der Gottähnlichkeit eines Cäsars verstand er sich, die Jahrhunderte der Anbetung der römischen Cäsaren schon vorwegnehmend, in einer dieser drei vor dem Allsieger gehaltenen Ansprachen. Aber der höfische Ton, mit dem er sie durchsetzen und durchsüßen mußte, hat ihrem ganzen Gehalt geschadet. Und wer Cicero nur aus diesen drei förmlich feierlichen Ansprachen kennen würde, bekäme nur eine schwache Ahnung von diesem größten Redner, den Rom und das Altertum hervorgebracht hat.

Unter den Artigkeiten, die der Redner dem obersten Richter, den er an der Stelle des seiner Gerichtsbarkeit entkleideten Senats ansprechen muß, zu verspenden hat, unter diesen Huldigungen ist nur die überzeugend, die den Cäsar bittet, sein Leben zu schonen und seiner Mitwelt zu erhalten. Cäsar hatte nämlich schon zu wiederholten Malen übersättigt von dem, was er erreicht hatte, und abgestoßen von dem Tun und Treiben der Menschheit erklärt, er habe für sich und seinen Ruhm lange genug gelebt. Um dieser und ähnlicher Äußerungen willen spricht ihn darum Cicero an: „Wir alle, die wir den jetzigen Zustand erhalten wissen wollen, ermahnen und beschwören dich, daß du für dein Leben Sorge tragest. Und — um auch im Namen anderer auszusprechen, was ich in mir selbst empfinde — wir alle versprechen dir, weil du denn doch einmal glaubst, daß

irgendwo etwas stecke, wovon man sich zu hüten habe, ja, wir geloben dir, dich nicht bloß durch ausgestellte Posten und Wachen, sondern selber mit unserer Brust und unserem Leibe zu schirmen.“ Und dann, so fährt der Redner aufflammend fort: „Was heißt überhaupt lange für uns Menschen, für die doch alles ein Ende hat? Bist du Cäsar doch auch niemals mit diesen engen Grenzen, die die Natur unserm Leben gesetzt hat, zufrieden gewesen, sondern hast immer heiße Sehnsucht nach Unsterblichkeit gehegt und die Schranken der Zeit ins Ewige hinausgerückt.“

Eine dieser Reden durfte Cicero sogar auf dem Marktplatz der Stadt halten, auf dem die weißen Säulentempel und marmornen Standbilder prangten, die ehemals Zeugen seiner Erfolge über Catilina gewesen waren und dem glanzvollen Schwung seiner Sätze gelauscht hatten. Und es mag ihn wie den Cäsar eigentümlich überrieselt haben, als nun die Stimme, die einst die katilinarische Rotte niedergeschmettert hatte, sich salbungsvoll für ein paar kümmerliche Flüchtlinge und einen des Mordversuchs an Cäsar angeklagten Barbarenfürsten erhob. Cäsar, der dies alles angeordnet hatte, um sich und seine Milde von einem Cicero preisen zu hören und hernach sich sanft umstimmen zu lassen, soll von der Wucht und der Glätte der Redekunst dieses Meisters der Worte innerlich plötzlich ergriffen worden sein. Obwohl alles von vornherein verabredet gewesen sei, habe ihn, der nach Ciceros irriger Meinung stets nur sich selber hörte, so erzählen Augenzeugen, bei der Erwähnung und Ausmalung der pharsalischen Schlacht und ihren Folgen eine solche Erregung gepackt, daß er, der Fallsüchtige, von einem Zittern befallen worden sei. Von einem Zittern, das so heftig gewesen, daß er dabei mehrere Papierrollen habe aus der Hand fallen lassen. So mitreißend und bezwingend muß die schwingende Stimme dieses unübertroffenen Redners noch immer geklungen haben. Dieser offenbar wahre Bericht verblüfft um so mehr, weil Cäsar sich zunächst nichts Besonderes mehr von der Redekunst Ciceros vorgestellt haben mag. „Warum sollen wir nicht auch hin und wieder den Cicero noch einmal sprechen hören?“ hatte er vorher

zu seinen Freunden geäußert. Was an jene leichtfertige und loddrige Bemerkung erinnert, die Goethe in seinem Vorspiel im Himmel zum „Faust“ seinen Teufel von dem Herrgott machen läßt: „Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern.“ Um so erfolgreicher und überraschender wird darum für Cicero wie auch für Cäsar die Wirkung gewesen sein, die solche unvergleichliche Rednergabe erneut hervorrief.

Trotz dieser kleinen Siegespalmen, die Cicero im Schatten des großen Juliers pflücken durfte, hat der kaltgestellte Republikaner sich innerlich in diesen Tagen, in diesen Jahren, da sich das römische Kaiserreich vorbereitete, nicht wohl gefühlt. Zwar erwies ihm Cäsar gnädiglich alle möglichen Gunstbezeugungen und geruhte den Empfehlungsschreiben, die Cicero ihm für andere zukommen ließ, ein geneigtes Ohr zu leihen. Wir haben ein ganzes Schock solcher Schreiben Ciceros. Aber es sind die gleichgültigsten Urkunden in der ganzen reichhaltigen Briefsammlung, die uns von ihm und seinen Freunden überkommen ist. Denn wenn und wo er nicht warm werden durfte und konnte, wie hier gegen Cäsar, da wirkt Cicero leicht gezwungen, unnatürlich, förmlich und trocken. Die unerhörten Erfolge dieses alle überragenden Feldherrn mußten ihm natürlich Achtung einflößen. „Die Siege eines Pompejus kann man noch zählen, die eines Cäsar nicht mehr“, heißt es ehrfurchtsvoll in einer der drei Reden, die er in das Ohr des Diktators träufeln durfte. Aber sonst war ihm das ganze Wesen dieses „anmaßenden jungen Mannes“, der das Steuerruder der nur noch sogenannten Republik hielt und ihn, den ehemaligen Retter Roms, nun weit überflügelt hatte, wenig angenehm.

Aus seinen Briefen an den vorsichtigen Attikus klagt es immer wieder über die Soldatenherrschaft, die unter Cäsar in Rom eingerissen sei. Selbst daß er das Ohr dieses Diktators jetzt hat und andere bei ihm mit guter Wirkung empfehlen kann, befriedigt ihn nicht sonderlich. Er verabscheut die Beschwerlichkeiten und Demütigungen, die es kostet, an Cäsar heranzukommen und beschwert sich, daß man immer so viele Bittsteller und Schmarotzer bei ihm antreffe. Es dauert ihm jedesmal viel zu lange, bis er den „Allmächtigen,

den Mann, den wir alle fürchten“, erwischt hat. Und als freiheitliebender Mensch ist ihm das Verweilen und Herumwartenmüssen in Vorzimmern ganz unleidlich.

Weil er im Innern fortwährend unter der Zeit und unter Cäsar als dem Totengräber des römischen Freistaates leidet, wird Cicero jetzt auch zu Hause immer reizbarer und verdrießlicher. Er, der stets Maß und Selbstbeherrschung gepredigt hat, quengelt nun im Leben über Kleinigkeiten und macht seiner Gattin das Zusammensein mit ihm von Jahr zu Jahr schwerer. Schließlich begeht er, der Sittenhüter und Verfechter der altväterlichen Biederkeit und Treue, der Verfechter der guten Sitten, den törichten Altersstreich, sich von seiner Terentia scheiden zu lassen. Seit Jahren ist er bereits mit ihr als Hausfrau und wirtschaftlicher Stütze im Lebenskampf unzufrieden gewesen. Er hat ihr schon des öfteren Unordnung in häuslichen und geldlichen Dingen vorgeworfen. Und dieses Mißbehagen über ihre Geschäftsführung und Vermögensverwaltung ist während seines Aufenthalts als Statthalter in Kleinasien derartig gestiegen, daß es nach seiner Rückkehr zu ärgerlichen und peinlichen Auftritten zwischen ihnen beiden kommt. Ein griechischer Freigelassener, namens Philotimus, dem Terentia wohl in der Abwesenheit ihres Gatten ein volles geschäftliches Vertrauen bezeigt hatte, spielt hierbei in Ciceros Augen eine etwas bedenkliche Rolle. Ob er diesen ihren Hausverwalter mit Recht oder Unrecht als Betrüger beargwöhnt hat, könnten nur die Rechenbücher dieses Geschäftsführers erweisen, die uns nicht mehr vorliegen. Weitere Vorwürfe außer solchen, daß sie eine schlechte, unbedachte und ungewandte Haushälterin gewesen sei, konnte Cicero seiner Terentia anscheinend nicht machen. Denn sie war ihm stets bei all ihrer Schroftheit ein treues Weib, das sich besonders in der Not und in Schwierigkeiten, in die er hineingeraten war, oder sich hineingeredet, vorzüglich bewährt hatte. Sie bestritt auch auf das herrischste und entschiedenste durch eine falsche Wirtschaftsführung irgendwelchen Tadel verdient zu haben. Dazu kam, daß derartige Vorwürfe gegen seine langjährige Gattin sich grade in Ciceros Munde nicht gut machten. Denn er selbst

war entschieden verschwenderischer als seine Frau, die von manchen geradezu sparsam, ja geizig genannt worden ist. Mit weniger als drei vornehmen Landgütern, außer seiner herrschaftlichen Stadtwohnung mochte Cicero, der von Jugend an vermögende Mann, nicht leben. Meistens besaß er deren sechs. Und es war der im Alter vorsichtiger gewordenen Terentia kaum zu verdenken, wenn sie nun etwas den Daumen drauf hielt. Es hat wenig Zweck, heute noch die Schuldfrage zwischen den beiden Ehegatten entscheiden zu wollen. Ob seine Frau ihn wirklich wirtschaftlich im Stich gelassen hat, als er nach Kleinasien aufbrach und von dort heimkehrte, mag uns wenig mehr bekümmern. In der Regel kamen die römischen Statthalter von ihrer Provinzverwaltung mit reichen Schätzen nach Rom zurück. Und auch Cicero hatte ja sein Schäfchen dort ins Trockene gebracht. Daß er also gerade um diese Zeit auf die Unterstützung seiner Gattin angewiesen gewesen sei, wie uns Plutarch und Dio Cassius glauben machen wollen, erscheint recht zweifelhaft. Möglich bleibt, daß die ehrgeizige Frau, die schon allerlei Unbilden und Bedrückungen an der Seite ihres unruhigen Gemahls überstanden hatte, mit den Jahren knauserig geworden war und auch ihrer Tochter Tullia, die bei keinem Mann aushielt, scharf auf die Finger sah. Ja, es mag sogar wahr sein, daß sie dieser Tochter, dem vom Vater verhätschelten „Tullchen“, als sie diesen ihren in Brindisi abgebauten Vater besuchte, wenig oder gar keine Unterstützung für diese Reise gewährte.

Aber dies alles hätten keine ausreichenden Gründe für Cicero zu sein brauchen, seiner Terentia gleich den Scheidebrief zu schicken. In Wahrheit hat er, der sich stets auf seine vortrefflichen Sitten, seinen Anstand und seinen tadellosen Ruf soviel zugute tat, sich durch diese seine schroffe Handlungsweise sehr viel bei der römischen Gesellschaft geschadet. Und Mark Anton konnte ihm später in Erwiderung der vielen Anwürfe, die ihm Cicero ins Gesicht spie, mit einer gewissen Berechtigung vorwerfen, daß der kaum das Recht habe, ständig als Sittenwachtmeister aufzutreten, der seiner Frau nun, wo sie alt geworden sei, schlicht den Laufpaß gebe und sie, die ihm in allen Bedrängnissen zur

Seite gestanden, rücksichtslos verstoßen habe. Dieser Schritt war für den bereits sechzigjährigen Meisterredner um so bedenklicher und makelhafter, weil er ihm gleich einen zweiten, noch thörichterem, noch falscherem, folgen ließ. Er bewarb sich nämlich flugs nach der Trennung von Terentia um ein achtzehnjähriges Mädchen Namens Publilia. Diese junge Dame war sein Mündel, über das er die Vormundschaft führte. Wohl weniger, wie die eifersüchtige Terentia meinte, weil ihre Schönheit ihn umstrickt hatte — denn dem wenig sinnlichen Cicero konnte so leicht keine Frau gefährlich werden und den kühlen Kopf verdrehen —, also nicht aus Verliebtheit hielt er um dies Jüngferlein an, sondern einfach aus dem Grunde, weil er durch das Vermögen dieses begüterten Mädchens aus seinen Schulden, die ihn recht zu drücken begannen, herauskommen wollte. So hat es sein getreuer Tiro, sein Geheimschreiber, den er in seiner Seele lesen ließ, wenigstens der Nachwelt überliefert. Und man kann sich getrost dieser Erklärung seines vertrautesten Gehilfen anschließen. Den Foppereien, die man in Rom über diese Verbindung des greisen „Papas“ mit einem kleinen Backfisch machte, setzte Cicero im stolzen Bewußtsein seiner Männerkraft seine kurze Erklärung entgegen, die er am Hochzeitsabend gab: „Was regt man sich in der Stadt über meine neue Ehe mit diesem jungen Mädchen auf! Morgen wird sie eine Frau sein.“

Aber leider kam mit diesem Faktum weder Ruhe über ihn, den unüberlegten, dünnhaarigen älteren Freier noch über sie, das unerfahrene, unbedeutende Dämchen, die offenbar nur die Berühmtheit hatte heiraten wollen und hernach froh war, den nachdenklichen grämlichen Mann, der gar nicht zu ihr paßte, möglichst bald wieder los zu werden. Ihr Bruder und Attikus leiteten die Verhandlungen, die zur alsbaldigen Scheidung des ungleichen Paares führten: Verhandlungen, die darum nicht ganz leicht waren, weil Cicero, der seiner Terentia noch einen Teil ihres Heiratsgutes schuldig war, nun auch schon wieder eine zweite, bereits von ihm in Anspruch genommene und geschmälerte Mitgift heraus-

rücken mußte. Aber der schlaue Geschäftsmann Attikus scheint eine Einigung zustande gebracht zu haben. Und der große Redner und Denker atmete auf, als er von der ungeistigen und unkünstlerischen Sippschaft dieses reichen Gänschens wieder getrennt war. Schlimmer als diese beiden Nackenschläge des Geschicks, die er sich nicht ohne eigenes Verschulden zugezogen hatte, traf den grau und einsam gewordenen Mann das völlig unverschuldete Los, daß ihm in dieser Zeit der Mensch, den er wohl am meisten auf Erden geliebt hat, seine Tochter Tullia, wegstarb. Sie, die kleine Tully, die er von Kindsbeinen an verhätschelt und verzärtelt hatte, war in ihrer Ehe mit dem ungezügelden, genußsüchtigen Dolabella immer unglücklicher geworden.

Schließlich ist es wohl gar noch zur Ehescheidung zwischen beiden gekommen, was von einigen früheren Geschichtsforschern freilich bestritten wird. Einerlei! Jedenfalls starb die arme, oft von ihrem wüsten Gatten gekränkte Tullia kurz nachdem sie dem Dolabella noch ein zweites Kind geschenkt hatte, und hinterließ ihren gebeugten Vater in völliger Verzweiflung. Aller Zuspruch seiner Freunde, alles Verweisen auf die Weisheitslehre der Stoiker von der Macht der Vergänglichkeit und der Nichtigkeit des Lebens und der Leiden wollten bei dem nun völlig vereinsamten Cicero nichts fruchten. Auch das Schreiben eines Freundes namens Sulpicius, eines der schönsten Schriftstücke, die uns in dem gesammelten Briefwechsel Ciceros begegnen, konnte ihn nicht seinem Jammer entreißen. Umsonst mahnte ihn Sulpicius angesichts der toten und zerstörten Städte aus großer ruhmreicher Zeit, eines Corinth und Carthago, der Wandelbarkeit des Schicksals seinen Zoll zu zahlen. Cicero blieb verzweifelt. Keiner vermochte ihn über diesen bittersten Verlust hinwegzuträsten. Selbst sein Attikus nicht, bei dem er damals vier Wochen verweilte. Einzig er selber konnte dies fertig bringen. Und so setzte er sich denn vor seinen Spiegel hin und schrieb jene, leider verloren gegangene „Trostschrift an sich selber“, die als ein Zeugnis seiner Selbstüberwindung und Abgeklärtheit zu jener Zeit viel bewundert wurde. Er hatte sich, diese Abhandlung in aller

Stille zu vollenden, wie ein wundes Tier in den Wald seines Landhauses auf der Insel Astura bei dem heutigen Anzio verkrochen, wo er sich ganz seinem Gram hingeben konnte. Es heißt, daß auch die Enttäuschung darüber, daß seine neue junge Gattin Publilia den Schmerz über den Tod seiner Tullia nicht in gleichem Maße mit ihm teilen konnte, ihm den letzten Anstoß zur schnellen Scheidung von ihr gegeben hätte. Und das ist wohl glaubwürdig. Wenigstens nach den trübseligen Briefen zu schließen, die der zusammengebrochene Mann nach dieser Heimsuchung des Schicksals an Attikus und andere Freunde geschrieben hat.

Von anderer Seite hat man angenommen, daß die mit einem soviel älteren Mann ehelich zusammengekoppelte Publilia sich bald einen kleinen Seitensprung erlaubt habe, wie dies in der späteren italienischen Oper für ein Mündel gegen einen grämlichen Vormund oder Mann üblich wurde. Dadurch sei dem betagten Gatten die Ehescheidung, die allerdings ziemlich rasch und reibungslos vor sich gegangen ist, wesentlich erleichtert worden. Denn die Ehebrecherin war nach dem neuen Recht, das Cäsar, unser „Obersittenmeister“, wie Cicero ihn bespöttelte, erlassen hatte, besonders wirtschaftlich sehr schlecht gestellt und verlor bei der Scheidung einen sehr großen Teil ihres Heiratsgutes an den von ihr hintergangenen Gatten.

Cicero gedachte der verstorbenen Tullia eine außergewöhnliche Ehrung darzubringen in der Form eines Tempels, der in seinem Garten errichtet werden sollte. Er hatte sich einen Plan zu diesem Ehrenmal für seine Tochter von einem Baumeister aufreißen lassen und war nur noch eine Zeitlang in Zweifel darüber, in welchem seiner Gärten dieser Tempel seine Aufstellung finden sollte. Denn wir sehen ihn trotz seines Herzensgrams, der „wie Schlangen an seinem Herzen nagte und die Wunde immer brennend erhielt“, um seinen Zustand mit seinen eigenen Worten zu schildern, gleichwohl nach dem Tode der Tullia sich wieder seiner Lieblingsbeschäftigung, Güter und Gärten zu erwerben, hingeben. Längere Zeit beschäftigt er seinen Attikus, der immer seßhaft, still und friedlich in seinem Haus auf dem Quirinal

wohnt, mit dem Plan, für ihn die Gärten der Clodia zu erstellen, seiner ehemaligen Todfeindin, die nun ganz heruntergekommen und vielleicht damals schon gestorben war. Wenigstens erkundigt sich Cicero obenhin nach ihrem Verbleib nach Cäsars Tode. Schließlich ist der Tempel, der dem Andenken der Tullia geweiht wurde, vermutlich im Tuskulanum, seinem Landsitz bei Fraskati, aufgeführt worden.

Kurz nach den herben häuslichen Begebenheiten, die Ciceros Herz betroffen hatten, ereignete sich nun jenes weltgeschichtliche Ereignis, die Ermordung Cäsars. Der Steuermann des römischen Staates hatte in einem seiner raschen Feldzüge den letzten Widerstand gegen seine Alleinherrschaft gebrochen. In Spanien, wo die Söhne des Pompejus unterstützt von der Feldherrnkunst des von Cäsar abgefallenen Unterführers Labienus noch einmal wider den Unterdrücker der Freiheit aufgestanden waren. Ciceros Sohn Markus hatte sich sogar als Freiwilliger an diesem Kriegszuge gegen die Pompejaner beteiligen wollen, war aber von diesem Vorhaben von seinem besorgten Vater abgehalten worden. Unweit von dem heutigen Cordoba war Cäsar dann in einer seiner blutigsten Schlachten Sieger geblieben: In einer Schlacht, in der er, der Fünfundfünfzigjährige, der oft um den Sieg gekämpft, nun aber zum erstenmal um sein Leben gestritten hatte, wie er selbst hinterher seinen Freunden versicherte. Zum schmerzlichen Lohn für diese seine Tapferkeit, die er seinem Alter zum Trotz noch bewährt hatte, waren ihm hernach die toten Schädel seiner erbittertsten Feinde, des älteren Sohnes des Pompejus und der des abtrünnigen Labienus von ihren Mördern dargebracht worden. Nach einem kurzen Triumph, den er in Rom gefeiert hatte, war Cäsar dann an die Ordnung und Neugestaltung des römischen Staates gegangen. Cicero hatte freilich im Senat große Ehrenbezeugungen für Cäsar in Vorschlag gebracht, sich aber dann wieder aus dem öffentlichen Leben möglichst zurückgezogen. An dem letzten Triumph Cäsars schmerzte ihn, wie die übrigen noch vorhandenen Anhänger der römischen Republik, dies, daß er begangen wurde, nicht nach der Überwindung fremder Heere und

ihrer Herrscher, sondern nach der Ausrottung des Restes der Pompejaner und der Vernichtung des Hauses eines der größten Männer Roms. Freilich ließ Cäsar, nachdem nun das Überbleibsel der Macht und Geltung seines Hauptgegners gebrochen war, die umgestürzten Bildsäulen des Pompejus wieder aufrichten. Wodurch er nach einer feinsinnigen Bemerkung Ciceros die seinigen um so mehr befestigt habe. Doch dienten die meisten übrigen Handlungen des zum Diktator auf Lebenszeit ernannten Cäsars dazu, die Verstimmung aller freiheitlich gesonnenen Männer, zu denen natürlich auch Cicero gehörte, gegen den Allgewaltigen nur zu verstärken. Obwohl der Diktator die Formen der Republik äußerlich beibehielt, herrschte er doch nun so gut wie unumschränkt und schuf in dem knappen halben Jahr, das ihm als selbstherrlichem Gewalthaber verblieb, die Grundlage des späteren römischen Kaiserreichs, das sich noch Jahrhundertlang gegen die vordringenden Barbaren gehalten hat.

In einem Staate, in dem die oberste Gerichtsgewalt wie zur Zeit der Könige einem Alleinherrscher zustand, machte es einem Republikaner wie Cicero keine Freude mehr, im Senat und in großen öffentlichen Versammlungen aufzutreten. Und er tat es nur noch in Ausnahmefällen, wenn ihn, wie bei Marcellus, sein altes Feuer noch einmal mitriß oder wenn es Cäsar durchaus beliebte, Roms weltberühmten Redner zu einem Plädoyer heranzuziehen.

Im übrigen saß Cicero, mißvergnügt mit der ganzen Entwicklung des römischen Staates, als ein Schmoller, Groller und Gegner der zum Teil großartigen Neuerungen Cäsars auf seinen Landsitzen und suchte in seinen Büchersälen über der Abfassung weltweiser Schriften das Ungemach der Zeit zu vergessen. „Ach! Die Republik ist nicht mehr!“ hieß das ständige traurige Ergebnis seines Grübelns über die augenblicklichen Zustände. Dabei ist das Jahr vor Cäsars Ermordung sein fruchtbarstes gewesen. Denn er gab in ihm ganze sieben Werke heraus, woraus man an und für sich schon schließen kann, daß die Zeit der Alleinherrschaft Cäsars für sein schöngeistiges Schaffen durchaus förderlich war.

Kam er nach Rom, so verstreute er dort seine bekannten bissigen Bemerkungen auf dem Marktplatz: Scherzchen, die Cäsar belächelte, wenn sie ihm zu Ohren kamen, wenngleich manche auch auf seine Kosten gemacht waren, wie jenes Witzwort Ciceros auf die Tatsache, daß Cäsar, der jetzt alle höheren Beamten in Rom selbst ernannte, nach dem Tode eines der beiden Konsuln einen neuen für einen einzigen Tag bestimmt hatte: „Wir müssen uns sputen, liebe Freunde, diesem Caninius Rebilus“ — so hieß die unbedeutende Schachfigur — „Glück zu wünschen, sonst hat er das ihm verliehene Konsulat bereits wieder niedergelegt!“ Selbst die Neuordnung des Kalenders, die Cäsar unter Heranziehung der ersten Sternkundigen seiner Zeit vornehmen ließ, eine seiner nützlichsten, bleibendsten und bedeutungsvollsten Einrichtungen, fand nicht die Billigung des abseits lebenden, verbitterten Cicero. „Ich weiß“, brummte er, als man ihn auf die Verbesserung des römischen Kalenders aufmerksam machte: „Alles, auch da oben unter den Gestirnen, hat fortan nur auf höhere Anordnung unsers allmächtigen Diktators zu geschehen. Er wird nächstens noch der Sonne befehlen, wann sie auf- und untergehen soll.“

Betrachten wir die beiden bedeutendsten Männer, die damals auf der Weltbühne Roms standen und dort ihr voneinander so verschiedenes Wesen trieben, mit unsern Augen, so ist Cicero gegen Cäsar gesehen, entschieden der heutigere, der reizsamere gegenwärtige Mensch. Mag sich die Begeisterung der tintenklecksenden Geschichtsschreiber auch immer wieder an der eigenartigen Persönlichkeit, der Kraft und Machtfülle eines Cäsars entzünden. Mag der engbrüstige Gelehrte an dem Riesenbogen, den diese Laufbahn beschrieb, schwindelnd emporstaunen und mag uns alle das Bezaubernde wie Gebieterische jenes Mannes, dessen Leben so erschütternd abschloß, noch so sehr anziehen, zu unserer Gegenwart und Zukunft werden immer stärker Cicero und seine Leistungen sprechen. Er war schon ganz ein Bürger des jetzigen Staatslebens, das die Freiheit des einzelnen fordert und gesichert wissen will. Und manche Abschnitte in

seinen Reden sind so verblüffend neuzeitlich, daß der große Pitt schon von ihnen bemerkte: „Dies und jenes von Cicero könnte ich gesagt haben.“ Seine Schriften sind weniger tief als einleuchtend und überzeugend. Denn der Wille zur Klarheit und Einfachheit, das ist seine Größe als Schriftsteller gewesen. Alle Kriegstaten, mochten sie noch so glänzend sein, galten ihm weniger als ein gutes bleibendes Buch oder ein Kunstwerk. Ja, Cicero wuchs schon in spätere Jahrhunderte hinauf, die als höchstes Glück der Erdenkinder die Pflege der Persönlichkeit erkannt haben. Das ist das erstaunlich Moderne an ihm, daß er für die Freiheit und den Fortschritt der Menschheit eingetreten ist und allen geistigen Wesen, die nach ihm kamen, seine Hände entgegengestreckt hat. Cäsar hat nur den Grund zu einem römischen Weltreich gelegt, das der Vergänglichkeit zum Opfer fiel. Cicero ist der Vermittler der griechisch-römischen Bildung an die Welt für Jahrtausende, ja für immer gewesen. Er, der für die Würde des menschlichen Geistes schwärmt, er redet und denkt in der Sprache eines jeden gesitteten Menschen und seine Anschauungen sind in vielen Dingen schon die unsrigen. Man würde sich im Nu bei einem Frühstück mit ihm verständigen und plaudernd lauter Gemeinsamkeiten feststellen, wenn man imstande wäre, ihn wieder heraufzubeschwören. Er erhob den Staat als höchsten Begriff über alle und jeden, selbst über einen Cäsar, ohne uns als Einzelwesen damit, wie es heutzutage von den Masseknechten gepredigt wird, zu Staatstieren zu erniedrigen. Er war ein Mann der Mitte und auch als solcher höchst schätzenswert, da sich ein gerechtes, ausgeglichenes Maßhalten so selten unter Menschen findet. Einen Cäsar könnte die Nachwelt entbehren. Aber wenn Cicero nicht gelebt hätte, so wäre dies ein unausdenkbarer, unersetzlicher Verlust für die Menschheit gewesen.

Die für uns Heutige schönste Eigenschaft Cäsars, seine Milde gegen seine Gegner, die er im Gegensatz zu der strengen Blutherrschaft eines Marius und der noch strengeren eines Sulla nach Möglichkeit schonte, diese seine schon wahrhaft christliche Eigenschaft sollte sein frühes Ende herbeiführen. Mitten aus den gewaltigen Plänen, die zum Teil, wie den

Ausbau des Hafens von Ostia und die Austrocknung der pontinischen Sümpfe erst eine heutige Zeit unter Mussolini wieder in Angriff genommen hat, riß es ihn aus seiner Machtstellung hinunter. Wie sehr er selber seinen gewaltsamen Tod vorausgeahnt hat, beweist auch diese erschütternde, sehr wenig bekannte Geschichte: Der Senat hatte ihm, auch mit Ciceros Einwilligung, erneut übertriebene Ehrenbezeugungen zuerkannt. Aber Cäsar, der hinter solchen erheuchelten und aufgebauchten Huldigungen wohl eine Gefahr für sich wittern mochte, fauchte die Überbringer dieser geplanten Verherrlichungen an: „Genug der Artigkeiten und Festlichkeiten!“ Worauf alles etwas niedergeschlagen und gedemütigt auseinanderging. Aus dem Senat in sein Haus zurückgekehrt, riß nun Cäsar, vermutlich in einem Anfall seiner Fallsucht sich das Gewand vom Halse und schrie, als ob er die Meuchelmörder schon vor sich sähe, seine Freunde an: „So bedient euch doch! Hier ist meine Gurgel. Schneidet mir die Kehle ab, wenn ihr mir durchaus ans Leben wollt!“ Eine Gebärde, die ihm ein Jahr später Cicero angesichts der gegen ihn gedungenen Blutschergen vor seinem Ende nachmachen sollte. Den Rat Mark Antons, sich eine Leibwache zu seinem Schutz beizulegen, hatte Cäsar mit der großzügigen Bemerkung abgelehnt: „Lieber einmal sterben als ständig in Angst darum schweben!“

Und nun führte diese seine Sorglosigkeit, mit der er sich wie immer seinem Schicksal anvertraute, jene verhängnisvolle Wendung herbei. Am 15. März des Jahres 44 geschah die Ermordung Cäsars: Die aberwitzigste Begebenheit der ganzen Weltgeschichte, wie Goethe sie genannt hat. Von dreißig Stichen durchbohrt, sinkt Cäsar im Senat zu Füßen der Bildsäule des Pompejus, die ihm ihre Wiederaufrichtung verdankt, tot zusammen. Mit der Hand, die noch der Siegelring des Pompejus schmückt, hat er als seine letzte Bewegung die Toga über sein Haupt gezogen, um nicht zu sehen, wie diese Horde Menschen, denen er nichts böses getan hat, sechzig gegen einen, über ihn herfällt. Cicero befand sich nicht unter den Verschworenen, wiewohl deren Anführer, sowohl Marcus Brutus wie Cassius, zu seinen ver-

trautesten Freunden gehörten. Zwar rief Brutus, nachdem er seinen Dolch aus der Brust des Diktators gerissen hatte, laut den Namen: „Cicero!“, während er die Waffe, die noch vom Blute seines väterlichen Wohltäters tropfte, in die Höhe hielt. Aber wenn damit auch nachträglich der Segen Ciceros über diese Freiheitstat ausgesprochen wurde, so ist der ehemalige „Vater des Vaterlandes“ doch persönlich völlig unschuldig an dem traurigen Abdeckergeschäft, das die Verschworenen hier im Namen der Republik an dem größten Römer vollstreckten. Schon mit Rücksicht auf sein hohes Alter hatte man ihn nicht zu dem geheimen Anschlag wider das Leben des Tyrannen herzugezogen. Auch mochte man der Verschwiegenheit Ciceros nicht recht trauen. Konnte er doch schlecht etwas bei sich behalten, er, der stets gerne plauderte und redete, „was auf die Erde fallen darf“. Darum ist auch die Erzählung davon, daß er, vorher um seine Meinung befragt, der Ermordung widerraten habe, sehr mit Vorsicht hinzunehmen. An Mut, den ihm Plutarch bei dieser Gelegenheit wieder völlig abspricht, hätte es ihm vielleicht weniger zu solch einer Mordtat gefehlt als an Nervenkraft. Denn schon eine Waffe muß sich in der Hand eines Cicero possierlich ausgemacht haben, dieses Nervenmenschen, der sich selbst nicht zu entleiben vermochte, und der gerade in jenen Tagen in seinem Abscheu gegen jedes Kriegshandwerk einmal in den Stoßseufzer ausbrach: „Alles in der Welt, nur kein Leben im Lager mehr!“



## 9. Der tragische Endkampf

Bei der ersten Kunde von der Ermordung Cäsars, die zu ihm drang, hatte Cicero einen Freudenschrei ausgestoßen. „Den Göttern sei Dank! Die Republik ist gerettet“, rief er ein über das andere Mal, während er vor Freude über die Wege seiner Gärten hin- und hertaumelte. Der Arme ahnte noch nicht, daß ihm und seinem zurückgezogenen Gelehrten-dasein, das er bis jetzt führen konnte, mit dem Absterben Cäsars der sicherste, der letzte Halt genommen war. Das sollte er erst nach und nach erfahren. Er erhielt die Nachricht vom Ende Cäsars vermutlich durch ein Schreiben eines der Verschworenen. „Dir den Glückwunsch, mir die Freude!“ beginnt kurz und bündig die Antwort, die er, der sich bei solchen aufregenden Begebenheiten meist knapp faßt, dem Übermittler zu geben hat. Zunächst tobte freilich alles in Rom gegen den toten Riesen, der solange auf der römischen Republik gelastet hatte. Sogar Dolabella, den Cäsar schon als Konsul für das kommende Jahr bestimmt hatte, wütete nun gegen den gefallenem Alleinherrscher, indem er eine von seinem gewesenen Schwiegervater laut bejubelte Tat vollführte: Er stürzte eine dem Cäsar geweihte Säule um. „Eine Tat im großen Stil“, wie Cicero sie preist, der von ihr so viel Wesens wie von der Ermordung desjenigen hermachte, zu dessen Ehren sie vom Volk aufgestellt worden war. Wahrscheinlich hatte den Bezwiner des Catilina auch die Aufschrift an dieser Säule geärgert, die vom Volk dem Cäsar als dem „Vater des Vaterlandes“ geweiht worden war: Ein Ehrentitel, den Cicero seit der Unterdrückung der katilinarischen Verschwörung gern für sich allein in Anspruch nahm. „Welch ein herrlicher Mann“, so

schreibt Cicero über diese ungefährlich gewordene, harmlose Heldentat an seinen Attikus weiter: „Ja, Welch ein Prachtkerl mein Dolabella ist! Denn jetzt nenne ich ihn mein. Vorher trug ich immer, glaube mir, ein kleines Bedenken gegen ihn.“

Ist dies Bekenntnis nicht ungemein bezeichnend für den Cicero und sein zuweilen fast kindliches Wesen. Um eines geringfügigen Vorgangs wegen, der freilich ganz nach seiner Neigung ist, vergißt und vergibt er dem unmäßigen wüsten Schwiegersonn alles, was er ihm und selbst seiner geliebten Tullia vordem angetan hat und schließt ihn in seine Arme. Dabei hielt die feindselige Haltung, die Dolabella mit diesem unwichtigen Bubenstreich gegen den ermordeten Cäsar, seinen früheren Wohltäter, einnahm, gar nicht einmal lange an. Ewig in Schulden steckend, ließ sich der maßlose Wüstling bald wieder von Mark Anton bestechen und erkaufen, um damit den römischen Republikanern erneut seinen gewissenlosen Rücken zuzuwenden.

Aber nicht nur an dieser elenden Wetterfahne sollte Cicero schnell merken, wie kopf- und richtungslos die ganze Empörung gegen Cäsar erregt war, und wie traurig sie alsbald im Sande der Zeit verlief. „Mut hatten die Verschwörer des 15. März, aber einen Plan wie Knaben!“ stöhnte er wenige Wochen nach diesem Ereignis auf, durch das Rom von seinem Unterdrücker befreit werden sollte. Insbesondere Marcus Brutus, der menschlich bedeutendste unter den Mördern des Diktators, wurde bald zu einer großen Enttäuschung für Cicero und für die, die noch an eine Wiedergeburt des römischen Freistaats glaubten. „Gute Götter! Welch eine Ratlosigkeit in ihm!“ ruft der selbst so entschlußschwache Mann, der ehemals das Vaterland gerettet hat, aus, als er die Unsicherheit des Befreiers wahrnimmt. Selbst die eigene Mutter Servilia wandte sich von dem hin- und herschwankenden Brutus ab, der nur imstande war, einen Zwingherrn mitzuermorden, aber nun nicht statt seiner ein freies Regiment aufzurichten wußte. Sie mag den herumtastenden Sohn, der bald ihre Meinung, bald die Ratschläge anderer Leute einholte und heute dies und morgen entgegen-

gesetztes tat, in Gedanken mit dem Manne verglichen haben, der ihr Liebhaber gewesen war und der stets zu handeln vermocht hatte, ohne sich vorher bei einem andern außer seiner eigenen innern Stimme erkundigen zu müssen.

Wie stark übrigens Cäsars Zuneigung zu dem weiblichen Geschlecht auch noch in dieser seiner letzten Lebensspanne war, beweist dies, daß er sich um diese Zeit die Königin Cleopatra aus Ägypten herbeschieden hatte. Er verbarg die die schöne Fürstin, die selber einen Hang für das Versteckte und Heimliche haben mochte, vor den Augen Roms und seiner Gemahlin in seinen Gärten am Tiber. Möglich daß er, dem Calpurnia keine Kinder schenkte, auch ähnlich wie Napoleon dachte, und vielleicht um einen eigenen Bluterben zu hinterlassen, dem er seine Herrschaft vermachen könnte, eine engere Verbindung mit der reizenden jugendlichen Königin erwog, von der er bereits einen Sohn, Cäsarion, hatte: Einen unglücklichen Mischling, der später nach der Schlacht bei Aktium auf das Geheiß des siegreichen Augustus ermordet wurde. Für Cicero war diese Ägypterin ein Greuel. Auch das trennte ihn ja entschieden von einem Cäsar, der bereits wie sein großer Vorgänger Alexander nicht mehr als Bürger seines Landes, sondern als ein Sohn der Erde übervölkisch dachte und empfand, daß Cäsar das Lateinertum, das Bodenständigkeitsgefühl der civitas Romana zu wenig achtete. Das alte Bauernblut regte sich entrüstet in Cicero, dem Herrn „Erbsloh“ aus Arpino, wenn die von ihm gefeierte Latinität gering geschätzt wurde. Und dies kränkte seinen Volksstolz aufs tiefste. Nur mit Mißbehagen sah er die Diener der fremden Königin oder ihre braunen Isispriester durch die Straßen der Stadt huschen, auf denen einstmals die Catuler und Scipionen einhergeschritten waren. Er, der stete Lobpreiser der Vergangenheit, der sich stets voll Stolz der großen Vergangenheit Roms und seiner freien Männer erinnerte, der als Augur den Gottesdienst und die frommen Bräuche der Väter wie eine heilige Überlieferung ehrte, nahm mit Schrecken wahr, wie die Stadt eines Cincinatus, eines Marcus Porcius Cato und eines Fabius Maximus zu einer Weltstadt wurde, und wie auswärtiger Aberglaube und

alle möglichen fremden Sitten sich hier einnisteten. „Als Rom noch Rom war!“ seufzt es jetzt oft von seinen Lippen und aus seinen Briefen. Und der immer etwas kleinstädtisch Gebliebene konnte und wollte sich nicht in das fremde Gepspreize und den Lärm gewöhnen, der jetzt den Marktplatz und die ehemalige Stadt eines Aemilius Paulus, eines Cäcilus Metellus durchhallte.

Sofort nach der Ermordung des Staatsoberhauptes am 15. März hatte Cicero, für den dieser Tag in der nächsten Zeit noch sein ganzer Trost blieb, die Zusammenberufung des Senats auf dem Capitol verlangt. Das war ihm ja immer ein Stein des Anstoßes gewesen, daß Cäsar diese oberste Beratungsbehörde des Erdkreises nicht genug geachtet habe, wie dies seit jeher die zum Alleinherrschen geborenen starken Männer mit jeder Art von Parlamentarismus getan haben. Aber dieser Senat war längst nur noch ein Wrack, ein Stumpf jener ehrfurchtgebietenden Mannerschar, die ehedem ihren Feldherrn und Beamten ebenso wie den von ihnen besiegten und verwalteten Ländern ihre unumstößlichen Weisungen erteilt hatten. Auf Veranlassung des Brutus, der den Mark Anton völlig unterschätzte, war dieser geschont und nicht zugleich mit Cäsar hingeschlachtet worden. Auch hatte ihm der gerecht denkende Brutus, der Cäsars Milde nachahmen wollte, Gelegenheit zu jener berühmten Leichenrede auf dem Markt gegeben, die in Shakespeares herrlicher Fassung der Nachwelt erhalten ist und schon wer weiß wie oft über die Bühnen der ganzen Welt erklungen ist. Unter feierlichem Gepränge wurde dann der „tote König“, wie Cicero ihn schauernd genannt hatte, verbrannt, wobei düster gekleidete Männerchöre den erschütternden Gesang erhoben: „Die mich erschlugen, hab' ich einst gerettet.“

Beide Torheiten, wie Cicero sie schalt, sollten sich bald an Brutus und seinen Mitverschworenen rächen. Zielloos liefen die Tyrannenmörder mit ihren vom Blute Cäsars geröteten Dolchen durch die Straßen der Stadt, ohne recht zu wissen, wie die Zügel des Staates, die am Boden lagen, aufzugreifen seien. In ihrer Verlegenheit und Hilflosigkeit riefen sie wiederholt den Namen: „Cicero! Cicero!“, den

Brutus als erster über der Leiche des gestürzten Diktators ausgesprochen hatte. Aber dieser, der damit als Schutzgeist der Republik angerufen wurde, wußte zunächst auch nichts anderes zu tun wie zu reden und die Verschworenen als Helden, ja als Götter zu feiern. Erst hinterher hielt er den Befreiern vor, was sie alles verabsäumt hätten und was durch ihn geschehen wäre, wenn man ihn von vorneherein in den Anschlag gegen Cäsar eingeweiht hätte. „Wäre ich doch am 15. März dabei gewesen!“ ruft er in seinen späteren Briefen immer wieder aus. Oder: „Hättest Du mich doch zu dem herrlichen Gastgebot am 15. März eingeladen!“ wirft er dem Cassius hinterher vor. „Es würden dann keine Brosamen mehr übrig geblieben sein. Man hätte reinen Tisch gemacht und nicht bloß einen Akt, sondern das ganze Stück zu Ende gespielt.“ Denjenigen unter den Tyrannenmördern, der vor der Untat den Mark Anton beiseite geführt und dadurch vor den Dolchen der Verschwörer gerettet hatte, seinen Freund Trebonius, tadelt er auf das bitterste, daß durch ihn ein Schurke wie Mark Anton vor dem verdienten Tod bewahrt geblieben sei.

Sicherlich würde Cicero, wenn man ihn vorher befragt hätte, in seiner feindseligen Einstellung gegen Mark Anton, in der er sich schon damals befand, auf seine Vernichtung gedrängt haben. Doch das war nun für immer verabsäumt worden. „Der Tyrann ist tot. Aber wir werden noch von seinem Kopfnicken regiert“, ächzte Cicero zornig über die verpaßten guten Gelegenheiten auf. Denn der schlaue Mark Anton gewann jetzt von Tag zu Tag an Boden. Hatte er sich zunächst noch in Sklaventracht scheu versteckt gehalten, so durfte er es bald schon wagen, wieder öffentlich zu erscheinen und die Verschwörer gar zu sich zu Gast zu bitten. Endlich trat auf seine Veranlassung der Senat zusammen, den Brutus und Cassius selber aus Formgründen und, um nicht gegen die nun wieder eingeführten republikanischen Bräuche zu verstoßen, nicht einberufen mochten. Denn Mark Anton war ja der neben Cäsar förmlich ernannte Konsul dieses Jahres. Auf seinen Antrag wurden nun in feierlicher Sitzung die Befreier vom Senat begnadigt. Cicero

war töricht genug, diesen Antrag zu unterstützen, durch den seine Helden und Halbgötter, deren Tat nicht genug gepriesen werden konnte, deren Ruhm die Nachwelt in ewigen Angedenken bewahren würde, immerhin zu Verbrechern gestempelt wurden, denen man Gnade angedeihen lassen mußte. Cicero war damit selber in die Falle gegangen, die Mark Anton gestellt hatte. Und das mag ihn hinterdrein wieder erst recht gefuchst haben. Zwar haben beide, Cicero und Mark Anton, die später wie zwei Erzfeinde und wie Feuer und Wasser einander hassen sollten, gerade in dieser Zeit noch zwei Briefe ausgetauscht, die einen erstaunen könnten, wenn man nicht die sprunghaften Wallungen in Ciceros Seele nun schon einigermaßen kennen würde. Mark Anton hatte ihn in einem sehr schönen, männlich gehaltenen Brief gebeten, die Feindschaft, die Cicero gegen Clodius gehegt habe, nicht auf dessen jungen Sohn Publius Clodius auszudehnen. Mark Anton war nämlich Stiefvater dieses Knaben geworden, dadurch, daß er die Fulvia, die frühere Gemahlin des Clodius und Mutter des jungen Publius, geheiratet hatte. Das Antwortschreiben des Cicero, das bereitwillig auf dies vornehme Ansinnen des Mark Anton eingeht, ist uns noch erhalten und ist höchst beachtenswert. Zeigt es uns doch wieder einmal einen „Knoten im Charakter unsers Redners“, wie dies ein alter englischer Lebensbeschreiber Ciceros ausdrückt, einen Knoten, den sich gradlinig denkende und fühlende Menschen kaum entwirren und enträtseln können. Das Schreiben, das Mark Anton später im Senat in Abwesenheit des Cicero laut verlesen hat, beginnt mit einer Erklärung des Bedauerns darüber, daß Mark Anton dies Ersuchen nicht mündlich an ihn gestellt hätte. „Denn“, so fährt es wörtlich fort, „dann hättest Du Dich nicht nur aus meinen Reden überzeugt, sondern unmittelbar in meinem Gesicht, in meinen Augen und auf meiner Stirn gelesen, wie sehr ich Dich liebe. Zwar habe ich Dich immer geliebt“, heißt es dann wörtlich weiter: „Und zwar zunächst infolge Deiner Anhänglichkeit an mich.“ Denn Mark Anton war ja in seiner Jugend eine Zeitlang bei Cicero in die Schule gegangen und hatte sich bei ihm in der

Redekunst ausgebildet, in der er dann später seinen Mann stehen sollte. Auch hatte er für eine Weile bis zum gewaltsamen Tode des Clodius die Partei des Cicero gegen diesen Meuterer ergriffen. „Aber“, so fährt der Brief Ciceros an Mark Anton fort, „in diesem Zeitpunkt hat die Republik Dich selbst mir so empfohlen, daß ich niemanden habe, der mir teurer wäre.“ Unter den schönsten Versicherungen, daß er, der Briefschreiber, seine Gegnerschaft gegen Clodius, die mit dessen Tode schon erloschen sei, nie auf seinen Sohn übertragen werde, schließt er dann mit der schmeichelhaften Beteuerung: „Laß mich nur dies noch hinzusetzen, mein Antonius, daß ich mich immer und ohne das mindeste Bedenken beeifern werde, alles mit größtem Eifer zu tun, wovon ich glauben werde, Du wollest es, oder es sei Dir das geringste daran gelegen!“

Wenige Monate nach dieser gewundenen Erklärung und sotanen Briefen stehen die beiden, die sie gewechselt haben, auf Hieb und Stich in unüberbrückbarer Feindschaft gegeneinander.

Was war inzwischen geschehen? Mark Anton hatte in seiner Leichenrede, die er mit der Vorlesung des letzten Willens von Cäsar krönte, das Volk derart gegen die Verschwörer und Mörder des Diktators aufgewiegelt, daß diese ihres Lebens in Rom nicht mehr sicher waren. Das römische Volk, auf das Cäsar sich zum Kummer Ciceros, des Senators, sein Leben lang gestützt und dem er immerzu wieder geschmeichelt hatte, mochte erkennen, wie gut man es im Grunde unter der Herrschaft dieses Einzigen gehabt hatte: Dieses geborenen Kaisers, der sie nun nach seinem Tode noch reichlich mit Geschenken bedacht hatte, indem er einem jeden römischen Bürger an die fünfzig Mark vermachte und dazu noch seine im heutigen Trastevere gelegenen Gärten am Tiber dem Volk als öffentlichen Park überließ. Die Erregung der Menge, die Shakespeare so treffend auf die Bühne gebracht hat, kannte nun keine Grenzen. Man verbrannte die Leiche Cäsars wie einst die des schönen Clodius mitten auf dem offenen Marktplatz und drang mit Feuerbränden, die man an seinem Scheiterhaufen entzündet

hatte, in die Häuser der Mörder, um sie anzustecken und die Verschworenen selber in Stücke zu reißen. Diese hatten sich jedoch inzwischen außer Gefahr gebracht und hielten sich größtenteils im heutigen Anzio, etwa sechzig Kilometer von Rom entfernt, auf: In demselben Anzio, in dessen Nähe auch Cicero eines seiner mehreren Landhäuser besaß, dessen Ruhe und liebliche Lage er in einigen Briefen nicht genug preisen kann.

Es berührt fast lächerlich, daß sich die beiden Haupttätersführer der Verschwörung, Brutus und Cassius, dann wie befehligte Soldaten in die Provinzen begaben, die ihnen der von ihrer Hand hingeschlachtete Cäsar selber noch zur Verwaltung überwiesen hatte: Brutus nach Mazedonien und Cassius nach Syrien. Als ob der von ihnen Ermordete sie noch immer leitete, wirkt es, wie diese beiden, unfähig selbständig zu handeln, sich jetzt noch seinen Anordnungen fügen. Ja, man hat in der Tat, wenn man ihr ganzes Gebaren nach ihrer Untat nachliest, das Gefühl, als ob die beiden, Brutus wie Cassius, fortan unter einem bestimmten Zwang, einer Art Starrkrampf gehandelt hätten. Es mag ein Ausfluß jener zauberhaften Macht gewesen sein, die Cäsar nach dem Zeugnis vieler seiner Zeitgenossen ausgeströmt hat, daß diese zwei Tätersführer genau wie ihre sämtlichen Mitschuldigen, von Cäsars Rache verfolgt, eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Cassius, der tückischste der Verschworenen, sogar von demselben Dolch, mit dem er auf den Allgewaltigen eingedrungen war. „Wo ist ein Ort so verödet oder der Bildung so unzugänglich“ hat Cicero einmal in einer seiner damaligen Reden ausgerufen: „der jene Tyrannenmörder, wenn sie sich ihm nähern, nicht ansprechen und mit Sehnsucht empfangen wird? Wo gibt es so rohe Menschen, die beim Anblick dieser Männer nicht den größten Genuß in ihrem Leben empfinden würden?“

Armer Schwärmer Cicero! Wenn dir nur ein etwas längeres Dasein beschieden gewesen wäre, so würdest du noch erfahren haben, wie jedes Land, jede menschliche Gesellschaft sich später vor diesen Befreiern wie vor Verpesteten

verschloß, bis auch der letzte von ihnen ausgerottet und von der Erde vertilgt war.

Cicero hielt sich, während die Erlöser vom Joche Cäsars sich von Tag zu Tag mehr Herrschaft und Geltung entreißen ließen, auf seinen Landgütern auf. Auch er wollte jetzt wohl eine Weile, betroffen von dem ganz unerwarteten Ereignis der Ermordung Cäsars, die Augen schließen und sich dem römischen Wirrwarr entziehen. Er ergab sich dem Umgang mit der Weltweisheit, den er so oft, wenn es rings um ihn stürmte und brandete, aufgesucht hatte und trieb Redewebungen mit Hirtius und Pansa, zwei rechtlichen biedern jungen Leuten, die für das Konsulat des kommenden Jahres in Aussicht genommenen waren, und die es an Verehrung für ihren Lehrer und Meister nicht fehlen ließen. Dabei schielte Cicero gleichwohl beständig nach Rom hinüber, wo sich nun Mark Anton als Testamentsvollstrecker des bereits allgemein vermißten Cäsars so willkürlich wie möglich benahm. Sein Ansehen war in der Zwischenzeit bereits so gestiegen, daß Calpurnia, Cäsars Witwe, die ihr verfügbares Geld zunächst im Stadthause Ciceros untergebracht hatte, es nun rückhaltlos dem Mark Anton anvertraute. Cleopatra, die Ägypterin, die sich nach dem Tode ihres Liebhabers in Rom nicht mehr sicher fühlte, zog sich heimlich mit ihrem gesamten Gefolge aus Italien zurück, ohne damals noch in Fühlung mit ihrem künftigen Gatten, dem Mark Anton zu geraten. Der kam sich schon als ein zweiter Cäsar vor. Er umhüllte sich mit dem Fell des toten Löwen und vollführte alles, was er anordnete, im Namen des Verstorbenen. Er hatte sämtliche Papiere Cäsars in seine Hand bekommen und erfüllte nun die Beschlüsse und Entwürfe des großen Mannes nach seinem Gutdünken, indem er sich jedesmal, wenn man Anstoß an seinen Entscheidungen nahm, auf den Wunsch und Willen des schmählich Ermordeten berief. Zwar hatte er noch zum Jubel Ciceros im Senat beantragt, den Begriff der Diktatur samt dem Wort, das allen Freiheitsfreunden ein verhaßter Klang war, völlig abzuschaffen. Aber er selber benahm sich nicht viel anders wie ein Diktator. Er ließ sich zu seinem Schutz die Leibwache vom Senat be-

willigen, die Cäsar für seine Person verschmäht hatte. In den Fällen, über die Verfügungen Cäsars fehlten, ließ er solche durch den von ihm erkaufte Geheimschreiber Cäsars einfach herstellen und ordnete auf Grund dieser gefälschten Papiere herrisch das Weitere an.

Womöglich hätte Mark Anton auf diese Weise sich langsam zum Alleinherrscher hinaufgeschoben, wenn da nicht am blutrot brennenden Himmel der Geschichte ein neuer menschlicher Stern aufgetaucht wäre: der spätere Kaiser Augustus, der im Mai für einige Männer und auch für Cicero wahrhaft wie der Frühling selber in Rom erschien. Dieser Jüngling, ein Enkel der Schwester Cäsars, zunächst Oktavian nach seinem Vater genannt, befand sich in Apollonia, einer Küstenstadt im heutigen Albanien, als ihn die Nachricht vom Tode seines Großvaters traf, durch den er inzwischen, ohne sein Wissen, an Sohnesstatt angenommen worden war. Cäsar selber hatte ihn dorthin zum Studium gesandt. Noch blutjunger Student nach unseren heutigen Begriffen — denn er war eben neunzehn Jahre alt geworden und stand erst im Anfang seiner rednerischen und soldatischen Ausbildung — zögerte er nicht einen Augenblick, sich in den Kampf um die Hinterlassenschaft seines großen Verwandten zu begeben. Er verließ Apollonia, von dem uns jetzt nur noch Trümmer erhalten sind, und machte sich schleunigst auf die Reise nach Rom. Dort traf er zum anfänglichen Gespött von Mark Anton als einzig berechtigter Erbe Cäsars ein, dessen Namen er fortan für sich in Anspruch nahm.

Daß er ein schlauer und zugleich ehrgeiziger Kopf war, bewies Oktavian Augustus gleich, indem er sich für mindestens so ebenbürtig und berechtigt erklärte, den letzten Willen seines Großvaters zu vollstrecken wie Mark Anton, der sich fortwährend als ein Verteidiger der Verfügungen Cäsars gebärdete. Oktavian, der sich wie Cäsar bei Beginn seiner Laufbahn in der Hauptsache auf die Masse stürzte, drang darauf, daß die Vermächtnisse, die Cäsar angeordnet habe, nun auch wirklich ausgezahlt würden. Damit setzte er sich bei dem Volk, in dem jeder gierig auf die ihm versprochenen fünfzig Mark wartete, ebenso in Gunst, wie er

den Mark Anton dadurch in Verlegenheit brachte. Denn dieser hatte den Schatz, den Cäsar hinterlassen hatte, schon stark für sich und seine Spießgesellen in Anspruch genommen, zu denen auch seine beiden Brüder, Cajus und Lucius, höchst lockere Vögel, gehörten. Mark Anton hatte sich in der Zeit nach der Ermordung Cäsars ähnlich aufgeführt wie damals, da ihn Cäsar zu seinem Stellvertreter in Italien ernannt hatte. Besonders in Brindisi, wo er auf einen Widerstand der Soldateska gestoßen war, hatte er sich wie ein Wüterich benommen und noch dazu in Gegenwart seiner Fulvia ein entsetzliches Blutbad angerichtet, das von Cicero später mehrfach in den gräulichsten Farben geschildert worden ist.

Er, der weiland „Vater des Vaterlandes“ litt in seiner Einsamkeit zwischen Büchern und Schriften fürchterlich unter den schlimmen Nachrichten, die ihm von dem Tun und Treiben Mark Antons hinterbracht wurden. Er hatte mit der Ermordung Cäsars auf eine Rückkehr in alte freistaatliche Zucht und Sitte und auf eine Wiedergeburt der römischen Republik gehofft. Hatte geglaubt, daß den Römern, wie ihm, die Freiheit ein Lebensbedürfnis sei und sah nun zu seinem Schrecken, seiner tiefsten Enttäuschung einen Wüstling in Rom und Italien schalten und walten, gegen den das Regiment eines Cäsars ein leichtes, weises und gerechtes gewesen war. Die Verschworenen, die Befreier vom Joch des Diktators waren derartig kopflos, daß sie fortwährend den Cicero um seinen Rat bedrängten und auf die Entschlüsse dieses Entschlußschwachen warteten. Auf der anderen Seite suchte die Partei des Mark Anton den in Rom und vor allem im Senat noch immer einflußreichen großen Redner zu bewegen, Farbe zu bekennen und sich entweder für sie oder offen für die Mörder Cäsars und ihre Sache zu erklären. Verdächtige Gestalten, die hin und wieder an den Gartenmauern der Landsitze Ciceros auftauchten, sollten, offenbar von Mark Anton gedungen, dazu dienen, den unschlüssigen ehemaligen Konsul zu einer Entscheidung zu zwingen. Denn Mark Anton wollte nachgerade wissen, mit wem er es in Cicero zu tun hatte. Er traute von

sich und seinem Standpunkt aus mit Recht dem Frieden nicht, den Cicero sich vorderhand auf seinen Gütern auferlegt hatte und nahm ihn im stillen nicht für einen der beruhigten alten Herrn, die an ihren Fischteichen Rom und was sich jetzt darin zutrug, vergessen oder nicht beachten wollten. „Ich halte es für gewiß“, hatte Mark Anton in jenem herangezogenen Brief an Cicero geschrieben: „Daß Dein Glück über alle Gefahren hinweg ist. Und ich denke, Du ziehst ein ruhiges und ehrenhaftes Alter einem sorgenvollen vor.“ Aber seine Menschenkenntnis und seine Witterung mußten dem Mark Anton wohl sagen, daß er sich vor diesem hin- und herflackernden Mann zu hüten hatte, und daß es besser für ihn wäre, wenn man diesen Greis, der sich nur zum Schein hinter seine Bücher vergrub, heimlich umbringen könnte. Auch Cicero sah diese Gefahr offenbar täglich, ja stündlich vor seinen Augen, wenn er die Häscher und Spitzel Mark Antons bemerkte, die seine Besitzungen umstreiften.

In der Klemme, in der er, wie zur Zeit des Clodius und des Bürgerkriegs zwischen Cäsar und Pompejus, nun wieder steckte, beschloß Cicero schließlich der Einladung seines gewordenen Schwiegersohns Dolabella zu folgen und ihm in seine Provinz Syrien nachzureisen. Dieser hatte sich nämlich von Mark Anton nach ihrer Aussöhnung durch ein willkürliches Gesetz diese Provinz zuschanzen lassen, trotzdem der aus Rom ausgebrochene Cassius dort, noch von Cäsar bestimmt, bereits als Statthalter saß. Wiewohl ihm Dolabella, eine der scheußlichsten Gestalten in der Schreckenskammer jener Zeit, sehr wenig erfreulich war, vermeinte Cicero doch auf solche Weise, indem er sich ihm anschloße, den verwickelten Verhältnissen in Italien zu entgehen, die sich allmählich zu einem Strick für ihn zusammenzogen. Er überlegte wie gewöhnlich längere Zeit hin und her, ob er der Aufforderung Dolabellas Folge leisten sollte. Und erinnerte sich dabei mit Schauern der musenlosen Zeit, die er im Lager des Pompejus in Durazzo unter lauter Kriegsleuten verbracht hatte: Mit der einzigen Hauptbeschäftigung, schwarzseherischen Soldaten, die sich mit

Todesahnungen quälten, bei der formgerechten Abfassung ihres letzten Willens beizustehen. Unlustig begab sich der im Alter immer reisescheuer gewordene Dreiundsechzigjährige auf die Fahrt, von seinem Landhaus in Pompeji. Griechenland und das heiß verehrte Athen, in dem er gern seinen Lebensabend verbracht hätte, sollten das nächste Ziel sein. Dort gedachte er seinen Sohn aufzusuchen, der sich, wie der Vater, der Beschäftigung mit den schönen Künsten und vor allem mit der Redekunst ergeben hatte. Freilich ohne den steten Fleiß seines Vaters und mit entschieden größerem Leichtsinne, als ihn dieser als älterer Bruder Studio gehabt hatte. Cicero mag innerlich erfreut gewesen sein, als heftige Gegenwinde den Auslauf seines Schiffes längere Zeit behinderten. In seinem ganzen Leben hatte er sich vor der See und den Stürmen gescheut und war stets erleichtert gewesen, wenn er seinen Fuß wieder auf trockenes Land setzen konnte. Die Unbilden der Fahrt suchte er sich diesmal dadurch etwas zu erleichtern und zu versüßen, indem er an seiner „Topica“ schrieb. Endlich langte man in Syrakus an. Aber dort lagen die günstigsten Nachrichten aus Rom vor, die sich dann bei einer Notlandung, die man später in Reggio vornahm, bestätigten und noch verstärkten. Hirtius und Pansa, Ciceros getreue Schüler und Freunde der Freiheit wie er, wären, so hieß es, bereit, das Konsulat für das kommende Jahr anzutreten. Das Ansehen des jungen Oktavian wachse noch beständig. Mark Antons Übermacht und Übermut scheine zu schwinden. Er sei bereit, sich künftig dem Willen des Senats zu fügen und sich zu mäßigen. Und man würde es deshalb dem feurigen Kämpfer gegen Catilina als unverzeihliche Feigheit auslegen, wenn er sich jetzt vom Staatsleben und von dem Felde der Ehre und des Ruhms zurückziehen wollte. Cicero entschloß sich, nun, wo das Vaterland ihn mit klarer Stimme zurückrief, kurzerhand zur Heimkehr. In Velia, einer alten Hafenstadt, dreißig Kilometer südlich von den heutigen ergreifenden Trümmern bei Pästum gelegen, traf er ein letztes Mal mit Brutus zusammen, der sich anschickte, in seine Provinz Mazedonien zu segeln. Welch ein Wiedersehen der beiden ehemals miteinander so

vertrauten Männer! Der Tyrannenmörder, fast schon ein Flüchtling von italienischem Boden und der größte Redner Roms, der vergebens versuchen wollte, den Zusammenbruch ihres Freistaats noch einmal aufzuhalten, sie beide standen einander wie zwei gescheiterte Schwärmer gegenüber. Aber das schönere und hellere Feuer für die Sache der Freiheit glühte noch in dem greisen Cicero, der seinen früheren Abgott Brutus merkwürdig gefaßt und abgestorben fand: „Sein Magenleiden beschäftigte ihn mehr als Roms Zukunft“, weiß er nur von dem Tyrannenmörder zu vermelden. Scheidend von ihm, schwor sich Cicero zu, sich noch einmal für die Republik mit all seinen Kräften und seiner ganzen Redegabe einzusetzen. Und er hielt dies Gelöbniß, das er sich, dem Freund und dem Vaterland gab, er, der in diesen Tagen wahrhaft seherisch äußerte: „Es ist mein Schicksal, daß ich ohne den Freistaat weder besiegt werden noch siegen kann.“ So eng verwachsen fühlte und durfte er sich jetzt mit der römischen Republik fühlen. Er sollte sich in den wenigen Monaten, die ihm noch zum Leben, zum Reden und Wirken verblieben, zu einer sittlichen Höhe aufschwingen, wie er sie selbst in den Tagen des Kampfes gegen Catilina nicht erreicht hatte.

In Rom wurde der letzte Hort der alten republikanischen Gedanken mit dem Jubel empfangen, den man sonst einem siegreichen Feldherrn darbrachte. Oktavian ließ ihn, den er in seinem Wettbewerb um die Macht mit Mark Anton trefflich benutzen konnte, feierlich durch Abgesandte begrüßen. Aber auch Mark Anton blieb seinerseits nicht untätig. Er ordnete sogleich für den andern Tag eine Zusammenkunft des Senats an, zu der er den Cicero förmlich einladen ließ. Offenbar, um ihn vor den versammelten Vätern zu stellen und zu einem Anschluß an die Partei der Anhänger Cäsars zu nötigen. Aber Cicero beging die Unklugheit, nicht bei dieser Sitzung zu erscheinen, sondern ließ sich entschuldigen, da er noch zu angegriffen von den Müheligkeiten der Reise sei. Seine Anwesenheit, so führte er späterhin weiter aus, sei gar nicht nötig gewesen, da kein Hannibal vor den Toren gestanden, sondern man lediglich

über Dankfeste, also über ganz unwichtige Dinge, verhandelt habe. Hinterher hat er eingestanden, daß er aus dem Grunde der Sitzung ferngeblieben sei, weil Mark Anton die feste Absicht gehabt habe, ihn im Verlauf seiner Rede umbringen zu lassen. Dieser schäumte nun vor Zorn über den alten Fuchs und schwor, ihm die Zunge lösen zu wollen. Und wenn er ihn mit Zimmerleuten aus seiner Wohnung holen müßte. Ja, er entsandte sogar einige seiner Leibwächter, wüste Gesellen, mit dem Auftrag, das Haus Ciceros in Brand zu stecken. Ähnlich, wie es bereits schon einmal Clodius angeordnet und vollführt hatte, der tote Volksaufwiegler, dessen Witwe Fulvia nun als die Gemahlin Mark Antons das ihrige tat, um ihren gereizten Gatten gegen diesen „falschen grauen Heuchler“ aufzuhetzen.

Cicero selber trat nun am folgenden Tage am 2. September des Jahres 44 im Senat auf, wo er seine erste Rede gegen Mark Anton hielt, der diesmal seinerseits nicht zugegen war: Seine erste Antoniana oder „Philippika“, wie er sie nach einem Vorschlag von Brutus zunächst im Scherz und dann späterhin ernsthaft nach dem berühmten Muster der Zorn- und Brandreden des Demosthenes gegen den Makedonierkönig Philipp genannt hat. Es sind im ganzen vierzehn Philippiken geworden, die Cicero gegen seinen grimmigsten Gegner abgefeuert hat. Und sie sind seit jeher als der Schwanengesang Ciceros und damit auch der römischen Republik aufgefaßt und gerühmt worden. Denn nach diesen letzten Reden Ciceros ist kaum noch ein freies Wort im römischen Senat erklingen. Schade, daß man auf den höheren Schulen diese vielfach herrlichen Ausbrüche einer freiheitsdurstigen Seele viel seltener vornimmt und durchpaukt als das ewige: „Quo usque tandem, Catilina, abuteris patientia nostra!“ und die übrigen Catilinarischen Reden, die es weder an Wucht noch an Blutwärme und Spannung mit den Philippiken Ciceros aufnehmen können.

Mark Anton ließ sich zwar hinternach beschwichtigen und sah von einer Zerstörung des Ciceronianischen Hauses ab, das, wie dieser stolz hervorhebt, auf Staatskosten nach dem Beschluß des Senats wieder aufgebaut worden war.

Und auch Cicero zeigte in seiner ersten Philippika noch eine große Mäßigung. Gleichwohl grüßten die beiden einander im Senat fortan nicht mehr und waren nunmehr geschworene Feinde. Mark Anton beraumte eine neue Senatssitzung an, in der nun wiederum Cicero nicht zugegen war, so daß die beiden Gegner zum heimlichen Gespött der Senatoren verstecken miteinander spielten. In dieser Sitzung putzte Mark Anton seinen abwesenden Widersacher schändlich herunter, vergaloppierte sich aber dabei und verstrickte sich in falsche Behauptungen, die der von ihm Gescholtene dann leicht widerlegen konnte. Die zweite Philippika, eine der schönsten seiner Reden, hat Cicero ebensowenig wie seine zweite Rede gegen Verres mündlich gehalten. Er hat sie nur niedergeschrieben und sie unter andern auch seinem Attikus zugänglich gemacht, der ihn nicht genug davor warnen konnte, sie öffentlich erscheinen zu lassen. Damit hat denn Cicero auch so lange gewartet, bis Mark Anton Rom verlassen hatte. Er entwirft in dieser Rede ein allerdings höchst abstoßendes Bild seines Gegners, das dem Mark Anton, wie er von andern geschildert wird, und wie er uns aus der Geschichte ansieht, nicht ganz gerecht wird. Ein bloßer Wüstling, Schlemmer und Völlerei ist der Mann nicht gewesen, der auf seinen vielen Feldzügen Hunger und andere Entbehrungen erdulden konnte, ohne darüber jemals seine leichte unbekümmerte Laune zu verlieren: Der mit seinen Soldaten zufrieden aus einem Napf wilde Früchte und harte Wurzeln aß, wenn nichts besseres vorhanden war, und mit ihnen verdorbenes Wasser soff, wenn er seinen Durst nicht mit Wein stillen konnte, und der auf dem Marsch unter den Seinen auf dem bloßen Boden schlief und sich in den Feldschlachten den gleichen Gefahren aussetzte, die seine Truppen zu bestehen hatten. Auch der Vorwurf einer gänzlichen Bildungslosigkeit, den Cicero gegen „das Schaf“ Mark Anton erhebt, trifft diesen ebensowenig wie den Verres, der es sich sein Leben kosten ließ, seine Kunstwerke behalten zu dürfen. Mark Anton hatte manches gelernt. War von seiner Mutter, die man den trefflichsten und tugendhaftesten Frauen Roms an die Seite stellte, sehr gut erzogen worden. Und hatte



als Enkel eines der berühmtesten römischen Redner eine natürliche Begabung für die Kunst der Rede, die er in einer sorgfältigen Schulung in Athen und Rom, wo auch Cicero seinen Anteil an ihr hatte, meisterhaft ausbildete, wengleich er stets einen Hang zur asiatischen Schwülstigkeit beim Sprechen gehabt haben soll. Es war nur ein schnöder Scherz, den Cicero leichtfertig nachsprach, daß Mark Anton seine Redeübungen nur abhalte, um den Wein auszudunsten, den er allerdings stets gern zu sich nahm. Denn Mark Anton bewies allein in seiner Ansprache an das Volk über der Leiche Cäsars, daß er die Worte wie ein Meister zu behandeln wußte. Auch daß dieser Mann, der sich später mit Augustus in die Welt teilte, fortwährend im Trunk herumgetorkelt sei und daß in seinem Hause von morgens neun Uhr an das Trinken, Spielen, Erbrechen in holder Abwechslung bis in die späte Nacht gedauert habe, wird stark übertrieben sein.

Aber dem Cicero behagte es nun einmal, das ganze Sündenregister des Mark Anton aufzuziehen: Beginnend von der Zeit, wo dieser das Lustweib des Curio gewesen sei, jenes ausgemachten Lumpen und durchtriebenen Lebejünglings, den Cicero einmal gegen Clodius und Clodia verteidigt hatte, und wo Mark Anton völlig überschuldet vom Vater dieses Curio, als er sah, daß sein Sohn sich für solch einen Taugenichts verbürgt hatte, mit Schimpf und Schande aus dem Hause geworfen worden sei. Auf solche Weise wird die gesamte Vergangenheit Mark Antons vorgenommen: Bis zu den schlimmen Tagen, in denen dieser „Einbrecher“ in Ciceros Augen, sich das Haus des großen Pompejus angeeignet und es zu einem Tummelplatz für Dirnen, Zuhälter und Gaukler gemacht habe. Und bis zu dem Augenblick, wo er morgens im Senat noch trunken von dem Suff der vergangenen Nacht und im halben Katzenjammer seine Toga vollgespien habe. Schonungslos zerzupfte Cicero so als gestrenger Sittenrichter das Vorleben seines früheren Schülers und nunmehrigen Todfeindes, ohne zu vergessen, dabei auch der Fulvia, der sauberen Gattin dieses „schmutzigsten aller Menschen“, dieses Narren und sittlich Schwachsinnigen, ver-

schiedenes auszuwischen. Selten hat Cicero von dem Vorrecht der römischen Anwälte, ihren Gegner herunterzuputzen und durch den Staub ziehen zu dürfen, diesem „Schmähgesetz“, das in Rom, wie auch schon im Athen des Demosthenes bestand, so ausgiebigen Gebrauch gemacht wie in dieser Rede. Die nur geschriebene, nicht gesprochene zweite Philippika endet dann in einem letzten schönen Mahnruf an Mark Anton: „Nimm doch endlich einmal Bedacht auf die Republik! Halte es mit mir wie du willst! Und auch für dich magst du selber sorgen! Aber nun will ich mich über mein eigenes Verhältnis zum Staat also erklären: Als junger Mann habe ich die Republik verteidigt. Als Greis will ich sie nicht verlassen. Catilinas Schwerter habe ich verachtet. Vor den Deinigen werde ich nicht zittern. Ja, ich will mich selber gern zum Opfer bringen, wenn die Freiheit des Staates durch meinen Tod schneller wieder hergestellt werden kann. Vor zwanzig Jahren habe ich schon gesagt: Für einen, der einmal Konsul gewesen ist, könne der Tod nicht zu früh kommen. Wieviel wahrer kann ich als Greis dies jetzt aussprechen. Mir ist der Tod jetzt sogar wünschenswert nach dem Genuß der von mir erreichten Ehrenstellen und nach all meinen vollbrachten Taten. Nur ein Hauptwunsch ist mir noch geblieben, daß ich sterbend das römische Volk im Besitz der Freiheit hinterlasse, daß keine Gewaltherrschaft die ewige Stadt verunziere. Dies wäre die größte Gnade, welche die unsterblichen Götter mir gewähren könnten. O, daß sie mir doch zuteil würde!“

An keiner anderen Stelle hat sich Cicero schöner, kürzer und würdiger gefaßt als in diesen markigen Sätzen. Es ist, als ob angesichts des ihm nahe bevorstehenden Todes jede irdische Eitelkeit von ihm abgefallen sei und er sich rein auf seine ihm vom Schicksal zuerteilte erhabene Berufung besonnen habe, der letzte beste Anwalt und Verteidiger des römischen Freistaates zu werden. Die Selbstgefälligkeit, die seine katilinarischen Reden noch so häufig nicht zu ihrem Vorteil durchschimmert, tritt ganz vor der hohen Aufgabe zurück, vor dem edlen Los, das ihm nun gefallen ist: „Freiheit oder Tod!“ Er hat nach seiner ersten Philippika noch

dreizehn Reden gegen Mark Anton gehalten. Aber sie alle — selbst die herrliche neunte, die vortreffliche zwölfte — haben nicht die gleiche Kraft und Schönheit der Sprache wie diese seine zweite Philippika. Was sie sämtlich auszeichnet, ist die mannhafte Haltung dessen, der sie wie Keulenschläge auf die freche Stirn seines von ihm so völlig verschiedenen Gegenparts niedersausen ließ. Ist aber auch der Stolz des freien Mannes und römischen Bürgers, der sich zum letztenmal an den Senat als die höchste, die weiland verehrungswürdigste Ratsbehörde der Erde wendet: „Behaupten müßt Ihr Eure Grundsätze, Euren Ernst, Eure Beharrlichkeit. Wiederannehmen müßt Ihr jene alte Strenge. Denn wenn der Senat Roms Ansehen haben soll, so wird dazu Anstand, Achtung, Unabhängigkeit und Würde erfordert: Dinge, die unsere erlauchte Ratsversammlung allzu lange entbehrt hat. Wir glaubten von königlicher Zwangsherrschaft durch Cäsars Tod befreit zu sein. Aber wir wurden seitdem weit härter durch Waffengewalt und ein Schreckensregiment im Innern unserer Stadt bedrängt. Wir müssen diesen unsern innern Feind entwaffnen. Vermögen wir dies nicht mehr — aussprechen will ich, was eines Senators und eines römischen Mannes würdig ist — nun, so wollen wir sterben.“

Leider predigte Cicero mit solchen und anderen glühenden Worten nur tauben Ohren. Ein neues, sich wunders wie modern vorkommendes Geschlecht war herangewachsen, das nichts mehr von der hohen Zeit eines Quintus Scaevola, eines Duilius, eines Regulus, eines Scipio Aemilianus und Lucius Aemilius Paullus wissen wollte, von einer Zeit, in der Cicero im Geist noch gern herumwandelte und träumte. Alle diese alten Helden und Heiligen der Republik, die Cicero in frommer Ehrfurcht hoch hielt, hatten einer neuen Jugend noch kaum etwas zu sagen: Einer Jugend, die genußsüchtig war und der es gleichgültig blieb, ob sie in einem Freistaat oder unter der Herrschaft eines Kaisers Geld verdiente und vorwärts kam. Die altertümliche häufige Anrufung der unsterblichen Götter stieß in einer Zeit, die schon einen neuen Gott, einen jungen Glauben in ihrem Schoße trug, nur auf Gelächter oder auf ein peinliches Schweigen. Man spöttelte

insgeheim oder gar schon laut über die vielen hohen Namen, die Cicero als Zeugen einer stolzen unabhängigen Gesinnung aus dem Grabe beschwor. Sie verhalten an den marmornen Wänden der Tempel oder Rathshallen, in denen sich der Senat wie eine Trauergemeinde am Sarge der Republik noch vereinigte. Das einzige, was Cicero mit seiner Verhetzung gegen den Mark Anton vorläufig erreichte, war dies, daß dem allzu leichtfertig gewesenen Nachfolger Cäsars der Boden in Rom zu heiß wurde, und daß er wie vor ihm Catilina die Stadt verließ, um sich in seine Provinz, das diesseits der Alpen gelegene Gallien zu begeben.

Inzwischen hatte Oktavian, der beständig weiter gegen Mark Anton schürte und wühlte, es bereits verstanden, ihm zwei Legionen, denen er das Blaue vom Himmel versprach, abspenstig zu machen. Auch in Rom hatte sich der Anhang des Großneffen von Cäsar noch vermehrt. Freigebig wie sein großer Verwandter, wußte er sich schnell beliebt zu machen. Inwieweit er damals mit Cicero ein festes Abkommen zur Vernichtung Mark Antons geschlossen hat, läßt sich nicht ganz genau übersehen. Jedenfalls schmeichelte er dem Cicero, den er eine Zeitlang seinen „Vater“ nannte, wie er nur konnte, also daß Brutus, der davon hörte, schon in der Ferne ganz eifersüchtig auf diesen Jüngling wurde. Er wollte es gar nicht begreifen, wie Cicero überhaupt einem so nahen Verwandten Cäsars die Hand zum Bunde reichen konnte, und wenn es auch nur zur Ausrottung eines neuen schlimmeren Tyrannen nach Cäsar geschehen wäre. Cicero war leider auch bei dieser Freundschaft der Gutgläubigere und Offenere. Wie er sich ehemals für die verfassungswidrige Ausdehnung der Macht des Pompejus in seiner Rede für den Manilischen Gesetzesvorschlag verwendet, und wie er sich gar den Dreiherrn zu Gefallen einstmals für die Verlängerung der Statthalterschaft Cäsars in Gallien eingesetzt hatte, so trat er nun für den arglistigen und sittlich wenig bedenklichen Oktavian ein: Für den „herrlichen Knaben“, der bald, sehr bald schon die allerbitterste Enttäuschung für ihn werden sollte. „Mein Cäsar!“ schwärmt er dem als Jünger Epikurs wieder vorsichtig im Hinter-

grund bleibenden Attikus von diesem Jüngling vor. Das Ergebnis seiner dritten Philippika, die er vor dem Senat gesprochen hat, ist denn auch dies, daß Oktavian mit seinen Legionen, deren Abfall zu ihm nachträglich feierlich gebilligt wurde, gegen den Mark Anton entsandt wird. Dieser ist auf Ciceros Antrag zum Staatsfeind erklärt worden. Gleichwohl trat der schwächliche Senat nochmals in Verhandlungen mit Mark Anton ein. Ja, man scheute sich sogar, die Katze eine Katze zu nennen und bezeichnete, eingeschüchtert wie man seit Cäsars Zeiten war, die offene Auflehnung Mark Anton's nur erst als „Tumult“ und noch nicht als Krieg, was dem Cicero Anlaß zu seiner bissigen achten Philippika bot. Unter den Gesandten, die aus Rom dem Mark Anton als Unterhändler zugeschickt wurden, befand sich auch jener Sulpicius, der dem Cicero vor kurzem das erhebende Trostsreiben nach dem Tod seiner Tochter zugesandt hatte. Aber der Arme starb auf dieser Friedensreise und wurde gebührend von Cicero, dem damit wieder ein Freund verloren ging, betrauert. Der Mann, der nach der Ansicht einiger verkümmertener Senatoren nur einen „Waffenlärm“, beileibe noch keinen Krieg erregt hatte, lagerte indessen, alle Befehle und Wünsche Roms verlachend, vor dem heutigen Modena. In dieser Stadt hatte sich nämlich Decimus Brutus, ein Vetter des Tyrannenmörders Markus Brutus verschanzt. Decimus, der gleichfalls seinen Dolch in Cäsars Brust gestoßen hatte, war von dem Imperator selber noch mit der Verwaltung des diesseits der Alpen gelegenen Galliens belehnt worden, das ihm nun von Mark Anton streitig gemacht wurde. Hatte doch der tote Tyrann diesen Decimus Brutus fast so innig wie den Markus Brutus in sein hartes Herz geschlossen. Es entspinnt sich nun ein Krieg um Modena, in dem Hirtius und Pansa, die beiden Konsuln, dem mit Cicero gut befreundeten Decimus Brutus zur Hilfe geschickt werden. Mit ihnen zugleich als Nebenherr Oktavian, der sich bei dem Treffen, das man dem Mark Anton liefert, noch als ein ziemlicher Laie in der Feldherrnkunst erweist, der er sein Leben lang geblieben ist. Diese Schlacht von Modena, in der Mark Anton völlig besiegt wird, hat dies als beklagens-

wertestes Ergebnis, daß beide Konsuln, die letzten rein republikanisch gesonnenen Heerführer Roms, fallen. Ihr Tod drückt selbst den Siegesjubel Ciceros über die Niederlage seines Erzfeindes stark nieder. Er ist auf die Nachricht von dem ersten siegreichen Treffen gegen Mark Anton, vom Volk bejubelt und begleitet, wie ehemals nach der Niederwerfung des Catilina auf das Capitol gestiegen, um dort dem höchsten Jupiter und den ewigen Göttern Dankopfer darzubringen. Aber nun trifft die Hiobspost ein, daß beide Konsuln, um den Reichsfeind aus dem Lande zu treiben, ihr Leben lassen mußten. Cicero verhüllt sein Haupt bei dieser schlimmen Kunde.

Besonders das Ende des weit bedeutenderen der beiden Konsuln, des Hirtius, greift ihn tief an. Er hat mit diesem im Lauf der letzten Zeit einen lebhaften schöngeistigen Verkehr unterhalten, mit ihm Gedanken, Schriften und Bücher ausgetauscht, und verliert nun in ihm nicht nur einen Freund, sondern auch eine der sichersten Hoffnungen auf die Erhaltung der Republik. Hirtius ist es auch gewesen, der ihm heftig abgeraten hat, dem Dolabella nach Syrien zu folgen und sich einem solchen Unmenschen anzuschließen. Denn inzwischen ist nach Rom ein schändlicher Bericht über diesen Menschen gedrungen, der in seiner neuen angemaßten Stellung aus einem leichtfertigen Genüßling zu einem Bluthund geworden ist. Er hatte sich von seinem Spießgesellen Mark Anton die Provinz Syrien verschreiben lassen, trotzdem diese schon nach einer Verfügung Cäsars von Cassius angetreten war. Auf dem Zuge dorthin ist er nun nach Smyrna gekommen. Dort überfällt er heimtückisch den Statthalter Asiens, Trebonius, einen guten Freund seines ehemaligen Schwiegervaters, einen sanften friedliebenden Mann, der sich an der Niedermetzlung Cäsars nicht zustoßend beteiligt, sondern vielmehr den Mark Anton noch vorher im Senat beiseite geführt, also außer Gefahr gebracht hatte. Den armen, von ihm überlisteten Trebonius läßt nun Dolabella drei Tage aufs schändlichste martern und hernach köpfen, um dann noch seinen zerfetzten Rumpf durch die Straßen schleifen und ins Meer werfen zu lassen: Alles dies nur darum, weil

Trebonius ein Mitwisser, wenn auch kein Mittäter der Verschworenen gegen Cäsar gewesen sei. Und dies tut derselbe Dolabella, der ein Jahr vorher mehrere, die sich in Rom gegen die Tyrannenmörder, gegen Brutus, Cassius und die anderen „ehrenwerten Männer“ empört geäußert hatten, stracks ans Kreuz schlagen ließ: Tut derselbe Dolabella, der zur Freude seines Schwiegervaters die Säule, die das Volk zu Ehren Cäsars errichtet hatte, umstürzte und vernichtete. Ausführliche und genaue Nachrichten über das Ende dieses gesinnungslosen Lumpen und Lüstlings sind seinem über diese an Trebonius begangene Untat höchst entrüsteten früheren Schwäher wohl nicht mehr zuteil geworden. Sein Unwillen, sein Ekel über Dolabella und seine gemeine Mordtat ging soweit, daß er fortan seine Enkel, die Kinder dieses Teufels und seiner geliebten Tully, nur noch mit Grauen anschauen konnte. Und als Oktavian später den Dolabella ob seiner Blutschuld freisprechen ließ, rief Cicero schon wahrhaft christlich aus: „Die Götter werden dies nicht tun.“ Es hätte ihn sicherlich innerlich befriedigt, haarklein zu erfahren, wie dieses sinnliche Scheusal, eben erst fünfundzwanzig Jahre alt geworden, vom Erdboden vertilgt worden ist. Den nach der schimpflichen Ermordung von Trebonius zunächst in die Acht erklärten Dolabella nimmt sich nun Cassius als rechtmäßig ernannter Statthalter Syriens vor. Cicero selber hat ihn dazu in seiner elften philippischen Rede ermächtigt, die dem Andenken an Trebonius, diesen wohlgesinnten Bürger, diesen Mann von den gemäßigten Grundsätzen gewidmet ist und zugleich den Dolabella, den schmachbedeckten Lehrgesellen des Mark Anton, in die tiefste Verdammnis schleudert. Cassius, mit der Bestrafung des Mordbuben beauftragt, rückt gegen ihn an und belagert ihn in der Stadt, von der aus Cicero ehemals seine kleinasiatische Provinz verlassen hat. Der in die Enge geratene Dolabella läßt sich alsdann, da es ihm persönlich an Mut zum Selbstmord mangelt, von einem seiner Soldaten töten.

Cicero hatte sich, während der Feldzug gegen Mark Anton ausgekämpft und die Schlacht bei Modena geschlagen wurde, wiederum auf seine Landgüter zurückgezogen, sofern ihn

nicht die Staatsgeschäfte in Rom hielten. Von der Kriegsführung begriff er trotz seiner Feldherrnwürde nun einmal nicht viel, und sagte sich dies jetzt wohl auch selber. Zwar hat ihm einer der Generale, der nicht am wenigsten zum Erfolg des Tages beigetragen hat, ein gewisser Galba, dessen gleichnamiger Urenkel noch einmal römischer Kaiser werden sollte, einen ausführlichen Schlachtbericht über Modena zugesandt. Doch Cicero hat dies Papier wohl ziemlich verständnislos zu den Akten gelegt. Er arbeitete in dieser Zeit zwischen den Senatssitzungen seine Schrift über die Pflichten zu Ende, die er seinem in Athen studierenden Sohn widmete. Schrieb an seinen Aufsätzen über die Tugenden und über die beste Art von Rednern. Und versuchte über die noch immer bestehende Ungewißheit der Zeit mit Geduld und Weltweisheit hinwegzukommen. Auch seine köstliche Schrift: „Über das Greisenalter“, die regelmäßig auf Carlyles Nachttisch lag und an der noch Goethe mit einundachtzig Jahren sein Ergötzen fand, ein Leitfadens für alle, die würdig alt werden wollen, hat in diesen Tagen ihren Abschluß gefunden.

Es ist, als ob Cicero sich innerlich jetzt mehr denn je zuvor auf den Tod gerüstet hätte, den er wohl selber immer bedrohlicher herannahen fühlte. Zwar hat ihn das Rätsel des Sterbens und Vergehens, seitdem er denken konnte, beschäftigt. Und an den Unsterblichkeitsglauben hat er sich mit der Inbrunst eines Menschen, der ohne ihn ertrinkt und versinkt, geklammert. Immer wieder zählt und rechnet er alles zusammen, was dafür spricht, daß unsere Seele das zufällige gebrechliche Gehäus unseres Körpers, den irdischen Kerker überdauert. Und Plato, der ebenso ein Vorleben wie ein Nachleben der Menschen fordert und voraussetzt, wird ihm auch in dieser Frage ein Führer, dem er unbedingten Glauben schenkt. In einer kleinen Schrift: „Der Traum des Scipio“, der auch die Frage der Unsterblichkeit berührt, hat Cicero sich neben Poseidonius auch auf den Plato und sein Werk „Phädon“ gestützt und wie jener große Denker schon eine Art Danteschen Himmels vorausgeföhlt. Das Werkchen zeigt wiederum, wie Cicero das Wissen seiner Zeit von den

Himmelserscheinungen völlig beherrscht, wie er an anderer Stelle, in seiner Schrift vom „Wesen der Götter“ eine verblüffende Kenntnis sämtlicher Gotteslehren und tiefe Erfahrungen aus der Tierwelt wie in der Beschaffenheit des menschlichen Körpers offenbart.

Die Liebe zur Tugend hat nun in ihm ganz den Willen zur Macht, die *appetitus principatus* überwunden. Er besinnt sich auf das höchste Gut, auf das Edelste in uns und wendet sich dabei demjenigen zu, der ihn überleben wird: Dem einzigen Sohn, den er in diese Welt gerufen hat, um das Leben anständig und ehrenhaft zu bestehen. So, wie es ihm seine rechtschaffenen Vorfahren und er als sein Vater es ihm vorgemacht haben. Nicht zu unrecht haben manche Beurteiler gesagt, daß die drei Bücher Ciceros über die Pflichten, die er seinem Sohn gewidmet hat, zu dem Schönsten, Wichtigsten und Einflußreichsten gehören, was aus seinem Geist, seinem Herzen auf uns gekommen ist. Diese seine letzten Offenbarungen und Lehren spiegeln, wenn sie sich auch vielfach auf griechische Schriften, insbesondere auf solche der Stoiker stützen, ganz sein Wesen wieder. Insbesondere im dritten, letzten Buch dieses Werkes, in dem er völlig selbstständig die Vergleichung des Sittlich-Guten und des Nützlichen erörtert und dem ersteren unbedingt den Vortritt einräumt. Des Panätius, eines stoischen Weltweisen aus Rhodos und weiland Freundes und Reisegefährten des Scipio und Lälus, gedenkt Cicero in seinem Büchlein als Hauptunterlage für die beiden ersten Teile dieses Werkes mit ganz besonderer Anerkennung, wie er sich ja überhaupt nie heimlich mit fremden Federn schmückt. Denn Cicero war, einmal abzusehen von den Zugeständnissen im Leben, zu denen ihn seine Handhabung des Rechtsanwaltsberufs hin und wieder nötigte, ein streng sittlicher Mensch: Ein Mensch von einem höchst seltenen Verantwortungsgefühl in bezug auf seine öffentlichen Taten, auf das, was er als Staatsmann zu tun und zu lassen hatte. So lässig und zeitweise gewissenlos er in seinen persönlichen Geschäften sein konnte, so genau nahm er es mit den Aufgaben, die ihm von seinem Volk anvertraut waren. Hier berät ihn sein Gewissen so rein

und klar und uneigennützig, wie es nur je einem Mann gesprochen und ihm seinen Weg vorgezeichnet hat. Es ist eine der ergreifendsten Briefstellen in seinen zahllosen Auslassungen gegen Attikus, wenn Cicero einmal ausruft: „Was werden in sechshundert Jahren die Geschichtsbücher von uns berichten? Vor ihnen scheue ich mich viel mehr als vor dem Gerede meiner Zeitgenossen.“ Diesem Bekenntnis dürfen wir unbedingten Glauben schenken. Sobald der Staat ihn forderte oder auf einen Posten stellte, erwachte die *virtus*, die männliche Tüchtigkeit in Cicero und ließ ihn aufs getreulichste seine Pflichten erfüllen. Welche Schwächen, welche Fehler man ihm auch auf seinen häuslichen, seinen persönlichen Bahnen vorwerfen konnte: An seinem Vaterland, am römischen Freistaat hing er nicht minder aufrichtig und zäh, wie es ein Cato tat. Und für die Freiheit erglühete seine Seele ebenso heiß, wie die des Demosthenes, den er neidlos verehrte und über den er auf die Frage, welche seiner Reden die beste sei, schmeichelhaft urteilte: „Die längste.“ Und der, der so sprach, sollte sich und der Nachwelt beweisen, daß er ebenso, wie jene beiden Männer für seinen zerstörten Traum würdig sterben konnte. Denn nun zog sich das Gewölk über ihm zusammen.

An der Beständigkeit und Treue des herrlichen Knaben Oktavian war er inzwischen längst irre geworden. Der hatte sich nämlich an der Verfolgung des geschlagenen Mark Anton nicht weiter beteiligt, sondern suchte sie einfach dem Decimus Brutus zu überlassen. Diesem mußte ja mehr daran liegen, seinen Nebenbuhler um die Statthalterschaft des diesseitigen Gallien gänzlich aufzureiben. Aber Decimus Brutus war dadurch, daß ihm Oktavian nicht Gefolgschaft leistete und mit seinen Truppen in Italien verblieb, ziemlich lahmgelegt, zumal er nicht wußte, ob dem Großneffen des von ihm mit ermordeten Cäsar hinter seinem Rücken zu trauen war. Mark Anton bewies nun auf der Flucht, die er nach der verlorenen Schlacht angetreten hatte, aufs schönste seine alte Leichtblütigkeit und seine Zuversicht in sein gutes Geschick. Er paßte sich mit heiterer Laune den Verhältnissen an und machte den Soldaten, die ihm noch verblieben waren, auf dem Rück-

zug über die Alpen, zu dem er sich nun anschickte, den alles lächelnd und geduldig ertragenden Nebenmann und Mitläufer vor. Er piff munter, wenn die andern ächzten und stöhnten, und half hier und dort einem älteren oder schwächeren Soldaten, wenn es galt, einen Paß hinaufzuklettern, indem er dem „Kameraden“ auf eine Weile sein Gepäck trug. Dadurch gelang es ihm, sowohl die schlechte Stimmung seiner besiegten und bedrückten Truppen langsam wieder zu heben, wie dabei nach alter bewährter Kriegsart selbsten neuen Mut zu schöpfen.

Sein Plan ging insgeheim dahin, sich im jenseitigen Gallien mit dem Lepidus zu vereinigen. Diese neue, wenig bedeutende Gestalt auf der geschichtlichen Weltbühne war mit ihm verwandt und gut Freund. War zudem ein Mann der mittleren Linie, der, wie und wo es sich gab, seinen kleinen Vorteil zu erhaschen suchte. Er hatte es zunächst mit den Tyrannenmördern gehalten, da er eine Schwester des Brutus, eine Tochter der Servilia zur Frau hatte. Konnte aber auch, lauwarm wie er war, jederzeit die Farbe wechseln. Das wußte Mark Anton und baute darauf seinen Anschlag. Er ließ vor den Soldaten des Lepidus, der Befehlshaber des gallischen Heeres war, seine Redekünste spielen, die Cicero so tief verachtete. Aber es gelang ihm auch hier, wie an der Leiche Cäsars, damit Eindruck auf die rohe Masse zu machen, wiewohl Lepidus ihn zunächst niedertrompeten ließ. Die alten Frontsoldaten, deren Ton der „Troupier“ Mark Anton nun einmal zu treffen verstand, streckten die schwierigen Hände nach ihm aus. Und so zog er denn mehr als Freund denn als Eroberer in das Lager des Lepidus ein, der nach der Ansicht einiger Geschichtsschreiber heimlich schon vorher mit ihm ein Herz und eine Seele war. Diesen eitlen, gesinnungslosen Weichling behandelte er dann sehr geschickt, indem er ihn neben sich ruhig befehlen ließ, solange nichts größeres auf dem Spiele stand. Leider sah sich nun auch ein anderer Feldherr Roms, der in Gallien stand, genötigt, mit Mark Anton seinen Frieden zu machen. Es war dies ein gewisser Munatius Plancus, auf dessen republikanische Gesinnung der ihm befreundete Cicero fest wie

auf einen Felsen gebaut hatte. Zwar hätte er an ihr und an dem Kern dieses Menschen schon länger irre werden sollen. Denn dieser Plancus, mit dem Cicero in regem freundschaftlichem Briefwechsel stand, war trotz der ungestümen Aufforderungen, die man von Rom an ihn gerichtet hatte, dem bei Modena geschlagenen Antonius nicht noch in die Flanke gefallen, sondern hatte unentschlossen gewartet und gewartet, bis dieser wieder durch Lepidus gekräftigt war. Asinius Pollio, ein Mann, dessen Namen in der spätern Kaiserzeit des Augustus einen guten Klang als Freund Vergils, als Beschützer der schönen Künste und Begründer der ersten großen Bücherei in Rom bekommen hat, soll dann die Annäherung und Vereinigung des Plancus mit Mark Anton herbeigeführt haben. Dieser Abfall des Plancus von der Sache der Republik und der Freiheit, für die er bisher stets den glühendsten Eifer geheuchelt hatte, muß den Cicero ungemein hart betroffen haben. Er hatte noch kurz vor dem Verrat des Plancus von ihm die schönsten Gelöbnisse seiner Zuneigung in langen Briefen erhalten und wurde nun durch die Kunde überrascht, daß auch dieser mit seinem Erzfeind Antonius gemeinsame Sache gemacht habe. „Ich kann an keinen Menschen mehr glauben“, äußerte er wiederholt in diesen Tagen, nachdem er sich aufs neue in einem, der ihn stets seiner Freundschaft und kindlichen Verehrung versichert, so gründlich verrechnet hatte. Der Vermittler Asinius Pollio, ein Anschmecker und gezierter Schönredner, hat sich späterhin zu einem argen Verkleinerer des Cicero und seines Ruhmes entwickelt und dessen Angedenken als eines irrig als „Demosthenes der Römer“ gefeierten Mannes eine Zeitlang großen Abbruch getan.

Dem vereinsamten, oft schon hinters Licht geführten Cicero stand nun noch die allerletzte und allerbitterste Enttäuschung bevor: In Oktavian. Freilich gab er sich keinen allzu überspannten Hoffnungen mehr über diesen „Götterjüngling“ hin, da er allmählich einsehen mußte, daß dieser frühreife, früh verschlagene Staatsmensch ihn hauptsächlich nur für seine eigenen Zwecke ausnutzte. Was für Lobsprüche hatte er erst vor kurzem in seiner fünften Philippika diesem

undurchsichtigen, selbstsüchtigen Großneffen Cäsars gespendet: „Er soll die Befreier des Vaterlandes, die erlauchten und trefflichen Männer, einen Brutus, einen Cassius hassen“, heißt es da: „O, man fürchte sich nicht deswegen! Er hat alle seine Feindschaften der Republik aufgeopfert. Sie hat er über sich zur Richterin, zur Ratgeberin über alle seine Taten gesetzt. Denn er ist in der Absicht in das Staatsleben eingetreten, um den Staat, die Republik zu befestigen, nicht sie umzustürzen. Ich kenne die geheimsten Gedanken dieses jungen Mannes. Nichts ist ihm teurer als unser Freistaat. Nichts heiliger als Eure Befehle. Nichts werter, als die Achtung guter Bürger. Nichts süßer, als der wahre Friedensruhm. Daher habt Ihr von ihm nicht nur nichts zu befürchten. Ihr dürft von ihm nur noch größeres und besseres hoffen. Nein, von einem Manne, der ausgezogen ist, den Decimus Brutus zu entsetzen, dürft Ihr nicht besorgen, daß ein Andenken an seine Familientrauer an ihm haften könne, das ihm heiliger wäre, als die Rettung der Bürgerschaft. Ich will es wagen, versammelte Väter, Euch, der Republik und dem römischen Volk mein Wort zu verpfänden, was ich fürwahr, da keine Gewalt mich dazu zwingen könnte, gewiß nicht tun würde: Ich verspreche, versichere und büрге dafür, vereinte Väter, daß Cäsar Oktavian auf ewig ein solcher Bürger sein wird, wie er es heute ist, und wie wir es wollen und wünschen müssen, daß er es sei.“

Wieviel auch an solch einem Ausbruch durch die Staatskunst geboten sein mag, so verrät doch dies Urteil, das Cicero hier über den späteren Augustus abgegeben hat, ein völliges Verkennen dieses Jünglings. Und es zeugt zugleich wieder für die geringe Durchschauungsgabe, die Cicero hatte, wenn er zwei- und mehrdeutigen Wesen gegenüberstand. Seine Schwärmerei färbte ihm dann die oft nur erheuchelte freiheitliche Gesinnung der anderen derart schön, daß er solche schmiegsamen und biegsamen Gesellen schon von edelstem Eifer für die Republik beseelt wähnte. Daß es dem Oktavian nur auf sich und seine Macht ankam, das ließ er den Cicero und Rom nur zu bald fühlen. Schon früh daran gewöhnt, mehr durch Bestechungen und Versprechungen als durch

Schlachten zu siegen, war es ihm unter der Hand geglückt, Unruhe unter den Truppen des ihm verhaßten Decimus Brutus, neben dem er zur Zeit noch lagerte, zu erregen. Infolgedessen konnte sich dieser kaum noch auf seine Leute verlassen, geschweige denn den Oktavian, dessen „Freundschaft“ er bald erkannte, in Schach halten. Sein Schicksal kurz zu erledigen, sei nur erzählt, daß späterhin eine Legion nach der anderen von ihm abfiel, bis ihm schließlich nichts besseres übrig blieb, als sich mit einem Häuflein Getreuer, das bei ihm ausgehalten hatte, zu seinem Vetter Markus Brutus nach Griechenland zu schlagen. Auf dem Rückzug, oder richtiger gesagt, der Flucht dorthin, wurde er von einem gallischen Häuptling, der ihm sehr verpflichtet war, verraten. Das ist ja ein besonders trauriges Zeichen jener Zeit gewesen, daß gerade Freunde und Vertraute verfolgter Männer sich mit Vorliebe zu Angebern und Verrätern hergaben. Der arme Teufel, Decimus Brutus genannt, hatte sich, nur um ein wenig verschnaufen zu können, dem Clan der Gallier wehrlos anvertraut und an beiden Händen gefesselt vorführen lassen. Der aber wußte nichts anderes zu tun, wie schleunigst dem Mark Anton davon Mitteilung zu machen. Worauf dieser den Wehrlosen ebenso schleunigst durch abgesandte Mörder umbringen ließ. Damit endete wieder einer derjenigen, die sich an Cäsar als an ihrem Wohltäter vergriffen hatten, und der nun, wie er, eines gewaltsamen Todes sterben mußte.

Oktavian war inzwischen an der Spitze seines recht beträchtlichen Heeres, dem allerlei Überläufer zugeströmt waren, gegen Rom vorgerückt. Noch ein letztes Mal knüpfte er bereits unterwegs nach der Hauptstadt Verhandlungen mit Cicero an, dessen Ansehen er infolge des hohen Ruhms, den Roms bester Redner noch immer genoß, stark überschätzte. Noch einmal streute Oktavian dem Mann, der nun einmal sein Wohlgefallen an dem schönen, zierlich gewachsenen und aufgeweckten Jüngling gefunden hatte, Sand in die Augen. Ließ ihm unterbreiten, daß er von den reinsten Absichten beseelt sei, daß er sich ganz nach ihm und seinen Angaben richten würde und daß er ihn, den weiland Vater

des Vaterlandes, wie seinen eigenen leiblichen, ja mehr noch, wie seinen geistigen Vater als Konsul an seiner Seite ehren wollte. Durch diese und andere Schmeicheleien, Zusicherungen und Süßreden bewog er den Hüter der Republik, sich nochmals für ihn einzusetzen, und seine Wahl zum Konsul beim Senat zu befürworten.

Indessen der Senat, auf den Cicero sich bislang nur wie auf einen Schatten gestützt hatte, machte nun plötzlich seinerseits Schwierigkeiten. Er erwachte noch einmal scheinshalber, bevor er für immer in einen todähnlichen Schlaf versinken wollte. Er mochte wohl ahnen, daß ihm von diesem bereits ganz kaiserlich fühlenden Jüngling das letzte Lebenslicht ausgeblasen und die schwache Bedeutung, die er noch besaß, völlig genommen werden sollte. Um seiner Bewerbung um das Konsulat Nachdruck zu verleihen, hatte Oktavian einen alten Haudegen, einen Hauptmann nach Rom gesandt, auf daß er diese höchste Stufe für seinen Herrn von Rechts wegen verlange. Als man noch zögerte und Einwände erhob, zog der Krieger sein Schwert aus der Scheide, ebenso frech und rücksichtslos, wie es ehemals der Häuptling der Gallier in dem eroberten Rom getan hatte, und erklärte: „Schön! Wenn Ihr meinen Feldherrn nicht zum Konsul machen wollt, so wird diese Waffe es tun.“ Worauf Cicero mit Schaudern erwiderte: „Wenn Ihr Euch auf solche Weise um das Konsulat bewerbt, werdet Ihr es wohl erhalten. Aber wie werdet Ihr es erhalten!“

Mit dem abschlägigen Bescheid des Senats kehrt der kriegsgerische Vermittler zum Oktavian zurück. Und dieser macht nun nicht mehr viel Federlesens. Überschreitet, wie sein Großoheim, den Rubikon. Nähert sich mit seinen besten zuverlässigsten Truppen der Hauptstadt. Und besetzt den ganzen jenseits des Quirinals gelegenen Bezirk Roms. Viele kommen nun herbei, ihn zu begrüßen. Auch Cicero soll unter diesen ihn Beglückwünschenden gewesen sein. Und Oktavian hätte ihn mit den Worten empfangen: „Letzter meiner Freunde!“ Aber beide wußten wohl jetzt schon, wie wenig Verlaß aufeinander für sie zwei noch war. Cicero starrte gierig nach allen Himmelsrichtungen, ob nicht ein

Wunder geschehen und irgendein Heer noch gegen den jungen Cäsar heranrücken könne. Sei es von Norden, wo Decimus Brutus gestanden hatte, sei es von Osten, wo durch Markus Brutus und Cassius in Griechenland, wie man erzählte, gewaltige Truppenmassen zusammengezogen wären. Insbesondere auf diese beiden, die er durch fortwährende Eilbriefe zum Eingreifen anspornte, muß er sich gradezu märchenhaft gespannt haben. Wie ein Kind oder eine Frau, die jeden Augenblick das Wunderbare erwartet. Aber nicht eine einzige Legion nähert sich der Stadt, um den neuen Machtanmaßer hinauszudrängen. Dieser nimmt genau wie sein Großoheim widerrechtlich den Staatsschatz, der auf dem Hügel Janiculo verwahrt wird, für sich und seine Soldaten in Anspruch, die er, um sie bei guter Stimmung zu halten, freigebig entlohnt. Der Form halber begibt er sich dann am Wahltag darauf aus der Stadt, angeblich um keinen zu beeinflussen. Natürlich wird er zum Konsul erwählt. Aber nicht neben ihm Cicero, wie er es ihm in sichere Aussicht gestellt hatte, sondern der Sohn einer Schwester Cäsars, Pedius genannt, der nun gemeinsam mit Oktavian das blutige Strafgericht gegen die Mörder Cäsars vorbereitet. Derselbe Pedius, der im gleichen Jahre schon starb und damit den Oktavian wiederum von einem Nebenbuhler befreite, war es auch, der jetzt die Unterhandlungen anknüpfte, die kurz danach zu dem zweiten Dreimännerbund geführt haben. Oktavian sah ein, daß der Besitz von Rom, dessen er sich nun erfreute, nur ein kurzer Genuß für ihn sein könnte, wenn er sich nicht der Freundschaft des Mark Anton und des Lepidus versichern würde. Nur mit diesen vereinigt war es ihm möglich, den Kampf- und Rachefeldzug gegen Brutus und Cassius aufzunehmen, gegen diese beiden Hauptführer der „Vatermörder“, wie er die Verschwörer gegen das Leben Cäsars nannte. Gegen diese insgesamt hatte er schon durch Ächtung und Einziehung ihrer Güter den Vernichtungskampf begonnen. Tatkräftig unterstützt durch seinen Mitkonsul Pedius, den Neffen Cäsars, der bereits die strengsten Maßnahmen wider die Tyrannmörder beantragt und durchgesetzt hatte.



Auf einer Insel im Rheno, einem Flößchen bei Bologna, auf dem sich die drei, Oktavian, Mark Anton und Lepidus, wie in späteren Zeiten Napoleon und Zar Alexander auf einem Floß auf dem Njemen zur Teilung der Welt zusammenfanden, kam dann jenes Bündnis zustande, das den Untergang des römischen Freistaates besiegelte: Den Untergang der Freiheit und derer, die noch an ihr hingen. Die Ächtungen und Todesurteile, die hier zwischen den drei Machthabern beschlossen wurden, übertrafen an Zahl wie an Grausamkeit weitaus noch die berüchtigten Proskriptionsedikte, die Achterklärungen, die Sulla nach seinem Sieg über Marius aussprechen ließ. Denn waren es damals nur vierzig Senatoren, die niedergemetzelt wurden, so belief sich die Zahl der zum Tode Bestimmten jetzt auf hundert- und dreißig bis hundertundfünfzig. Nach einer Lesart sogar auf dreihundert. Nicht zu Unrecht hatte darum Cicero im Senat ausgerufen, als er die Missetat des Dolabella an dem von ihm überlisteten Trebonius schilderte und verurteilte: „Was für Greuel werden erst geschehen, wenn der Lehrmeister dieses Mordbuben, wenn der verruchteste der Menschen, wenn Mark Anton zur Herrschaft gelangen sollte!“ An Schimpfwörtern gegen diesen, der nun wieder obenauf ist, hat es Cicero ja nie fehlen lassen. Vom Rülpsen und Speien und niedrigen Weiberhelden angefangen bis zum Untier und letztem Abschaum der Menschheit ist Mark Anton mit Schmähungen von ihm überschüttet worden. Und diese kernige kräftige Sprache gegen einen Gegner soll dem Cicero noch in kommenden Jahrhunderten die Zuneigung eines gleich ihm gerne scheltenden Mannes, des biederen Doktor Martin Luther erwerben, der treuherzig meinte, eines solchen ehrlichen Kerls und Freiheitshelden, wie es Cicero gewesen sei, müsse sich unser Herrgott nachträglich noch erbarmen und ihn aus der Hölle der Heiden in seinen christlichen Himmel emporziehen. Auch Fulvia, die Gemahlin des Mark Anton, die vor ihm nach Ciceros Ansicht schon zwei Gatten, dem Clodius wie dem Curio Unheil und Verderben gebracht hatte, war von Cicero derartig durch die Zähne gezogen worden, daß man ihre maßlose Wut gegen den bis-

sigen Redner fast begreifen kann. Die beiden, Mark Anton wie seine Fulvia, sehen nun die Zeit gekommen, wo sie kalte Rache an ihrem Beschmäher nehmen können. Und dieser ahnte dunkel, daß ihm jetzt das Geschick bevorstehen werde, vor dem er sich schon bei dem Waffengang zwischen Cäsar und Pompejus stets gefürchtet hatte, zwischen beiden Gewalthabern wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben zu werden. Es heißt, daß Oktavian sich zunächst heftig gesträubt habe, dem Mark Anton den Kopf des Cicero zu opfern, dieses Menschen, den er für sich bis zuletzt ausgenutzt hatte, dem er mehr als seinem Großoheim Cäsar verpflichtet war. Zwei Tage lang habe es gedauert, ehe er sich das Leben dieses trotz all seiner Schwächen edelsten Republikaners habe abmarkten lassen. Erst als Lepidus seinen leiblichen Bruder und Mark Anton seinen Oheim auf die Liste der Geächteten gesetzt hatte, lieferte auch Oktavian den Mann, der ihm ein Vater gewesen war, ans Messer. Und mit ihm die übrigen der tullianischen Sippe, der Mark Anton nun einmal Tod und Verderben geschworen hatte. Wenn es mehreren Freunden des vielwissenden Bücherwurms Varro auch gelang, diesen früheren Mitläufer des Pompejus von der Rachgier Mark Antons und seiner Büttel freizubekommen, Cicero, seinen Lagergenossen aus Durazzo, hätte keiner mehr diesem wutschnaubenden Haupt des dreiköpfigen Ungeheuers, des neuen Triumvirats, entreißen und abbetteln können. Dazu hatte Cicero sich zu sehr aufs Spiel gesetzt, zu weit vorgewagt. „Über zweitausend Ritter müssen daran glauben“, soll Mark Anton zu Lepidus geäußert haben, der es bei den eintausend, die Sulla niederschlachtete, bewenden lassen wollte. Und habe dann fortgefahren: „Warum sperrt sich mein neuer Schwiegersohn darum solange, wo es den niederträchtigsten alten Schwätzer abzukillen gilt.“ Den Verwandtschaftstitel des Eidams durfte er dem Oktavian darum geben, weil dieser sich soeben mit der Clodia, der schönen, erst fünfzehnjährigen Tochter der Fulvia aus ihrer Ehe mit Clodius vermählt hatte. Angeblich auf den Wunsch der Soldateska, die diese Verbrüderung ihrer beiden Anführer johlend verlangt hätte.

Cicero war angesichts dieser Begebenheiten, die ihm wie schwarze Tropfen langsam von einer Post zur anderen einträufelt wurden, von Rom auf sein Landgut bei Frascati, sein geliebtes Tuskulanum, geflohen. Dort hatte er eine letzte Zusammenkunft mit seinem Bruder Quintus. Mit diesem war er, durch den leidigen Zwist um Cäsar und seine Staatsführung Jahre hindurch getrennt, glücklich wieder ausgesöhnt. Die Empörung über Mark Anton und seine eigenmächtigen Handlungen war von Markus, dem Redner, auch auf den Bruder Quintus übergesprungen. Mit angesteckt von dem Fieber der Entrüstung, das den bedeutenden Bruder gegen diesen Landschaden Mark Anton ergriffen hatte, war auch Quintus nunmehr entschieden der Partei der Republikaner beigetreten. Und die Brüder hatten sich wieder, wie in ihren glücklichen Jugendjahren, einander freundschaftlich genähert und den alten Bund erneuert. Auch ihr gleiches häusliches Mißgeschick mag sie wieder vereinigt haben. Denn auch Quintus war ebenso wie sein Bruder von seinen beiden Frauen, inzwischen von seiner Pomponia, mit der er wie Katz' und Hund in ewigem Unfrieden gelebt hatte, geschieden worden. Und kannte, wie Cicero einmal scherzhaft dem nunmehr gewordenen Schwager des Quintus, dem Attikus schreibt, nur noch ein Verlangen, sich nie wieder eine Frau zuzulegen. Gäbe es doch nach seiner jetzigen Meinung in der ganzen Welt nichts wonnigeres als ein einschläfriges Bettchen. Selbst mit dem ungebärdigen Sohn dieses gleich ihm ehescheu gewordenen Bruders hatte sich Cicero am Abend seiner Tage verständigt. Wie manches Mal hatte er sich über diesen von Geburt aus reich veranlagten, aber leider nur halb erzogenen Jungen und seinen törichteren späteren Schwarm für Cäsar und seine Partei ärgern müssen! Jahrelang hatte dieser Bursche, ein Fresser und Tunichtgut nach Ciceros Ansicht, es vermieden, dem berühmten Onkel wieder vor die Augen zu treten, durch den er als Knabe mit ausgebildet worden war. Hatte sich unter dem Oberbefehl Cäsars in Afrika und Spanien als geckiger, genußsüchtiger Offizier herumgetrieben und sich für die kriegerischen Taten dieses seines Abgottes begeistert. Ja,

vor kurzem war er noch bei dem heurigen römischen Frühlingsfest, an dem Oktavian üppige Spiele zu Ehren seines großen ermordeten Verwandten veranstaltet hatte, mit einem Kranz im Haar durch die Straßen gelaufen, um damit zu bezeigen, wie sehr er um Cäsar trauere und wie er ihn noch im Tode liebe. Aber alles dies, wie auch die jahrelange Unbotmäßigkeit dieses in der unglücklichen Ehe seiner Eltern früh sittlich verwilderten Jünglings gegen seinen eigenen Vater, war mit einem Schlage von Cicero vergessen. Und zwar vergessen an jenem Tage, da der Herr Neffe, der eine Weile starke Neigungen für Mark Anton verspürt hatte, sich von ihm abwandte, als dieser seine Hoffnungen enttäuschte und ihm nicht genügend Geld aus seinen zusammengeraubten Schätzen zufließen ließ. Und als Cicero da vernimmt, daß besagter, früher so oft von ihm gescholtener Neffe Quintus daran gedacht hat, den Mark Anton als Staatsräuber anzuklagen, da kennt seine nunmehrige Begeisterung für den jungen Mann keine Grenzen mehr. Wir erkennen auch an diesem Beispiel wieder, wie sprunghaft Cicero in seinen Zu- und Abneigungen sein konnte. Der nämliche unartige Knabe, über den er sich in all den letzten Jahren bis zu diesem Tage nur geärgert hat, an dem er so gut wie nichts zu loben fand, wird nunmehr, wie er in seiner dritten Philippika vor dem Senat bekennt, zu einem vortrefflichen jungen Menschen, in dessen Liebe er sowohl wie sein Bruder Quintus wegen seiner angenehmen und rechtschaffenen Sitten und ausgezeichneten Gaben miteinander wetteifern, „dem zu jeder Stunde unsere Augen, Ohren und Arme offen stehen“.

Übrigens machte dieser Quintus in letzter Stunde auch alles wieder gut, was er an seinem Vater, gegen den er immer zugunsten seiner Mutter in ihrem Ehestreit Stellung genommen hatte, verschuldet haben mochte. Denn er verhielt sich vor dem Verhängnis, das über ihn und seinen Vater einbrach, höchst ehrenvoll, ja geradezu heldenhaft. Um den Ablauf dieses Trauerspiels vorwegzunehmen, nur folgendes: Quintus, der Vater, trennte sich auf dem Tuskulanum zum letztenmal von seinem Bruder. Beide hatten auf die Nachricht, daß sie sich auf der Totenliste des Mark Anton

befänden, beschlossen, nach Mazedonien zu reisen, um sich dort mit Markus Brutus und den Seinigen zu vereinigen. Es scheint, daß Quintus bedauerlicherweise nicht so schnell hat Abschied nehmen können. Abschied von Rom und seinem geliebten Heim auf dem Palatin und in den Carinen, dem ihm von Kindheit an vertrauten Stadtviertel. Denn das Notwendigste, was sie für ihre Ausrüstung brauchten, hätten sie wohl auch in Tuskulanum finden können. Aber Quintus will unter allen Umständen doch noch rasch einmal nach Rom zurückkehren. Die Brüder fallen einander ein letztes Mal weinend in die Arme. Dann fährt Quintus schleunigst in die Stadt, dort noch allerlei, an dem er hängt, für die Reise zusammenzuraffen. Sein Sohn, der sich mit auf die Flucht zu Brutus begeben will, begleitet ihn. „Reise schleunigst voraus!“ sind die letzten Worte, die Quintus seinem Bruder Markus zuraunt. In seiner römischen Wohnung angekommen, wird Vater Quintus sogleich von seinem Gesinde an die Mordknechte von Mark Anton verraten, die seit Tagen schon das Haus umschleichen. Denn auch die meisten Sklaven der Verfolgten zeigten sich in diesen Tagen von ihren übelsten Seiten: Nämlich als hämische Angeber und Petzer, die ihre Herrschaft, auch wenn sie noch so gut zu ihnen gewesen war, erbarmungslos dem Blutgericht auslieferten. Da offenbart der Sohn Quintus seine beste Eigenschaft. Er versteckt den Vater sehr geschickt, so daß ihn niemand finden kann. Nun sperrt man den Sohn auf die Folter. Quält ihn aufs grausamste. Aber er bekennt nicht, wo er den Vater verborgen hat. Bekennt nichts. Da stürzt der Alte, der dies entsetzliche Schauspiel der Marterung seines Sohnes, das von neuem beginnen soll, nicht mehr ansehen und miterleben kann, hervor. „Hier! Schlagt mich tot! Aber schont meinen Sohn!“ Ein ergreifender Wettstreit hebt nun zwischen beiden an, indem jeder sich für den anderen aufopfern lassen will. Bis die rohen Schinderknechte bald diesem schönen edlen Handel ein Ende machen, indem sie hohnlachend beide niederhauen, um gleich das Kopfgeld zwiefach zu verdienen.

Cicero hat indessen mit ein paar Blicken, die noch verschleiert sind von den Tränen, die beim Abschied des Bruders vergossen wurden, sein Tuskulanum, seine Lieblingsbesitzung umfaßt: Das Haus mit seiner Säulenhalle, seinem prächtigen Bade, seinen marmornen Büchersälen, seinen delphischen Prunktischen, seinen korinthischen Vasen und seinem Garten mit seinen Blumenbeeten und seinen Laubengängen, durch die er vor kurzem noch mit dem Schlimmsten der Verräter, mit Oktavian, einhergewandelt ist. Es ist Ende November, und die vielen Rosen, von denen er sich nun trennen muß, duften ihm ein letztes, schwaches Lebewohl zu. Er beschließt zunächst sich nach Astyra zu begeben. Das ist ein kleiner Ort am Meer, unweit von dem heutigen Nettuno, etwa sechzig Kilometer südlich von Rom gelegen. Dort hat Cicero ein Haus am Meer, das er bequem in wenigen Stunden von Fraskati erreichen kann. Hier hat er manchen schönen Sommermonat verbracht und hat Gäste wie Markus Brutus und andere bei sich gesehen. Da hat er den Verlust seiner einzigen Tochter beweint und sich seine Trostschrift geschrieben. Und dort hat er öfters in seliger Muße fern von den häßlichen Staatsgeschäften mit Freunden, fröhlich wie Kinder, am Strande Muscheln und Meerschnecken gesammelt. Heut' ist hier seines Bleibens nicht lange. Er besteigt ein Fahrzeug, das ihn zu dem Vorgebirge Circeo trägt. Nach der „Circe“ also benannt, der großen Zauberin des Altertums, die hier ihr Feenschloß gehabt haben soll. Cicero spricht sich einige Verse Homers vor, die diesen sagenhaften Palast beschreiben. Und dann faßt er plötzlich den Entschluß, nach Rom zurückzukehren. Es sind die schönsten Seiten, die Plutarch je geschrieben hat, die dem traurigen Ende Ciceros, dessen letzte Stufen nun beginnen, gewidmet sind. Der Geschichtsschreiber wird hier zum Erzähler, ja zum Dichter und Maler, der den Tod dieses Mannes wunderbar zu schildern weiß.

Glücklich wieder auf festem Erdboden angelangt, will Cicero eigensinnig, wie der Unentschiedene zuweilen sein kann, zu Fuß nach Rom pilgern. Er redet sich etwas vor, daß er sich heimlich zu Oktavian, dem Undankbaren,

schleichen und dort an seinem Herde sich erstechen wolle. Damit würde er die Rachegöttinnen gegen diesen Treulosesten der Treulosen entfesseln, auf daß sie den Verräter wie weiland den Orest verfolgen sollten. Er wandert an die zwei- und zwanzig Kilometer ins Land hinein. Zum Erstaunen seiner Sklaven, die ihn leise mißbilligend begleiten. Er mag dabei an die gemeinsame Fußwanderung zurückgedacht haben, die er einmal mit Cäsar unternommen hat, als dieser aus seinem Wagen sprang, um Roms ersten Redner, den ehemaligen Konsul, nicht vor sich um Begnadigung betteln zu sehen. Welche Mordbuben, Kehlabschneider und Schinder blähen sich jetzt an der Stelle dieses zum mindesten hochgebildeten Mannes! Die Furcht vor den Foltern, denen einen diese Schlächter in Rom aussetzen sollen, läßt den armen gehetzten Mann jählings zurückschauern. Er sieht sich in seiner lebhaften Vorstellungskraft bereits gemartert, geißelt, gerädert, gepfählt und gekreuzigt. Was tun? Diese bange fürchterliche Frage für ihn, der selten richtig zu handeln weiß, tut sich aufs neue vor ihm auf. Endlich murmelt er den Sklaven, die ihn ebenso ratlos umstehen, zu: „Ins Formianum!“ Das war ein Landhaus, das er wiederum dicht am Meer bei Formiä besaß, einem kleinen noch heute bestehenden Seebad dicht bei der alten Stadt Gaeta. Dieser Herrnsitz war ihm besonders dadurch ans Herz gewachsen, weil er sich mehrfach zur Abfassung von gelehrten, wie schönggeistigen Schriften in seine Stille zurückgezogen hatte. Auch hatten ihn die kühlen Winde, die ihn dort im Sommer von der See aus umfächelten, hier manches Mal erquickt und die bunten Farben des Meeres bei Sonnenaufgang und Untergang seine Augen oft ergötzt. Jetzt hatte er freilich keine Zeit mehr, sich lange hier aufzuhalten noch gar in Bücher und Pergamente oder den Anblick der See zu vertiefen. Ein Schwarm von Raben flattert ihm, als er sich dem Hause nähert, von einem kleinen Apollotempel entgegen, den Cicero einst selbst dem Gott errichtet hat. Ähnlich wie Voltaire später sein Kirchlein mit der Inschrift: „Deo erexit Voltaire!“ aufgebaut hat. Diese unheimlichen schwarzen Wintervögel, die sich kreischend auf die Segelstange seines Fahr-

zeuges gesetzt haben, verfolgen ihn nun auch noch bis ins Haus. Sie picken an die Wand des Zimmers, hinter dem der müde Mann sich zu seinem letzten Schlummer hingebettet hat. Ja, einer aus dieser schwarzen Schar flattert sogar in das Schlafgemach hinein und zieht mit seinem Schnabel das Gewand von der Stirn des Cicero, mit dem dieser sich umhüllt hat. Nichts sehen, nichts hören, ist sein ganz Begehren! Nun werden selbst die stumpfsinnigen Sklaven etwas abergläubisch und mißtrauisch, und wollen sich von den unvernünftigen Tieren, die sie warnen, nicht länger beschämen lassen. Sie heben den Ermatteten, der sich in einem Zustand befindet, in dem einem alle unheilschwangeren Vorzeichen nichts mehr bedeuten, teils mit gutem Zureden, teils mit sanfter Gewalt empor. Ein grauer Winterhimmel hängt über dem geliebten Haus an der See, das Cicero noch einmal betrachtet, dann steigt er in die Sänfte. Und nun trägt man ihn dem Strande zu, den Lebensmüden, der schon mehrmals traurig geflüstert hat: „Laßt mich sterben in dem oft von mir geretteten Vaterland!“, schleppt ihn dorthin, um ihn wieder auf das Fahrzeug zu verfrachten, das ihn diesem verderbend drohenden Strand entreißen soll.

Da pochen auch schon die Mordgesellen an die verschlossenen Türen des Hauses. Die Geschichtsschreibung hat ihre Namen aufbewahrt. Es sind der Hauptmann Popilius und sein Gehilfe Herennius. Der erstere, Popilius, aus dem Stande der Freigelassenen stammend, war ein früherer Klient von Cicero, der ihn gegen eine Anklage wegen Vatermordes erfolgreich verteidigt hat. Er hat sich selbst freiwillig zu dieser Schandtats angeboten, zu der ihm hernach wohl angesichts seines edlen Wohltäters im letzten Augenblick der Mut ausgegangen ist. Die beiden Bluthunde haben den Vater des Vaterlandes schon in seinem Tuskulanum in Fraskati und hernach in seinem Haus in Astyra gesucht und sind ihm nun bis hierher nachgehetzt. Wütend schlagen sie die verschlossene Pforte ein. Durchstöbern gierig alle Gemächer, und wollen schon enttäuscht wieder abziehen, um ihn in seinem Landsitz zu Cumae oder bei Pozzuoli oder bei Pompeji zu erjagen. Da schleicht sich ein Freigelassener

von Ciceros Bruder Quintus an sie heran, Philologus genannt, denn auch der Name dieses Judas ist uns erhalten worden. Ein elender Geselle, dem Cicero selber Unterricht in den Wissenschaften und Künsten gegeben hat. Der tuschelt den beiden blutdürstigen Kerlen zu, daß soeben eine Sänfte durch den Laubengang nach dem Meere getragen werde. Und wie die Jagdhunde eilen die zwei nun hinunter. Cicero vernimmt bereits den eintönigen Anschlag der Wellen an die Küste, und bebt davor, aufs neue das Fahrzeug besteigen zu müssen, das ihn wer weiß wohin tragen soll. Nach dem greulichen, dem langweiligen Durazzo oder sonstwohin, zu kriegerisch gesonnenen Männern, denen er, der Friedfertige, stets gern aus dem Wege geht. Und da hört er auch schon, wie schwere plumpe Tritte auf dem Weg hinter ihm her sind: Seine Verfolger. Sofort läßt er die Sänfte niedersetzen und starrt nun seine Mörder an, indem er nach seiner Gewohnheit dabei seine linke Hand an sein Kinn hält. Von der Flucht schmutzig in seinem bleichen kummervollen Gesicht und mit zerzaustem Haar starrt er sie an. Und ein letzter Ekel vor der Menschheit mag ihn überkommen haben, als er in dem einen dieser Fleischhacker den Mann erkennt, dem er einst aus der Patsche geholfen und den Hals gerettet hat. Soll man sich noch gegen diese Henkersknechte wehren? Was für ein Los winkt ihm denn, wenn er wirklich noch sein Schifflein erreicht? Die Verbannung und ein Verzweiflungskampf, zu dem sich Brutus und Cassius schon im fernen Osten gegen die wider sie anrückende Übermacht rüsten? Nein! Zu sterben hat Cicero in diesen letzten Wochen, da sein Traum von einer Befreiung von der Knechtschaft und von einer Wiederkehr der alten römischen Republik langsam in Stücke brach, zur Genüge gelernt. „Moriatur! Laßt uns sterben!“ Diese Losung, die er für den äußersten Fall in dieser ganzen Zeit des letzten Ringens um die Freiheit Roms ausgegeben hat, er haucht sie jetzt den beiden Spießgesellen in die verzerrten Fratzen. Ja, er soll sogar den einen dieser alten gewissenlosen Kriegsknechte noch mit den Worten angefahren haben: „Komm heran! Und wenn du das wenigstens recht zu tun verstehst,

so haue nur zu!“ Und während seine Sklaven entsetzt ihre Häupter verhüllen, bietet Cicero still und gefaßt dem Wüterich seinen Hals dar, den dieser mit seinem gezückten Schwert durchschneidet. Es ist Herennius, der, da Popilius noch zögert, die Waffe schwingt. Aber erst bei dem dritten Hieb soll der Kopf gefallen sein. Dem Toten säbelt man dann noch auf das vorherige besondere Geheiß des Mark Anton die rechte Hand ab, mit der Cicero die vierzehn Reden gegen seinen schlimmsten Feind niedergeschrieben hat. Und mit solchen traurigen Siegeszeichen, dem Schädel und dem halben Arm des Erschlagenen beladen, ziehen die beiden Metzger dann von dannen, um sich in Rom den Kopfpfeil auszahlen zu lassen. Den Leichnam des Cicero haben wohl seine getreuen Sklaven auf der Stelle verbrannt und seine Asche daselbst in einem Grabmal am Wege geborgen. Noch heute bezeichnet man einen mächtigen runden Turm, der sich in der Mitte von Weinbergen auf einer viereckigen Unterlage erhebt, als das Grabmal des Cicero.

## 10. In die Unsterblichkeit

Die Ermordung des Cicero geschah am 7. Dezember des Jahres 43. Einen Monat vor seinem 64. Geburtstag. Nicht zwei Jahre, nachdem Cäsar unter den Dolchen der Verschwörer sein Leben ausgehaucht hatte. Mark Anton stieß ein schauerliches Freudengelächter aus, als ihm die Nachricht überbracht wurde, daß der Tod seinen Erzgegner ereilt habe. Er unterbrach eine Sitzung, in der er sich befand, um sich die schauerlichen Überreste seines Feindes, das Haupt und die abgehauene Rechte zu betrachten. Den Mörder bekränzte er wie einen Sieger, und ließ den beiden Schurken das zehnfache des Preises auszahlen, den er für die Ergreifung und Tötung des Cicero ausgesetzt hatte. 165 000 Goldmark nach unserer Schätzung. Auch soll er selber in seiner Freude gesättigt erklärt haben, daß er nun nicht mehr auf weiteren Achterklärungen bestehen würde. Sehr unbeliebt beim Volke machte Mark Anton sich dann dadurch, daß er den Befehl gab, das Haupt und die rechte Hand des größten römischen Redners, des ehemaligen Vaters des Vaterlandes auf die Rednerbühne aufzustecken, von der herab Cicero so oftmals seine mahnende Stimme erhoben hatte. Aber was lag einem Stier wie Mark Anton noch an dem Unwillen der Menge, der bald wieder verflog, wenn die mächtigen Schritte seiner Leibwache über das Pflaster des römischen Marktplatzes dröhnten. Daß Fulvia, seine Ehefrau, den Schädel Ciceros verhöhnt und bespuckt und die tote Zunge noch mit Nadeln durchstoßen hat, erscheint bei diesem entmenschten Weibsteufel sehr wahrscheinlich. Sie glühte ja danach, Vergeltung an diesem Menschen zu nehmen, dem sie bereits bei dem Tode des schönen Clodius

ewige Rache angedroht hatte. Einen etwas weniger glaubwürdigen, wenn auch nicht so abstoßenden Zug erzählt man bei dieser Gelegenheit von ihrem Gesponsen. Mark Anton habe, als ihm hinterbracht worden sei, wer den verhaßten Cicero den Schergen überliefert habe, in seiner gerechten Verachtung gegen alle Verräter diesen Griechling Philologus der Pomponia, der früheren Gattin des Quintus, übergeben. Und diese, die Schwester des feingebildeten Attikus, soll ihn in Erinnerung an die niederträchtige Behandlung, die ihrem früheren Gemahl, ihrem geliebten Sohn widerfahren war, gezwungen haben, sich sein eigenes Fleisch stückweise vom Leib zu schneiden, es zu rösten und dann selbst zu verzehren: Wohl die grausamste Frauenrache, die uns aus der Geschichte der menschlichen Greuel aller Zeiten berichtet worden ist.

Oktavius versuchte später als Augustus an dem Sohn Ciceros einigermaßen das wieder gut zu machen, was er an dem Vater verschuldet hatte. Der junge Mann hatte in Athen bei den dortigen Rednern und Denkern gehört. Insbesondere bei dem von seinem Vater hochgeschätzten Kratippos, einem alten Aristoteliker. Und hatte es sich während dieser etwas flüchtigen Beschäftigung recht wohl sein lassen. Dann, als Markus Brutus zur Übernahme seiner Provinz Makedonien im Piräus eingelaufen war, hatte sich ihm der Jüngling Cicero, von seinem alten Herrn in der Liebe zur Republik aufgezogen, voll Begeisterung angeschlossen. Übrigens gleichzeitig mit dem jungen Dichter Horaz, der damals mit ihm in Athen studierte. Auch Brutus war dem Sohn seines von ihm hochverehrten Lehrers gleich freundlich begegnet, und hatte ihn, als die Rächer Cäsars mit ihren Truppen anrückten, in seine Reiterei gesteckt, wie dies ja vor ihm schon Pompejus mit diesem jüngeren Cicero getan hatte. Der Sohn muß überhaupt mehr eine glückliche Ader für den Krieg gehabt haben als der Alte. Denn er schlug sich draußen im Kampf sehr wacker und besiegte sogar den Bruder des ihm verhaßten Mark Anton, den „Fischhelmtträger“, wie sein Vater ihn ständig beschimpft hatte, in irgendeinem Treffen. Nach der schweren Niederlage, die Brutus und Cassius in

der Schlacht bei Philippi erlitten, die auch ihr Leben endete, schloß sich der junge Cicero eine Weile dem jüngeren Pompejus an, einem der Söhne des Pompejus, die seinerzeit so hart auf seinen unschlüssigen grillenfängerischen Vater losgefahren waren. Wechselte aber dann klugerweise zur rechten Zeit zum Oktavian über, der ihn mit offenen Armen empfing. Um das Andenken des von ihm verratenen und preisgegebenen Vaters zu ehren, machte Oktavian den Sohn Ciceros sogar neben sich zum Konsul. Das geschah im Jahre 30 v. Chr., dreizehn Jahre nach der Ermordung des großen Redners. Oktavian hatte soeben Mark Anton als den letzten, der seiner Alleinherrschaft im Wege stand, in der Seeschlacht bei Aktium besiegt. Und Mark Anton, nicht feige, nicht unheldenhaft bis an sein Ende, war wie Cleopatra freiwillig in den Tod gegangen. Da wollte Oktavian dem erbittertsten Gegner des Erschlagenen und Gefallenen eine späte Huldigung darbringen. Er ernannte den Sohn Ciceros zum Konsul neben sich. Was freilich nur eine ziemlich hohle Würde für diesen war. Aber Oktavian, nunmehr Augustus, ließ es auch schweigend zu, daß sein Amtsgenosse im Senat folgenden Antrag erhob: „Alle Bildsäulen, die zu Ehren des Mark Anton errichtet wären, seien sofort umzustürzen, und keiner aus dem Geschlecht der Antonier dürfe fortan mehr den Namen ‚Markus‘ tragen: Diesen Vornamen, den Vater Cicero geführt, und der durch den Mark Anton für immer verschimpft worden sei.“ Indem er so „die Vernichtung der Erinnerung“ über Mark Anton aussprechen ließ, ahndete der Sohn Cicero noch den an seinem Vater begangenen Frevel an den steinernen Denkmälern seines Feindes, die er samt und sonders vernichten ließ: Eine Genugtuung, die leider Vater Cicero, der an solchen sinnbildlichen Vergeltungen stets seine Freude gehabt hatte, in seiner Asche nicht mehr empfinden konnte. Leider war der Sohn in einem Punkte von seinem Vater, dem er die Säulen seines Gegners zum Sühneopfer darbrachte, völlig verschieden: In der Mäßigkeit. Vater Cicero hatte sich sein Leben lang im Essen und Trinken sehr in acht genommen und keiner hatte ihn jemals trunken gesehen. Der Sohn stürzte schon als Musen-

sohn in Athen zum Erstaunen seiner Umgebung oft, nach unserm Ausmaß bezeichnet, zwei Flaschen ungemischten Griechenwein auf einen Zug herunter. Und die Widmung der edlen Schrift seines Vaters: „Über die Pflichten“, die dieser dem Sohn zugeeignet hatte, feierte der junge Cicero mit einem Saufgelage, das im drolligen Widerspruch mit dem ihm geweihten Werke stand. Später ergab er sich vielfach ganz haltlos, ähnlich wie Goethes Sohn, dem Trunk, so daß Augustus von ihm urteilte: „Es bleibt erstaunlich, daß der Sprößling eines Mannes, der fortwährend die Tugend und die Selbstbemeisterung und Enthaltensamkeit gepredigt und gepriesen hat, sich derartig gehen läßt. Was der Alte zu wenig genossen hat, das scheint der Sohn nachholen zu müssen.“ Infolge seiner Trunksucht ist der jüngere Cicero denn auch früh gestorben. Vielleicht noch vor seiner Mutter, der von Cicero geschiedenen Terentia, die ein sagenhaftes Alter von hundertunddrei Jahren erreicht haben soll. Und jedenfalls lange vor Augustus, der ein sehr nüchterner Mensch war und es bis in sein siebenundsiebzigstes Jahr, in dem er starb, auch geblieben ist. Die Schuld, die er gegen „seinen Vater Cicero“, wie er ihn eine Zeitlang genannt, auf dem Gewissen hatte, die wird den Kaiser, der über viele Leichen zu seinem Thron emporgestiegen ist, nicht weiter gedrückt haben. Zumal er sie sicherlich nach seiner Meinung gegen den Sohn getilgt hatte. Augustus behielt freilich bis an sein Ende eine gewisse Hochachtung vor dem Mann, der ihn zuerst die Wege zu seiner Macht gebnet hatte. Das geht auch aus dem Geschichtchen hervor, das erzählt, daß er einmal einen seiner Enkel, Söhne seiner Tochter Julia, mit einem Buch, einem Band Cicero getroffen habe. Als der Enkelsohn das Buch scheu unter seiner Toga verstecken wollte, habe Augustus es lächelnd hervorgezogen, sich stehend eine ganze Weile darin vertieft und es darauf dem Jüngling zurückgegeben: „Hier, mein Junge! Das ist ein gelehrter, ein sehr gelehrter Mann gewesen, und ein Mensch, der sein Vaterland heiß geliebt hat.“

Es ist sehr gut möglich, daß Augustus diese und andere spätere Verneigungen vor dem Manne gemacht hat, dem er

so tief verpflichtet war. Das schönste an dieser Geschichte ist aber dies, daß sie beschreibt, wie der Kaiser mitten aus seinen Regierungsgeschäften sofort in den Bann des Buches gerät, das ihm zufällig in die Hände fällt. So ergeht es uns heute ja auch noch, daß, wenn wir Ciceros Reden und Schriften anlesen, sie uns gleich in ihren Zauber ziehen, da sie so unglaublich lebendig geblieben sind. Wir können uns sofort mit der gleichen Aufmerksamkeit und Anteilnahme in seine Werke vertiefen, wie es zur Zeit Petrarkas und Humes geschah, oder in den Tagen Friedrichs des Großen, der in seinen Winterlagern im Siebenjährigen Krieg sich mit Freuden die Briefe und Gespräche Ciceros vornahm, und der an seinen Voltaire schrieb: „Niemals hat es auf der Welt einen zweiten Cicero gegeben. Ich liebe ihn unendlich, ja, ich bin ganz vernarrt in ihn.“

Von den weiteren Nachkommen Ciceros nach seinem Sohn ist uns nichts näheres bekannt geworden. Auch von den beiden Kindern nicht, die seine geliebte Tully dem zuwideren Dolabella, geboren hatte. Weder von dem kleinen Lentulus Dolabella, so hieß das eine Kind, noch von seinem Geschwister. Aber was braucht ein Mann wie Cicero auch leibliche Nachfahren! Er, dessen Reden zu einem großen Teil noch so viel Wärme behalten haben, als wenn sie soeben erst von seinen Lippen gesprungen wären, dessen weltweite und schöngestige Schriften uns gleich ergötzen, wenn wir uns mit ihnen wie mit Menschen, die trefflich zu plaudern wissen, in eine stille Ecke setzen, und dessen Briefe uns so frisch ansprechen, als seien sie von gestern datiert und nicht vor fast zweitausend Jahren geschrieben worden. Als der gebildetste Mensch seiner Zeit, als der erste Humanist, geht Cicero noch heute neben uns her, und wird noch jahrhundertlang die Menschheit begleiten. Denn was gibt es anziehenderes für den Menschen als den Menschen? Cicero spiegelt einen jeden von uns wieder. Und darum ist es zugleich fesselnd, wie lohnend in dies Leben hineinzuschauen. Man erkennt sich in ihm. Und man lernt auf der andern Seite aus ihm, was man tun und lassen soll. Man entfernt sich über der Beschäftigung mit ihm nur schein-

bar von der Gegenwart. Seine Tage führen uns in tausenderlei Beziehungen auf die unsrigen zurück. Und die Stunden, die man über der Versenkung in ihn und seinen abenteuerlichen Lebenslauf wie in seine trotz mancher Schwächen großgeartete Seele vom heutigen Leben zu verlieren vermeint, die werden sich zinsbringend lohnen durch den geistigen Gewinn, den sie uns zutragen. Und wenn wir uns von der Beschäftigung mit ihm erheben, um uns erneut unserer Zeit und ihren Fragen und Sorgen zu widmen, so können wir dies um vieles bereichert tun. Wer sich durch den Umgang mit Cicero über einen so wichtigen Abschnitt der Geschichte wie dem von ihm durchlebten Rechenschaft zu geben weiß, der wird auch seine eigene Gegenwart meistern können.



---

---

# WÜSTE UND GELOBTES LAND

Geschichte Israels  
von den Anfängen bis zum Tode Salomos

von

Dr. ELIAS AUERBACH

Mit 18 teils farbigen Bildern auf Tafeln und 8 Bildern im Text.  
1932. XII und 307 S. Lexikonformat. Geheftet RM. 14.—, Ganzleinen RM. 16.—,  
Halbfranz RM. 18.—

## AUS DEM INHALT:

- I. Palästina als Schauplatz der Geschichte.
- II. Die Quellen der altisraelitischen Geschichte.
  1. Die außerpalästinensischen Quellen. 2. Die außerbiblischen Quellen aus Palästina. 3. Art und Aufbau der biblischen Quellen.
- III. Die Vorzeit.
  1. Die Vorzeit des Landes / Allgemeines. Beziehungen zu Babylonien — zu Ägypten — zum Hethiterreich. Amoriter und Kanaanäer. 2. Die Vorzeit des Volkes / Herkunft der Israeliten. Die Erzväter. Mose und die zwölf Stämme Israels.
- IV. Die Anfänge Israels.
  1. Einwanderung und Festsetzung in Kanaan. 2. Israeliten und Kanaanäer im 12. Jahrhundert / Älteste Heiligtümer. Die Daniten Ehud. Ostjordanland. Der Debora-Kampf. 3. Das Stammeskönigtum von Ophra. Gideon und Abimelech. 4. Kultur der ältesten Israeliten / Organisation. Materielle Zivilisation. Geistige Kultur: Geschichtsschreibung. Schrift. Religion und Priestertum. Recht.
- V. Nation und Staat.
  1. Israeliten und Philister. 2. Saul. 3. David. 4. Salomo. 5. Kultur und Literatur der Königszeit.Literaturverzeichnis — Zeittafel — Namen- und Sachregister.

*„Die geschichtlichen Zusammenhänge werden mit Meisterschaft offengelegt, die handelnden Personen ausdrucksvoll gezeichnet. — Was der Verfasser über das Wesen und Werden der Gottesvorstellung, über die Anfänge der Prophetie, über die alte Gesetzgebung und Kultverfassung zu sagen hat, verdient höchste Beachtung.“*  
Prof. I. Elbogen im „Morgen“.

*„In diesem Werk liegt der erste Teil der ersten von einem jüdischen Historiker auf Grund selbständiger wissenschaftlicher Forschung dargestellten Geschichte des alten Israels vor, und, um es mit einem kurzen Wort einleitend zu sagen, dieses Werk ist ein Meisterwerk geworden.“* Jüdische Rundschau.

Den achtseitigen Prospekt bitten wir anzufordern.

---

---

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN NW 87

---

---

REV15

2012

ÚK PrF MU Brno



3129S04263